ANTON MARTY

GESAMMELTE SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

JOSEF EISENMEIER ALFRED KASTIL

OSKAR KRAUS

II. BAND, 2. ABTEILUNG

SCHRIFTEN ZUR DESKRIPTIVEN PSYCHOLOGIE UND SPRACHPHILOSOPHIE

HALLE A. S.

VERLAG VON MAX NIEMEYER

1920

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis
der 2. Abteilung des II. Bandes.

		Seite
Vorwort		V
XV.	Über Annahmen. (Ein kritischer Beitrag zur Psychologie, namentlich der deskriptiven)	3
XVI.	Über das Verhältnis von Grammatik und Logik	57
XVII.	Sprache und Abstraktion	101
XVIII.	Über die Ähnlichkeit	107
XIX.	Besprechung von C. Stumpf: Erscheinungen und psychische Funktionen	113
XX.	Selbstanzeige der Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie	121
XXI.	Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie	129
XXII.	Über die Funktion der Kasus	173
XXIII.	Antwort auf eine Umfrage der akademischen Antiduell-Liga	179
XXIV.	Die Gesetze der Zivilisation	183

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Mit der zweiten Abteilung des zweiten Bandes kommt die Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ Anton Martys zum Abschlusse. Sie wird philosophisch interessierten Sprachforschern schon darum willkommen sein, weil hier Martys klassische Abhandlung „Über das Verhältnis von Grammatik und Logik“, die in knappem Rahmen des methodisch Grundlegenden so viel enthält, zum erstenmale aus dem Zusammenhange einer Sammelpublikation der Prager deutschen Universität gelöst wird, der ihr den Weg in die Bibliotheken des engeren Fachkreises erschwert hat. Auch die beiden Entwürfe zu Kongreßvorträgen „Über Sprache und Abstraktion“ und „Über die Ähnlichkeit“ waren schwer zugänglich. Im übrigen enthält der vorliegende Band vorwiegend Polemisches. Über den wahren Grund dafür, warum M. — oft mit innerer Überwindung — viele Polemik nicht gescheut hat, hat er sich selber in einer der hier abgedruckten Abhandlungen ausgesprochen: „Der unfertige Zustand der Psychologie und die Schwierigkeit ihrer Fragen und Methoden bringt es leider mit sich, daß fast noch in jedem wichtigeren Punkte starke Differenzen bestehen, und läßt es als zweckmäßig, ja unter Umständen geradezu geboten erscheinen, sich nicht bloß mit der positiven Begründung der eigenen Ansicht zu begnügen, sondern auch nach Tunlichkeit die Quellen der gegnerischen Irrtümer aufzudecken. Und dies ist meines Erachtens ganz besonders in einer „Sprachpsychologie“ nötig, die sich auch an die Sprachforscher wendet. Nur so wird es ihnen ermöglicht, sich — solange wir ihnen keine allgemein anerkannte Psychologie bieten können — zwischen den abweichenden Positionen der verschiedenen „Psychologien“, denen sie sich gegenüber sehen, in begründeter Weise zu entscheiden. Ohne wohlbegründete Anschauungen in den Fragen der allgemeinen Psychologie mit

Digitized by Google

Erfolg die psychische Seite der Sprache zu studieren, wäre aber ein Ding der Unmöglichkeit. In diesem Sinne muß man ein „System der Psychologie" an die Sprache heranbringen."

Marty hat diese Aufgabe natürlich nicht nur als Vermittler überkommenen psychologischen Wissens an die Adresse der Sprachforscher geleistet, sondern als selbständiger Forscher auf jenem Grenzgebiete der Seelenlehre, das dem Linguisten benachbart ist. Daß er dafür bei den Sprachforschern nicht überall Verständnis und Dank geerntet hat, ersieht der Leser aus der Kontroverse mit dem Romanisten Vossler, der aus der Not des eigenen psychologischen Unvermögens gerne die Tugend einer dem „Psychologismus" und Empirismus überlegenen idealistisch-ästhetischen Methode gemacht hätte. Er mußte sich von Marty darüber belehren lassen, daß es heute auch in der Philosophie nicht ohne positives Wissen und Selbstkritik möglich ist, die Eierschalen des Dilettantismus abzustreifen. Übrigens hat V. auch bei den eigenen Fachgenossen durch seinen Versuch aus Italien eine neue Hegelei in die Sprachwissenschaft einzuführen mehr Verwirrung als Zustimmung hervorgerufen, und manchem von ihnen mag es darum willkommen sein, aus Martys überlegener Abwehr die Beruhigung zu schöpfen, daß es mit der neuen kraft-genialischen Methode nichts ist.

Während sich die Abhandlung gegen Vossler mehr an die Sprachforscher im engeren Sinne wendet, ruft diejenige gegen Meinong vorwiegend das Interesse des Psychologen wach. Es handelt sich hier um die folgenreiche Frage, wie es denn zugehe, wenn wir uns gewisse Urteile als wahr vergegenwärtigen, ohne sie selber für wahr zu halten, wie dies beispielsweise von dem geschieht, der eine Hypothese auf ihre Konsequenzen prüft. Meinong glaubte sich einer Deutung dieser Phänomene nur unter der Voraussetzung gewachsen, daß es Denkakte gebe, die gleichsam in der Mitte zwischen dem Vorstellen und Urteilen stünden, indem sie mit diesem den Gegensatz von Anerkennen und Verwerfen, mit jenem den Mangel an Überzeugtheit teilten. Er nennt diese neue Grundklasse von Bewußtseinstätigkeit die der „Annahmen".[1]) Marty hingegen ist der Ansicht, daß, wer in diesem Sinne etwas annehme, allerdings nicht selber darüber

[1]) Meinong: Über Annahmen. II. Ergänzungsband zur Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. 1902.

Digitized by Google

urteile, sondern es als beurteilt, als mit Recht anerkannt oder verworfen, vorstelle. Meinong hat auf die hier abgedruckte Kritik seiner Theorie in der gleichen Zeitschrift[1]) geantwortet und, nachdem Marty im I. Bande seines Hauptwerkes[2]) nochmals sehr gründlich auf das Problem zurückgekommen war, seinen Standpunkt in einer 2. Auflage des Buches über die Annahmen in einigen, aber nicht eben wesentlichen Punkten modifiziert. Daß die Hypothese Meinongs weder a priori möglich sei, noch durch ihren Erklärungswert empfohlen werde, hat aber Marty schon in dieser ersten Abhandlung gegen sie für jeden Unbefangenen vollkommen überzeugend nachgewiesen. Eine andere Frage ist, ob er selber erklärt habe, wie wir uns denn etwas „als mit recht beurteilt" vorstellen, dem wir den eigenen Glauben vorenthalten. Marty macht hierbei von einem Erklärungsmittel Gebrauch, das auch bei Meinong, insbesondere in dessen „Gegenstandstheorie" eine ausschlaggebende Rolle spielt, daß nämlich außer Dingen auch noch gewisse Undinge, sog. Urteils- und Interesseinhalte — Meinong nennt sie Objektive — zum Gegenstande unseres Denkens gemacht werden können. Dies scheint aber der Punkt, wo Martys Untersuchungen durch gewisse Analysen seines Lehrers Franz Brentano, auf die wir in der Vorrede zur ersten Abteilung dieses Bandes hingewiesen haben, überholt worden sind. Es ist dies die Lehre vom modus obliquus des Vorstellens, die Brentano im Anhange seiner „Klassifikation der psychischen Phänomene" S. 137 heranzieht, um die Täuschung aufzudecken, der Meinong mehrfach unterlegen ist.

Die Erwartung, die wir damals aussprachen, den wissenschaftlichen Nachlaß Brentanos bald publizieren zu können hat sich bisher — ohne Schuld der Herausgeber — nicht erfüllt. Als Abschlagszahlung auf unser Versprechen möge das seither erschienene Buch „Franz Brentano, Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre", von Oskar Kraus, mit Beiträgen von Carl Stumpf und Edmund Husserl, München 1919, hingenommen werden.

---

[1]) Bd. 41, S. 1—14.

[2]) Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. Halle a. S., Max Niemeyer, 1908.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Wort zur Abwehr
über Jodl, Marty und Brentano.

Von Oskar Kraus.

Unmittelbar vor Abschluß des vorliegenden Bandes erhalte ich Einblick in das Buch „Friedrich Jodl" sein Leben und Wirken von Frau Margarete Jodl,[1]) der Gattin des dahingeschiedenen Professors der Philosophie an der Universität in Wien. Die Unzuverlässigkeit der Berichterstattung in allem, was sich auf das Verhältnis Jodls zu Marty, Brentano und seine Schule bezieht, nötigt mich im Interesse der Angegriffenen und im eigenen Namen zu folgender Richtigstellung, die zugleich als Ergänzung meiner im ersten Bande veröffentlichten kurzen Biographie Martys angesehen werden kann.

Brentano ist bekanntlich vor seiner Verehelichung mit Ida Lieben im Jahre 1880 von seiner Professur freiwillig zurückgetreten, um als sächsischer Staatsbürger eine unanfechtbare Ehe schließen zu können; er fürchtete die gesetzlich durch nichts begründete, von Josef Unger als verfehlt verworfene „Rechtssprechung" des österreichischen obersten Gerichtshofes, die das kirchliche Recht über das bürgerliche stellend, ehemaligen Geistlichen die Ehefähigkeit absprach, obgleich das bürgerliche Gesetzbuch im § 63 sie nur solchen Katholiken verwehrte, die dem geistlichen Stande tatsächlich angehören. Frau Jodl, die sowohl aus meiner Lebensskizze Martys[2]) als auch aus meinem Buche über Brentano[3]) den Sachverhalt hätte entnehmen können,

[1]) Cotta 1920.

[2]) Anton Marty, sein Leben und seine Werke, Halle 1916; vgl. auch Bd. I Abt. 1 der gesammelten Schriften Martys.

[3]) Franz Brentano von Oskar Kraus mit Beiträgen von Carl Stumpf und Edmund Husserl, München 1919.

*

Digitized by Google

stützt sich hier wie anderwärts auf bloßen Klatsch und schreibt S. 163: „Franz Brentano, der Begründer und das Haupt der sogenannten „österreichischen Philosophie", war durch eine Heirat welche er — obwohl ehemals katholischer Ordenspriester — geschlossen hatte, nach dem Gesetz seines Ordinariates verlustig gegangen, so daß er zwar als Dozent seine Vorlesungen halten, das Lehramt aber offiziell nicht mehr bekleiden konnte".

Es ist unwahr, daß das Gesetz Brentano seiner Professur verlustig erklärte.[1]) Wahr ist vielmehr, daß Kaiser Franz Josef nicht zu bewegen war, Brentano wieder anzustellen, beziehungsweise die Regierung nicht wagte die Ernennung zu verlangen, obgleich die Fakultät ihn Jahr für Jahr vorschlug und die Unterrichtsverwaltung ihm vor seinem Rücktritt die Wiederernennung in Aussicht gestellt hatte. Seltsam, daß dies Frau Jodl unbekannt geblieben ist, wo sie doch in Wien lebte und Dr. Josef Breuer der Arzt und Freund Ida Brentanos auch der ihre gewesen ist! Nachdem Brentano nach 14 jährigem Harren, empört über die Haltung der Regierung seine Privatdozentur niedergelegt hatte, wurden im Jahre 1894 Anton Marty und Friedrich Jodl für seine Lehrkanzel vorgeschlagen. Marty erhielt jedoch vom Unterrichtsminister Dr. v. Madeyski den Bescheid: in Wien als dem Sitze der apostolischen Nuntiatur und der Residenz seiner Apostolischen Majestät sei er unmöglich! Jodl aber war an dieser Stätte möglich und wurde ernannt. Weshalb war Marty unmöglich? Er hatte sich, obgleich Träger der „höhern Weihen" innerlich vom Katholizismus losgesagt und zur freien Wissenschaft bekannt.

Wohl war auch Jodl von einstiger fromm katholischen Überzeugung abgefallen, ja er, der Schüler Hubers wurde zum eifervollen Atheisten und agitatorisch politischen Widersacher der Kirche, während Martys Gelehrten- und Forschernatur sich ausschließlich auf die Philosophie und ihre Lehre beschränkte und keinen Augenblick die Versuchung fühlte, die höchsten metaphysischen Erkenntnisse mit dem Offenbarungsglauben von sich zu werfen; aber Marty hatte sich niemals gleich Jodl „der ganz besondern Empfehlung des Kardinals, Fürsten Schwarzenberg, zu erfreuen gehabt" (S. 111 der Jodlbiographie) und ihm klebte der character indelebilis der „höheren Weihen" an; das

[1]) Vgl. mein Brentanobuch S. 9 u. f.

Digitized by Google

traf bei Jodl nicht zu und somit war kein scandalum gegeben; dazu kam, daß sich Jodl im Herbst 1895 von der Gesellschaft für ethische Kultur, die bei den maßgebenden Kreisen in Wien übel angeschrieben war, zurückgezogen hatte („wegen der leidenschaftlich und tendenziös sozialistischen Haltung der Wochenschrift", S. 156) und endlich den Sektionschef v. Hartel 1896 brieflich versicherte „niemals die Kirche oder das kirchliche Dogma direkt angegriffen zu haben" (S. 170).

Diese Versicherung beruhte nun freilich nicht auf Wahrheit; denn Jodl leugnete nicht nur, wie Brentano und Marty, direkt das kirchliche Dogma von der Indeterminiertheit des menschlichen Willens, sondern leugnete in Wort und Schrift auch die Geistigkeit der Seele und die Existenz Gottes; sind nun diese beiden Thesen auch Lehrsätze, die der voraussetzungslosen griechischen Philosophie entstammen, so sind sie nichtsdestoweniger von der Kirche als autoritative Dogmen rezipiert worden. — Doch die Regierung prüfte die Wahrheit der Jodlschen Behauptung nicht; ihr mochte wohl die für die Vergangenheit abgegebene Versicherung einer für die Zukunft geltenden gleichwertig dünken, und so kam es, daß sie die Vergangenheit Jodls „in Gnaden übersah" (S. 169), während ihr die Gegenwart Martys ein Dorn im Auge blieb. Die Vorgänge, die zur Ernennung Jodls führten — so weit sie in die Öffentlichkeit drangen — veranlaßten die Schüler Martys in Prag für ihn in den Hörsälen zu demonstrieren. Zugleich wurde Marty einstimmig, mit Überspringung anderer Kandidaten, zum Rektor gewählt und der Wunsch, ihm für die unverdiente Zurücksetzung Genugtuung zu gewähren, wirkte hierbei entscheidend mit. Wie Jodl diese Stellungnahme von Studentenschaft und Lehrkörper damals auffaßte, zeigt folgende Briefstelle, die Frau Jodl mitzuteilen für gut findet: „Ingrimm und Wut kochten nur in den Herzen derer, welche von meinem Kollegen Marty zu gläubigen Fanatikern Brentanos erzogen worden sind — ein Fanatismus, von dem ich in jüngster Zeit einige Proben gehabt habe, die ich nie vergessen werde. Es ist dies eine Erscheinung, die mir immer rätselhaft vorkommt, wenn ich mich nach den realen Unterlagen frage, die aber leider dieselben Wirkungen zeitigt, wie jeder andere Fanatismus: äußerste Intoleranz, Unfähigkeit, den Gegner auch nur zu verstehen und Anwendung der elendesten Mittel, um ihn herabzuseten. So hat es diese Clique

Digitized by Google

fertig gebracht, in ganz Prag auszusprengen, meine Ernennung nach Wien sei darauf zurückzuführen, daß ich vor dem Klerikalismus zunächst heimlich Peccavi gemacht, dem das öffentliche bald folgen werde. Ferner die Wahl Martys zum Rektor für das kommende Schuljahr, in den Zeitungen als eine von Seiten der Universität gegen mich gerichtete Demonstration hinzustellen, dazu bestimmt, um Marty für die Nichtberufung nach Wien eine Art Satisfaktion zu geben. Dieser Unfug war so arg, daß das Rektorat sich auf Betreiben meiner Freunde zu einer öffentlichen Richtigstellung veranlaßt sah" (S. 175).

Es ist wenig großmütig, daß Jodl seinem älteren Kollegen, der eben eine unverdiente kränkende Zurücksetzung erfahren hatte, auch noch die Vertrauenskundgebungen seiner Schüler und der Universität mißgönnte und unrichtige „Berichtigungen" in die Zeitungen lanzieren ließ. Um so weniger edel, als er im gleichen Briefe triumphierend schreibt: „Die Studentenschaft hat mir in zwei feierlichen Auffahrten ihre Glückwünsche und ihr Bedauern ausgesprochen". Ist, was für Jodl erlaubt ist, für Marty Unfug? Und ist es nicht sonderbar, daß eben jene Prager Studentenschaft, die seinen Hörsal mied (S. 118), deren „Stumpfheit und Dumpfheit" er rügt (S. 180), in zwei feierlichen Auffahrten „gratuliert" und „bedauert"? Sollte da etwa das „Betreiben" einer befreundeten politischen Clique dahinter gesteckt haben?

Was aber uns Schüler Martys anbelangt, so erfüllte uns etwas wie „Ingrimm und Wut", aber nur gegen die Wiener Regierung, nicht aber gegen die Person Jodls; vielleicht hätte jene an Hartel gerichtete Versicherung unsere persönliche Hochachtung vor ihm vermindert, aber wir wußten — bis auf den heutigen Tag — nichts von ihr und hätten wir von ihr gewußt, so hätten wir doch nicht sagen können, Jodl habe „pater peccavi" sondern höchstens, er habe „pater non peccavi" gemacht. Von Marty wagt selbst Jodl nicht zu behaupten, daß er jene Gerüchte ausgesprengt habe, nur von jener Clique wird es behauptet. Diese Clique waren die jungen Leute, die Marty umgaben, von denen Jodl sagt, Marty habe sie zu „gläubigen Fanatikern Brentanos" erzogen. Diese häßliche Beschuldigung der Erziehung zu „gläubigem Fanatismus" spiegelt „Ingrimm und Wut" aber nicht jene Martys oder seiner Schüler, sondern den Ingrimm des Briefschreibers, über den gänzlichen Mißerfolg seiner Lehr-

Digitized by Google

tätigkeit in Prag. Jodl war es nicht gelungen uns zu Aposteln des „Urgewaltigen", des Materialisten Feuerbach (S. 184) zu machen, dem er „eine zentrale Stellung in der deutschen Philosophie verschaffen wollte (S. 136), noch zentraler als sie durch das materialistische Feuerbach-Evangelium von Karl Marx ohnedies geworden ist. Jodl schreibt, Marty habe uns zu „gläubigen Fanatikern" Brentanos erzogen. Es ist des Ethikers und Idealisten Jodl unwürdig, Marty und die jugendliche Begeisterung seiner Hörer für ihre philosophischen Überzeugungen so zu schmähen. Es ist wahr, wir begeisterten uns nicht für den atheistischen Katholiken Jodl, sondern für den konfessionslosen Theisten Brentano. Jodl und seine Biographin gefallen sich freilich darin, den Einfluß Brentanos als „geistigen Zwang" (S. 181) hinzustellen, von „provinzieller Abschließung", von einer in sich abgeschlossenen, selbstgenügsamen österreichischen Schulphilosophie zu sprechen (S. 200).

Er hätte aber schon damals wissen müssen, daß von einer „provinziellen Abschließung" nicht die Rede sein kann. Denn nicht nur hatte Brentano in Würzburg mächtig gewirkt und dort Stumpf und Marty als Schüler gewonnen. Stumpf war ja 1884 von Prag nach Halle berufen worden und Jodl hatte seinen Platz in der von jenem verlassenen „Provinz" eingenommen! Seither haben sich Hermann Schell und Edmund Husserl unter dem unverkennbaren Einfluß[1]) Brentanos entwickelt, jeder an anderem Orte und unter anderen Bedingungen. Die innere Differenzierung dieser Richtungen spottet des Geredes von „Abgeschlossenheit", wie denn Brentano selbst seine Forschungsergebnisse bis zu seinem Lebensende unausgesetzt modifizierte. Und Jodl spottet seiner selbst und weiß nicht wie, indem er bei seinem Abgang von Prag mit herzlicher Befriedigung über die treffliche Wahl (S. 175), Christian v. Ehrenfels zum Nachfolger vorschlägt, einen Schüler Meinongs also einen Enkelschüler Brentanos!

Wenn auch nicht Jodl und sein Anhang, so wird doch eine auf lautereren Quellen beruhende und objektivere Geschichtsschreibung der Philosophie es begreiflich finden, daß wir Brentano über Jodl gesetzt haben.

---

[1]) Vgl. Husserl über diesen Einfluß in meinem Brentanobuche.

Digitized by Google

Jodl hat ein „nützliches“ Lehrbuch der Psychologie (S. 206) geschrieben, dessen Material er in den Bibliotheken Europas emsig gesammelt hatte; Brentano verfaßte die „Psychologie vom empirischen Standpunkt“, deren Originalität unbestritten ist und die noch heute unvermindert befruchtend fortwirkt. Jodl hat eine Geschichte der Ethik veröffentlicht und ist für eine autoritätsfreie Moral eingetreten, ohne aber die ungeklärte Prinzipienfrage auch nur einen Schritt über Bentham und Mill hinaus gefördert zu haben.

Brentano hat in seiner Schrift „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“ gezeigt, wie eine solche natürliche Ethik auf Grund einsichtiger Wert- und Vorzugsurteile aufgerichtet werden kann und hat hiermit eine wissenschaftliche Ethik erst gerechtfertigt und ermöglicht.

Aber gerade dieser Schrift Brentanos stand Jodl völlig verständnislos gegenüber und der Hohn, den er über das Buch in seinem Seminar ausgoß („die als richtig charakterisierte Liebe Brentanos führt vielleicht zu guten Heiraten, sonst zu nichts“) trug zu der Entfremdung zwischen ihm und uns nicht wenig bei. Denn auf diesem Boden einer natürlichen Moral hätten wir uns finden können. Endlich predigte Jodl einen Optimismus der Höherentwicklung der Menschheit, während seine atheistisch-materialistische Überzeugung vom Walten blinder Notwendigkeit zu dieser Zuversicht im gröbsten Widerspruche stand. Brentano lehrte zwar wie Jodl die ausnahmslose Gesetzlichkeit des Weltgeschehens und die strengste Determiniertheit des kosmischen Prozesses, aber indem er die Entwicklung auf eine vernünftige Notwendigkeit zurückführte und mit der Lehre von der Unzerstörbarkeit der seelischen Substanz organisch verknüpfte, gab er diesem optimistischen Vertrauen die logische Grundlage.

Dies möge genügen. Ich bedauere, daß Frau Jodl nicht nur ihr schönes Buch sondern auch das Andenken ihres Gatten durch wahllose Verwertung aufgeregter Briefe und unkontrollierter Zwischenträgereien geschädigt hat. Ich kann aber nicht dulden, daß die Mißhandlungen, die Marty und Brentano zeitlebens erlitten haben, nach ihrem Tode auch von den Witwen seiner ehemaligen Kollegen fortgesetzt werden.

Spindelmühle, im Juli 1920.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XV.

Über Annahmen.

(Ein kritischer Beitrag zur Psychologie, namentlich der deskriptiven.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung: Absicht und Disposition der folgenden Untersuchung.
§ 1. Vieldeutigkeit des Terminus „Annahme".
§ 2. Das Prinzip der Klassifikation der psychischen Phänomene bei Meinong dasselbe wie bei Brentano, Aristoteles u. a.
§ 3. Andeutung über den Umfang der neu von ihm statuierten Klasse der „Annahmen";
§ 4. und über den Charakter derselben. Sie sollen ein Mittelding zwischen Vorstellen und Urteilen sein. — Der Weg zur Prüfung dieses Novums.

I. Abschnitt.

Prüfung der vorgängigen Wahrscheinlichkeit der Lehre von den „Annahmen".

§ 1. Es ist weder annehmbar, daß „Annahmen" und Urteile verschiedene Gattungen psychischen Verhaltens bilden;
§ 2. noch, daß sie Spezies einer Gattung seien. Denn es fehlt die innere Differenz. Die Überzeugtheit und ihr Mangel kann es nicht sein.
§ 3. Nähere Erörterungen der Bedeutungen des Terminus „Überzeugung" und „Überzeugungsgrade".
§ 4. Verlegenheit Meinongs, einen positiven Charakterzug anzugeben, der seine Gesamtklasse „Denken" (d. h. die Gruppe der „Annahmen" und Urteile) von dem Vorstellen unterscheidet.
§ 5. Schwierigkeit zu sagen, wie sich die „Annahmen" hinsichtlich Evidenz und Blindheit verhalten;
§ 6. ebenso, wie hinsichtlich des apodiktischen und assertorischen Charakters.
§ 7. Können strikte entgegengesetzte Affirmationen und Negationen zugleich in uns sein?
§ 8. Bedenklichkeit der Stellung, welche die „Annahmen", im Gegensatz zu den Urteilen, den Vorstellungen gegenüber einnehmen sollen.
§ 9. [2] Bedenklichkeit der „Schein- oder Phantasiegefühle" und der „Schein- oder Phantasiebegehrungen" usw., welche Meinong als Analogon zu den „Annahmen" (als „Scheinurteilen") statuiert.

II. Abschnitt.

Unnötigkeit der Hypothese einer besonderen Klasse der „Annahmen".

§ 10. Die negativen Begriffe brauchen nicht, wie Meinong glaubt, als „Annahmen" gefaßt zu werden. Innere Bedenken gegen diese Auffassung.

Digitized by Google

§ 11. Ebensowenig verlangt, was Meinong die „Gegenständlichkeit der negativen Urteile“ nennt, die Beteiligung von „Annahmen“;
§ 12. noch die Bildung der Vorstellungen von Kontradiktorischem und Konträrem und überhaupt Unanschaulichem. Innere Bedenklichkeit der Meinongschen Deutung dieser Vorgänge.
§ 13. Auch die Vergegenwärtigung oder das sog. „Nachbilden“ fremder Urteile verlangt keine „Annahmen“.
§ 14. Von den sog. expliziten „Annahmen“ Meinongs und den „Annahmeschlüssen“. Wahre Natur der Phänomene.
§ 15. Von den „Annahmen“ in Spiel und Kunst. Richtige Deutung dieser Tatsachen.

Einleitung.

Indem ich mir in meinen demnächst erscheinenden „Beiträgen zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“* zur Aufgabe machte, die fundamentalen Probleme der deskriptiven Bedeutungslehre zur Behandlung zu bringen, war ich naturgemäß darauf geführt, mir auch die Frage zu stellen, wie viele und welche fundamentalen Klassen psychischer Tätigkeiten es gibt, die unsere Sprachmittel auszudrücken und im Hörer zu erwecken berufen sind.

Ich vertrete dort die Ansicht, daß es drei solcher Klassen gebe, die der Vorstellungen, der Urteile (des „Anerkennens“ und „Verwerfens“) und des Interessenehmens (des „Liebens und Hassens“ — Brentano), welche in einer Dreizahl fundamental verschiedener selbstbedeutender sprachlicher Formeln (den Vorstellungssuggestiven, insbesondere den Namen, den Aussagen und den interesseheischenden Äußerungen oder Emotiven) zum Ausdruck kommen. Ich befinde mich also hier im Gegensatz nicht bloß zu der Meinung, die man häufig hört, als ob die wesentliche Leistung aller Worte und Sätze darin bestände, Vorstellungen und „Vorstellungsgruppen“ auszudrücken, sondern auch zu den Theorien, welche zwar nicht alle in der Sprache [3] geäußerten psychischen Tätigkeiten in Vorstellungen auflösen wollen, aber doch eine andere Scheidung der Grundklassen als die von uns oben erwähnte für richtig halten. Unter diesen letzteren Klassifikationsversuchen begegnet uns auch einer von A. Meinong,

*) Gemeint sind die “Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“. Halle, Niemeyer 1908. 8°.

Digitized by Google

welcher zwar, wie Brentano und ich, das Vorstellen und Urteilen für wesentlich verschieden hält, aber hinzufügen zu müssen glaubt, nicht bloß sei das Urteilen weit davon entfernt, selbst ein Vorstellen zu sein, sondern es „grenze an das Gebiet des Vorstellens nicht einmal an“,[1]) vielmehr sei es von diesem Gebiete noch durch eine Gruppe gleichsam zwischenliegender Tatsachen getrennt, durch die Klasse der „Annahmen“.[2]) In meiner oben erwähnten Arbeit gestattete mir der Raum nicht, eingehend bei der Prüfung dieser von Meinong statuierten Zwischenklasse zu verweilen, und so entschloß ich mich, diesem Geschäfte eine besondere Abhandlung zu widmen, auf die in meinem Buche nur verwiesen wird. Die folgenden Ausführungen sollen der Aufgabe gewidmet sein.

§ 1. Der Name „Annahme“ wird bekanntlich — auch Meinong weist darauf hin — vieldeutig gebraucht, und nicht alles, was gemeinhin so genannt wird, sondern nur ein Teil dessen soll nach ihm so beschaffen sein, daß es weder als ein bloßes Vorstellen noch als ein Urteil, sondern als ein Mittelding zwischen beiden zu bezeichnen sei, das von den Psychologen bisher in dieser Eigenart verkannt worden wäre.

1. Man gebraucht „annehmen“ im Sinne von: der Ansicht eines andern zustimmen oder beipflichten, sie billigen; wenn dies auch auf zureichende Gründe hin geschieht. Dies ist natürlich nicht dasjenige, dem Meinong eine Mittelstellung zwischen Vorstellen und Urteilen anweisen möchte. Es ist ja auch offenkundig nichts anderes als ein Urteilen.

2. Dasselbe gilt aber, wenn man sagt, daß einer etwas „annehme“, wenn er es ohne zureichende Vernunftgründe, mehr oder weniger blind, glaubt, insbesondere wenn er sich vom Willen zum Fürwahrhalten bestimmen läßt, weil es ihm lieber [4] ist, die Sache so als so anzusehen oder er es für geboten hält, daran zu glauben.

Auch dies ist nicht dasjenige, wofür Meinong seine neue Klasse statuieren zu müssen meint.

---

[1]) Das hatte freilich auch Brentano nicht gelehrt. Was verschiedenen Gattungen angehört, kann nicht aneinander grenzen. Auch kann nicht eigentlich etwas dazwischen liegen, wodurch der Abstand noch größer würde.

[2]) „Über Annahmen“ von A. Meinong. Erg.-Bd. II der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.

Digitized by Google

Man spricht aber endlich auch von „Annahmen“ in Fällen, wo damit kein Glauben oder Überzeugtsein gemeint ist, weder ein begründetes noch ein blindes, wie wenn ich sage: „Angenommen, aber nicht zugegeben, die Zeit besitze ein gewisses Krümmungsmaß“ usw. oder „Nehmen wir an, Napoleon der Große lebte noch usf.“ kurz, wo wir etwas fingieren, etwa um Konsequenzen daraus zu ziehen. Hier glaubt Meinong eine Klasse psychischer Tätigkeiten vor sich zu haben, deren charakteristische Eigentümlichkeit bisher übersehen worden sei.

§ 2. Was den Gesichtspunkt betrifft, von dem er bei seiner Klassenbildung ausgeht, so ist es im übrigen derjenige, den Brentano zuerst mit voller Schärfe geltend gemacht hat, der aber — nur ohne klar ausgesprochen zu werden — schon Aristoteles bei seiner Zweiteilung alles psychischen Verhaltens in *νοῦς* und *ὄρεξις*, und auch den Späteren wieder bei ihrer Dreiteilung: Denken, Fühlen und Wollen, vorschwebte. Es ist der Gesichtspunkt der tiefergehenden Übereinstimmung und Verschiedenheit in der Weise der intentionalen Beziehung zum Objekte, die bei den verschiedenen psychischen Tätigkeiten gegeben ist. Von diesem Klassifikationsprinzip aus betrachtet, meint Meinong, erweise sich unser psychisches Verhalten, wenn wir eine „Annahme“ im zuletzt erwähnten Sinne machen, d. h. wenn wir etwas so behandeln, als ob wir es glaubten, um die Konsequenzen daraus zu ziehen, weder als ein bloßes Vorstellen noch auch als ein Urteilen, sondern es könne, wie schon gesagt, nur als ein Mittelding zwischen beide eingeordnet werden.

§ 3. Weiterhin findet er dann aber, daß außer den eben erwähnten noch eine ganze Anzahl anderer Vorgänge, die gewöhnlich für Vorstellungen gehalten werden und die sonst niemand „Annahmen“ nennt, in Wahrheit dieser von ihm statuierten neuen Klasse angehören. So soll z. B., wenn einer sich vergegenwärtigt, was ich urteile, ohne daß er es doch selbst glaubt, dieser sein Gedanke eine Annahme sein. Ebenso der Gedanke des Fragenden, soweit es sich um die Vergegenwärtigung dessen handelt, was der Fragende zu wissen verlangt. [5] Weiter auch die Gedanken desjenigen, der ein Märchen erzählt oder die Erzählung anhört und versteht, ohne an den Inhalt zu glauben usw.

Digitized by Google

Und auf den naheliegenden Einwurf, daß es gegen allen Sprachgebrauch sei, auch diese intellektuellen Zustände „Annahmen“ zu heißen, wird Meinong ohne Zweifel erwidern, es sei hier ein Fall gegeben, wo die Bedeutungsänderung bei einem üblichen Namen wohl erlaubt, ja wissenschaftlich geboten sei, da sie im Interesse einer richtigen Klassifikation und zweckmäßigen Nomenklatur für die Erscheinungen liege. Alle die Gedanken, die er als „Annahmen“ bezeichne, bildeten eine natürliche Klasse und würden darum auch billig mit demselben Namen belegt. Als solcher aber biete sich am passendsten derjenige der „Annahmen“, welcher üblicherweise bereits auf einen Teil des Umfanges der neuen Klasse angewendet werde. Es sei nur angemessen, ihn auf den ganzen Bereich jener innerlich verwandten Erscheinungen auszudehnen.

Offenbar kommt hier alles darauf an, ob diese von Meinong supponierte Klasse wirklich existiert.

§ 4. Wie schon angedeutet, sollen die „Annahmen“ ein Mittelding bilden zwischen dem Vorstellen und dem Urteilen. Zum letzteren gehört, so meint der Autor, wesentlich, daß das betreffende psychische Verhalten nicht bloß den Charakter eines Anerkennens oder Verwerfens sondern auch den des Überzeugtseins habe. Nun aber gebe es Fälle, wo wir etwas anerkennen oder verwerfen, ohne davon überzeugt zu sein, wie wenn wir z. B. fingieren, daß die Buren gesiegt hätten usw. Somit könne es sich dabei nicht um ein Urteilen handeln. Andererseits aber liege offenbar auch kein bloßes Vorstellen vor. Denn bei einem solchen sei kein Anerkennen oder Leugnen gegeben. Es handle sich eben vielmehr um etwas, was eine Mittelstellung zwischen beiden einnehme.

Die Versuche, diese „Urteile ohne Überzeugung“ oder „Scheinurteile“ für wirkliche Urteile zu halten, seien nicht ernst. Weil man doch offenkundig etwas in dieser Weise annehmen könne, wovon man das Gegenteil glaube oder wisse, was ja dann involvierte, daß man zugleich Entgegengesetztes urteilte.

Eher sei man versucht, den Vorgang für ein bloßes Vorstellen zu nehmen, wie er es selbst früher getan habe. Indessen lägen dringende Beweise für die Unmöglichkeit auch dieses Aus-
[6] wegs vor, namentlich in dem Hinweis auf die negativen Annahmen. Die Negation sei niemals Sache des Vorstellens. Wo sich daher eine Negation vorfinde, dort sei der Bereich des

Digitized by Google

bloßen Vorstellens ganz gewiß überschritten. Nicht bloß der Charakter der Überzeugtheit, sondern auch der Gegensatz zwischen Affirmation und Negation „mache eine wesentlich vorstellungsfremde Tatsache aus".

Und neben den eben erwähnten Erscheinungen in unserem psychischen Leben, die — wie der Autor meint — sich offenkundig nicht ohne Annahme eines Zwischengebietes zwischen Vorstellen und Urteilen von der Art wie seine „Urteile ohne Überzeugung" erklären lassen, soll es, wie schon angedeutet wurde, nach ihm noch eine Reihe anderer geben, die sich wenigstens am natürlichsten als Phänomene dieser Art begreifen würden.

Ob dem wirklich so sei, ist hier zu untersuchen, und ich glaube, wir werden uns dabei überzeugen, daß keine der Tatsachen, auch die, welche etwa auf den ersten Blick am meisten für die Unentbehrlichkeit der neuen Lehre zu sprechen scheinen, wirklich von der Art ist, sondern daß sie sich ebensogut, wo nicht besser, ohne sie deuten lassen.

Aber nicht bloß ist der Erklärungswert der fraglichen Theorie nicht ein solcher, der die Wagschale für sie zum Sinken zu bringen vermöchte, sie leidet auch an vorgängiger starker Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit. Und naturgemäß fassen wir vorab diese Seite der Frage ins Auge und führen uns also zuerst einige der Schwierigkeiten vor, die meines Erachtens von vornherein dahin drängen, nach einer andern Erklärung für die in Rede stehenden Tatsachen zu suchen als die der Meinongschen „Annahmen", weil diese an innerer Improbabilität leidet.

I. Abschnitt.

Prüfung der vorgängigen Wahrscheinlichkeit der Lehre von den „Annahmen".

§ 1. Vor allem erregt mir hier die Stellung, welche den „Annahmen" einerseits zum Vorstellen, andererseits zum Urteilen zukommen soll, schwere Bedenken, und Meinong zeigt selbst in seinen bezüglichen Schilderungen ein gewisses Schwanken. Einesteils wird uns ja gesagt, zwischen den „Annahmen" und Urteilen sei eine engere Verwandtschaft als zwischen jenen und [7] den Vorstellungen, und die Annahmen seien den Erkenntnissen und

Digitized by Google

Urteilen „ähnlich genug um sie vertreten zu können". Anderenteils aber nennt Meinong sie auch wieder bloß „Scheinurteile", da ihnen das Wesentliche des Urteils (der „Überzeugungs"-charakter) fehle, und hörten wir vorhin auch schon, die Versuchung, sie für wirkliche Urteile zu halten, sei nicht groß; naheliegender sei die, das „Annehmen" als ein bloßes Vorstellen zu fassen. Doch wir müssen gegenüber diesen Angaben nicht bloß auf völlig harmonische sondern auch auf exaktere und tiefergreifende Aufschlüsse dringen. Haben wir es, das scheint mir die Kardinalfrage, bei Annahmen und Urteilen mit zwei verschiedenen Gattungen psychischer Beziehung zu tun oder nicht?

Nehmen wir an, sie bilden verschiedene Gattungen, wie wäre es dann denkbar, daß sie dieselben Spezies: Anerkennen und Verwerfen aufweisen? Das wäre ebenso, wie wenn einer Rot und Blau auch außerhalb der Gattung Farbe finden wollte. Man müßte, die fundamentale und generische Verschiedenheit von Annahmen und Urteilen aufrecht haltend, in Wahrheit lehren, das annehmende Anerkennen und Verwerfen sei bloß ein Analogon des urteilenden, so etwa wie man auch das Lieben ein Analogon des Anerkennens und den Haß als ein Analogon des leugnenden Ablehnens bezeichnen kann. Natürlich könnte aber dann das Annehmen auch nicht im eigentlichen Sinne wahr und falsch sein. Auch solche Prädikate könnten von ihm nur in einem irgendwie analogen Sinn wie vom Urteil gelten.

Allein welche Erfahrung weiß etwas von derartigen Analogien z. B. von solchen eigentümlichen, nur auf das „Annehmen" reflexen Begriffen, die bloß ein Analogon wären zu den auf das Urteilen und seine verschiedenen Modi reflexen Begriffen: wahr und falsch, Sein- und Nichtsein, Notwendigsein, Unmöglichsein?

Wenn man von wahren und falschen „Annahmen" spricht, so ist dies in Wahrheit entweder völlig im selben Sinne gemeint wie beim Urteil (dann nämlich, wenn es sich eben um Urteile handelt, die — wir sagten es schon — unter Umständen auch Annahmen, z. B. eine „blinde Annahme", genannt werden) oder aber, wenn unter „Annehmen" ein Fingieren, d. h. nach der alten Ansicht ein bloßes Vorstellen gemeint ist, dann heißt dieses psychische Verhalten nur beziehungsweise wahr und falsch, [8] nämlich mit Rücksicht darauf, daß einer, der das „Angenommene" glauben würde, wahr resp. falsch urteilte.

Digitized by Google

Dagegen von einem Wahr und Falsch, Seiend und Nichtseiend usw., das nur in einem analogen Sinne zu verstehen wäre wie die gleichnamigen vom Urteilen abstrahierten Prädikate (so etwa wie man die Güte als ein Analogon der Wahrheit bezeichnen kann), zeigt keine Erfahrung etwas. Und wenn es nach Meinong ein Annehmen gibt, das kein bloßes Vorstellen sondern ein Anerkennen und Verwerfen, aber doch kein Urteilen, sein soll, dann müssen die genannten Begriffe doch zu diesem „annehmenden" Anerkennen und Verwerfen ganz ebenso und im selben Sinne in Beziehung stehen wie zum urteilenden, mit anderen Worten: das „annehmende" und das urteilende Anerkennen und Verwerfen müssen ein Anerkennen und Leugnen ganz im selben Sinne sein und wir haben hier und dort nur eine Gattung psychischen Verhaltens vor uns.

Dies wird wohl Meinong auch als seine tatsächliche Ansicht bezeichnen.

Obwohl es dann befremden muß, daß er das Annehmen als ein Mittelding zwischen Vorstellen und Urteilen hinstellt, während es zwischen solchem, was der Gattung nach verschieden ist, strenge genommen kein Mittleres geben kann. Doch ist dies wahrscheinlich nur uneigentlich gemeint, und Meinong will — so scheint es — Annehmen und Urteilen unter dem Namen „Denken" als eine Grundklasse und Gattung wie dem Fühlen und dem Begehren einerseits, so dem Vorstellen andererseits entgegensetzen.[1])

§ 2. Wenden wir uns denn dieser Alternative zu. Eine Gattung psychischer Beziehungen kann in verschiedener Richtung und unter verschiedenen Gesichtspunkten differenziert sein. So [9] ist es auch bei der Gattung, die wir hier vor uns haben und die wir einstweilen nur dadurch charakterisieren wollen, daß sie außer den Unterschieden des Objekts oder der Materie ein

[1]) Es bedarf keiner Bemerkung, daß er in dieser Terminologie, welche keinerlei Vorstellen als ein „Denken" bezeichnen will (S. 278), ziemlich allein steht. Doch wollen wir hier nicht um Worte streiten, sondern nur um die naturgemäße Klassifikation der psychischen Vorgänge, und diese darf sich so wenig als die wissenschaftliche Zoologie oder Botanik durch Rücksicht auf die populäre Terminologie (welche ja nicht zu theoretischen Zwecken und auf Grund wissenschaftlicher Beobachtung gebildet ist) beirren lassen. Ebendarum konnte ich es nicht billigen, daß Meinong wie andere früher geneigt schien, Vorstellen und Urteilen mit darum enger zusammenzurechnen, weil die gewöhnliche Sprache beides ein „Denken" nennt.

Digitized by Google

qualitatives Moment und unter diesem Gesichtspunkt die Spezies des Anerkennens und Verwerfens aufweist. Dieses Verhalten, das wir im übrigen einstweilen nur das generelle Verhalten x nennen wollen, kann, wie die Erfahrung zeigt, außerdem noch so differenziert sein, daß es entweder ein evidentes oder blindes, entweder ein apodiktisches oder assertorisches ist usw. Aber es fällt niemandem ein, wenn er das evidente Verhalten, z. B. das evidente Anerkennen von A, ein Urteilen nennt, dem blinden diesen Namen zu versagen, und unter „Urteilen" versteht er dann eben den gemeinsamen generellen Zug x, der diesen Differenzierungen zugrunde liegt.

Das Analoge wäre nun auch zu erwarten, wenn man weiterhin zwischen [überzeugten und nicht überzeugten Urteilen unterscheidet, nämlich: daß doch beides Urteile bleiben].* Doch hier gebietet uns Meinong plötzlich Halt. Wenn die Überzeugung fehlt, dann soll es nicht mehr erlaubt sein, daß man, wie wenn die Evidenz fehlt, fortfahre von „Urteilen" zu sprechen. Das Urteil ohne Überzeugung ist nach Meinong nur ein „Scheinurteil", also in Wahrheit gar kein Urteil.[1])

Damit ist offenbar gelehrt, daß das Überzeugtsein oder sein Mangel nicht eine Differenz sei von der Art wie Evidenz und Blindheit oder wie Apodiktizität und der Mangel dieses Charakters, die jenes generelle Verhalten, das wir x genannt

[1]) Wenn er anderwärts die „Annahmen" öfter auch „Urteile ohne Überzeugung" nennt, so ist dabei der Terminus Urteil offenbar in modifiziertem Sinne gebraucht, so wie „Pferd" in der Fügung „gemaltes Pferd" und „Schloß" in der Verbindung „Luftschloß". Ich begreife darum nicht recht, wie er (S. 257) die Aufstellung, die Annahmen seien „Urteile ohne Überzeugung" „fast definitionsartig" nennen kann. Damit scheint angedeutet werden zu wollen, es sei fast etwas wie eine Definition per genus proximum und differentia specifica, und dies ist es in Wahrheit weder halb noch ganz, sondern gar nicht. Wäre es dies, dann müßten die „Urteile ohne Überzeugung" doch wahrhaft Urteile sein, so wie z. B. die blinden es nicht weniger sind als die einsichtigen, und wenn dies, wie könnte er sie auch wieder „Scheinurteile" nennen und als eine besondere Klasse neben den wirklichen Urteilen aufführen?

*) Dieser Satz sollte um Mißdeutungen zu entgehen statt der von mir in [ ] gesetzten Worte die folgenden enthalten: „einem überzeugten und nicht überzeugten Verhalten unterscheidet und das erste ein „Urteilen" nennt, nämlich daß man dann auch das zweite als „Urteilen" bezeichne." Vgl. Untersuchungen I S. 253.

Digitized by Google

haben, als Spezies innerlich differenzieren, sonst müßte, wenn man x im einen Falle ein Urteil nennen kann, es auch im andern so [10] heißen dürfen. Allein, wenn es keine solche Differenz ist, dann bleibt, so viel ich zu sehen vermag, nur ein Doppeltes. Entweder haben wir an dem Überzeugtsein doch — was oben abgelehnt wurde — keine bloß spezifische sondern die generelle Differenz des Verhaltens x vor uns, so daß Überzeugung (nach Meinong = Urteil) und nicht überzeugtes Anerkennen und Verwerfen (nach Meinong = „Annehmen") der Gattung nach verschiedene Verhaltungsweisen der Seele sind, oder es kann überhaupt keine interne Differenz der seelischen Beziehungsweise (so wie die Evidenz usw.), sondern muß etwas ihr Äußerliches sein. Etwas Drittes vermag ich hier als möglich nicht zu erkennen.

Die eine dieser Alternativen mußten wir aber — wie bemerkt — schon als unannehmbar ablehnen. Es bleibt somit bloß die andere. Und auch damit ist der Fall von Meinongs Theorie besiegelt, da ja nach ihm die Überzeugung etwas jenes Verhalten x, das er „Denken" nennt, innerlich Differenzierendes sein soll.

§ 3. Doch wir müssen diesem Moment der Überzeugtheit noch etwas weiter unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Früher hat Meinong dasselbe als die dem Urteilen eigentümliche Intensität angesehen. Jetzt scheint er davon abgekommen.[1]) Sonst müßte er ja auch nunmehr lehren, die Annahme (d. h. „das Urteil ohne Überzeugung") sei ein „Urteilsakt" mit der Intensität Null, also für den, der auf diesem Gebiet überhaupt an das Bestehen einer Intensität glaubt, gar nichts Positives.

In der Erkenntnis, daß die Überzeugungsgrade nicht Urteilsintensitäten sein können, ist Meinong nur dem Beispiele angesehener Psychologen gefolgt; wie denn z. B. Sigwart die Unmöglichkeit dieser Identifizierung schon längst betont hatte.

Jetzt will er, indem er die Überzeugtheit als ein besonderes, nicht weiter rückführbares Moment am Urteil faßt, die Über-

[1]) Er identifiziert jetzt die Intensität des Urteils mit der „Gewißheit" (worunter er das Maß der Wahrscheinlichkeit versteht) und spricht es auch den Annahmen zu, so daß es danach Anerkennungen und Leugnungen gibt, denen höchste „Gewißheit", doch ohne jeden Überzeugungsgrad, eigen ist.

Digitized by Google

zeugungsgrade nicht als Unterschiede der Stärke des Urteilsaktes selbst, sondern nur dieses Moments am Urteilsakte fassen. Allein Stärkegrade, die einem solchen Moment am Urteil im [11] besonderen und ausschließlich zukämen, scheinen mir eine ganz unmögliche Annahme. Damit würde der Überzeugungscharakter aufhören ein bloßes Moment an einem Akte, er müßte selbst ein Akt, ein reales Akzidens der Seele oder vielmehr ein Akt am Akte sein, was alles ganz unannehmbar ist. Ist er dies nicht, sondern bloß so wie die Evidenz oder der apodiktische Charakter eine besondere Seite am Urteilsakt, dann scheint es mir absurd, ihm eine besondere Intensität zuzuschreiben, die nicht Intensität dieses Aktes selbst wäre.

In Wahrheit sind die sog. Grade der Überzeugung[1]) entweder Unterschiede in der Materie des Fürwahrgehaltenen; denn wenn ich das einemal urteile: etwas sei, das anderemal bloß: es sei mehr oder weniger wahrscheinlich, so sind dies nichts anderes als Unterschiede des Beurteilten.[2]) Oder, soweit dies nicht der Fall ist, haben wir es nicht mit einer inneren Differenz des Urteils zu tun, und die „Grade" der Überzeugung sind nicht anders zu verstehen, als wie man auch von Stärkegraden bei der Gewohnheit und von Graden in der Festigkeit des Vorsatzes spricht.[3])

Ich sage die Grade der Überzeugung. Denn man könnte den Terminus „Überzeugung" auch in einem weiteren Sinne gebrauchen, der keine Grade zuläßt. Unter Überzeugung oder Glaube (belief) in diesem weiteren Sinne könnte dann nur der generische Grundzug gemeint sein, der allem Anerkennen und

[1]) Wie dies schon von Brentano in seinen späteren Wiener Vorlesungen zur Logik ausgeführt worden ist.

[2]) Wenn man die Grade der Überzeugung in diesem Sinne (im Unterschied von dem, was sonst noch so heißen kann) speziell Grade der Gewißheit nennen will, so ist dies Sache der Übereinkunft. Aber sie können dann nur darum Sache des „Annehmens" sein, weil sie auch bloß Unterschiede von Vorstellungsinhalten sein können. Im übrigen sei dahingestellt, ob diese Terminologie glücklich ist.

[3]) Darum ist bei der Überzeugung auch nicht in Wahrheit von einer Intensität zu reden. Vermöge einer großen Unexaktheit des Sprachgebrauchs geschieht es freilich, daß man bei allem, was Grade zuläßt und so auch in den obenangegeben Fällen und weiterhin auch bei den Graden der Geschwindigkeit einer Bewegung u. dgl. von „Intensität" spricht. Aber im Interesse der Klarheit der Begriffe würde dies besser vermieden.

Digitized by Google

Verwerfen und dem blinden und evidenten, assertorischen und apodiktischen Fürwahrhalten gemeinsam ist.

[12] Es ist dies eben der Zug, der gegenüber dem bloßen Vorstellen eine neue Weise des Verhaltens der Seele zum Objekte konstituiert. Ich kann mir auch bloß vorstellen, daß etwas sei oder nicht sei.[1]) Aber etwas ganz Neues tritt auf im ernstlichen Anerkennen und Verwerfen, im Fürwahr- und Fürfalschhalten, im Glauben oder Leugnen. Doch möchte ich nicht raten, diesen, dem Anerkennen und Verwerfen gemeinsamen, Zug „Glauben" zu nennen, da dieser Name gerne bloß für das affirmative Verhalten verwendet wird[2]), und auch nicht Überzeugung", da — wie schon angedeutet — dieser Terminus lieber von etwas gebraucht wird, was Grade zuläßt und kein inneres Moment des fraglichen psychischen Zustandes ist. Am passendsten nennen wir das Überzeugtsein, welches keine Grade zuläßt und den eigentümlichen gemeinsamen Charakterzug des Anerkennens und Verwerfens im Unterschied von allem bloßen Vorstellen ausmacht, „Urteilen", ein Begriff, bei dem auch niemand an Grade denkt.[3]) Den Ausdruck „Überzeugung" dagegen wollen wir ausschließlich im engeren Sinne für jenes Etwas verwenden, was Grade zuläßt[4]) und womit, wie schon angedeutet, ein Doppeltes gemeint sein kann, nämlich ein objektiver und gewisse subjektive Umstände beim Urteilen. Einerseits nämlich die Unterschiede der Sicherheit, wie wenn ich das einemal sage: es ist sicher, das anderemal: es ist unsicher oder mehr oder weniger wahrscheinlich, daß A sei — also, wie wir schon sagten, gewisse Unterschiede der Urteilsmaterie. Andererseits werden auch als Grade der Überzeugung eines Urteils bezeichnet das subjektive

---

[1]) Natürlich erst, wenn ich auch die Begriffe von Sein und Nichtsein, Seiendem und Nichtseiendem aus der Reflexion auf Urteile gewonnen habe. Aber das hindert nicht, daß diese Begriffe Vorstellungen und nichts anderes seien.

[2]) So habe ich es eben selbst getan.

[3]) Meinong muß eigentlich auch diese Inkonvenienz in den Kauf nehmen da er den Urteilscharakter identifiziert mit der Überzeugung in dem Sinn, in welchem sie Grade zuläßt. Nach ihm müßte ein Zustand mehr oder weniger als der andere ein Urteil sein können.

[4]) Würden wir „Überzeugung" in diesem engeren Sinne und zugleich im Sinne von Urteil überhaupt gebrauchen, so würden wir nicht bloß eine Äquivokation stiften, sondern auch — wie schon angedeutet — mit dem üblichen Sprachgebrauch in einen unnötigen Konflikt kommen.

Digitized by Google

Verhältnis seines Beharrens oder Schwankens und sein Einfluß auf das übrige psychische Leben.

[13] Ein Urteil, das kritisch angefochten und angezweifelt und überhaupt von anderen widerstreitenden verdrängt wird, nennt man nicht eine Überzeugung im vollen Sinne des Wortes. Man denkt bei Überzeugung an Widerstandskraft, nicht an Schwächlichkeit, und den Namen erhält darum lieber ein festes, unerschütterliches Urteilen, dem wir — ohne Unruhe — zuversichtlich anhangen.[1])

Diese Festigkeit kann Ausfluß der Evidenz sein. Aber auch bloß Folge davon, daß wir das Geglaubte für evident halten[2]) oder daß sich — aus irgendeinem Grunde und wäre es nur infolge der Beschränktheit des Ideenkreises — kein entgegenstehender Zweifel geltend macht. Auch in logisch völlig unbegründeter Weise können sich ja Urteile unerschütterlich in uns festsetzen z. B. durch Instinkt und Gewohnheit, und letztere kann in mannigfacher teils mehr unmittelbarer Weise (tierische exspectatio casuum similium), teils mittelbarer Weise (Fehlschlüsse verschiedener Art) wirksam sein. Auch kann — was insbesondere Cartesius vorschwebte — der Wille den Ausschlag zur Zustimmung geben oder sie festigen, indem er eine ausschließliche Beschäftigung mit dem betreffenden Urteil und allem, was dasselbe zu stützen geeignet ist, begünstigt und so ein entgegenstehendes kritisches Denken nicht aufkommen läßt, und auch wohl, indem er das Gemütsleben und die praktische Seite unseres Verhaltens in einem Sinne beherrscht, welcher der betreffenden Überzeugung entsprechen würde, was nach den Gesetzen der Gewohnheit dazu beiträgt, jene selbst zu fördern.

---

[1]) Firmiter (sine formidine alterius) adhaerere, acquiescere.

[2]) Unter diesem für evident-halten verstehe ich natürlich ein ernstliches Urteilen. Ein bloßes „Annehmen", daß ein gewisses Urteil evident sei, würde nichts erklären, und so ist auch klar, daß um jenes Moment, welches wir als einen generellen Zug bei allem Urteilen und als einen solchen, der keine Grade zuläßt, bezeichneten, nicht herumzukommen ist. Es muß als letzte Tatsache des psychischen Lebens anerkannt werden; sonst ist auch von dem, was wir Grade der Überzeugung nennen, keine Rechenschaft möglich.

Irgendwie auf wirkliche oder vermeintliche Evidenz geht auch alles zurück, was man Kritik oder kritisches Verhalten gegen ein gegebenes Urteil nennen kann und wodurch es des Charakters der Überzeugung vorübergehend oder für immer entkleidet wird.

Digitized by Google

So kann es in mannigfacher, unlogischer und logischer Weise geschehen, daß sich uns ein Urteil so aufdrängt oder wir uns [14] ihm so gefangen geben, daß ihm keinerlei Widerstand entgegensteht, und jedes solche Urteil heißt eine volle oder feste Überzeugung.

Das andere, was der Überzeugung in diesem steigerungsfähigen Sinne oder der volleren Überzeugung eigentümlich ist, sind ihre Folgen für die Gemüts- und Willenstätigkeit.[1]) Sie hängen teils ab von jenen Unterschieden der Materie, wie: ob ich etwas als sicher oder bloß wahrscheinlich beurteile, teils von dem Beharren oder Schwanken des Urteils, teils aber auch von gewissen Dispositionen des Charakters wie Leichtsinn, Mut, Besonnenheit, Furchtsamkeit, Schwermut usw. Ein Urteil, dem zufällig keine kritischen Bedenken entgegentreten, wie sehr es auch an und für sich solchen zugänglich sein mag, wird ungehemmt nach allen Seiten maßgebend werden, sich also als volle Überzeugung gerieren. In anderen Fällen mögen besondere Dispositionen des Gemütes und Willens dahin wirken, daß auftauchende Bedenken und Anfechtungen sofort wieder zurückgedrängt werden und sich der der Stimmungs- und Willensrichtung genehme Gedanke widerstandslos geltend machen und zu ungehemmter Macht entfalten kann.[2])

---

[1]) A. Bain wollte bekanntlich den ganzen Unterschied des Glaubens (Urteilens) gegenüber dem Vorstellen in diesem Einfluß auf unser Gemütsleben aufgehen lassen. Mit Recht hat man ihm entgegengehalten, das Vorhandensein und der Entfall dieses Einflusses bei gewissen intellektuellen Zuständen bedürfe aber doch selbst einer Erklärung, und diese könne der Annahme eines inneren Unterschieds zwischen jenen verschiedenen Klassen psychischen Verhaltens nicht entraten. Uns, die wir lange nicht so weit gehen wie Bain, trifft natürlich die Einrede nicht.

[2]) Wenn man unter dem D. Humeschen belief dieses Beeinflußtwerden der Gemüts- und Willensseite unseres Seelenlebens durch das Urteil versteht, dann würde sich die Behauptung, die neuestens E. Husserl ausgesprochen hat, es stehe dem belief kein positiver Gegensatz gegenüber, begreifen.

Anders wenn, wo Hume den belief als ein Gefühl bezeichnet, darunter nicht das Verhalten der übrigen Psyche zum Urteil, sondern das urteilende Verhalten selbst gemeint ist. Da das Gefühl positiv entgegengesetzte Zustände (Liebe, Haß; Lust, Leid) aufweist, müßte es auch beim belief der Fall sein, wenn er ein Gefühl ist. Doch sind die bezüglichen Äußerungen des berühmten Psychologen schwankend und unklar, und zweifellos scheint mir nur, daß das Tatsächliche, was ihm dabei vorschwebte, wo er den belief für ein Gefühl erklärt (anderwärts bezeichnet er ihn bekanntlich auch wieder

Digitized by Google

[15] § 4. Doch weiter! Indem Meinong leugnet, daß etwas wie ein Überzeugtsein, auch nicht in jenem weiteren Sinne, der keine Grade zuläßt, den gemeinsamen Grundzug alles Anerkennens und Verwerfens bilde, ist er gehalten etwas anderes anzugeben, was diesen generellen Charakter seiner Klasse „Denken" gegenüber dem bloßen Vorstellen ausmacht.

Es genügt ja nicht, daß der Begriff Denken nicht etwas besagt, was sich, sei es beim sog. annehmenden, sei es beim urteilenden Anerkennen resp. Verwerfen, nicht fände, sondern er muß auch positiv einen Zug enthalten, der sich in jeder der Unterklassen tatsächlich aufweisen läßt.

Vielleicht antwortet Meinong, er gebe allerdings einen solchen gemeinsamen Charakter an, nämlich daß sowohl das Annehmen als das Urteilen ein aktives, während das Vorstellen ein rein passives Verhalten sei.

Allein ich kann diese Auskunft durchaus nicht befriedigend finden. Was heißt: das Annehmen und Urteilen seien aktiv, das Vorstellen nicht? Ist Aktivität in dem Sinne gemeint, wie sie dem Wollen eignet, das als psychische Beziehung auf ein Tun gerichtet ist? Unmöglich. Denn weder kommt diese Eigentümlichkeit dem Anerkennen und Verwerfen zu, noch könnte sie — selbst wenn sie ihnen zukäme — ihren besonderen Gattungscharakter bilden; schon darum nicht, weil sie ja eben vor allem auch dem Wollen eignet. Was also ist mit „Aktivität" gemeint? Etwa, daß jeder Akt des Anerkennens und Leugnens gewirkt und in diesem Sinne Produkt einer Tätigkeit ist? Allein das gilt ebenso von jedem Vorstellen, das ja doch nicht ursachlos entsteht.

---

als eine besondere Stärke und Stetigkeit [Beharren] der Vorstellung), teils der Umstand ist, daß Urteilen, denen tatsächlich keine kritischen Bedenken entgegenstehen, unser Gefühlsleben beherrschen, andernteils daß – wie wir gleichfalls schon andeuteten — auch umgekehrt Gefühl und Wille das Ihrige dazu beitragen können, ein Urteil zu einem solchen zu machen, das von keinem Zweifel angekränkelt und von keiner Kritik in seiner Festigkeit und Wirksamkeit beeinträchtigt wird.

Ob Hume auch — wie dies zweifellos von Windelband und anderen Neueren gilt — durch die Analogie zwischen „Billigen" im Sinne von Fürwahr- und im Sinne von Genehmhalten (im Gefühl) verführt ist, lasse ich dahingestellt. Wäre dies, dann — wir sagten es schon — wäre es freilich einzig konsequent, dem belief auch ein disbelief als vollkommen koordiniertes Glied gegenüberzustellen wie der Liebe den Haß.

Digitized by Google

Oder ist gemeint, daß jedes Anerkennen und Verwerfen durch eine Willenstätigkeit hervorgerufen sei, das Vorstellen da- [16] gegen nie? Auch dies wäre durchaus irrig. Weder sind alle Akte des Anerkennens und Verwerfens Produkt einer Willenstätigkeit (die evidenten Urteile sicher nicht, außer etwa ganz indirekt), noch fehlt es an Vorstellungen, die durch den Willen hervorgerufen sind; ja gerade der Lauf unserer Vorstellungen (mehr als derjenige der Urteile[1]) ist dem Imperium des Willens zugänglich, wie die Arbeit des kombinierenden Denkers, Dichters und Künstlers tausendfach zeigt.

Oder will endlich gesagt sein, daß die Akte des Anerkennens und Leugnens nicht bloß selbst gewirkt, sondern auch wirkend seien, die Vorstellungen dagegen nicht? Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch diese Meinung unhaltbar zu nennen wäre. Alles Reale kann wirken; der Akt des Vorstellens so gut wie jede andere psychische Betätigung, und die Fähigkeit zum Wirken kann unmöglich als eine Besonderheit des Anerkennens und Verwerfens gegenüber jener andern Klasse seelischer Beziehungen gelten.

Mit dem Gesagten aber haben wir alle möglichen Deutungen erschöpft, die dem Terminus „Aktivität" hier gegeben werden könnten,[2]) und ein weiterer Begriff der „Tätigkeit", der dem Anerkennen und Leugnen im Gegensatz zum Vorstellen vindiziert würde, müßte als ein mythischer abgelehnt werden.

Vielleicht wendet man ein, nicht darauf komme es an, einen Zug anzugeben, der allem Anerkennen und Verwerfen gemeinsam sei, sondern einen, der allem „Annehmen" und Urteilen eigne, und dieser bestehe eben darin, daß jedes stets entweder ein Anerkennen oder Verwerfen sei.

---

[1]) Und auch der Meinongschen „Annahmen". Denn nicht von allen kann es gelten, daß sie „jeder Regung des Willens zu Gebote stehen", vom Schlußsatz in den sog. Annahmeschlüssen, der apodiktisch sein muß und nach Meinongs eigener Erklärung „relativ evident" sein soll, doch sicher nicht.

[2]) Aristoteles bezeichnete alle psychischen Zustände als passiv mit Bezug darauf, daß durch sie etwas (das Objekt) in uns aufgenommen sei. Auch das gilt natürlich, soweit es richtig ist, vom Anerkennen und Verwerfen so gut wie vom Vorstellen und Fühlen. Meinong selbst nennt sie darum ein „Erfassen". „Wer urteilt, erfaßt . . . das Objektiv und in diesem den Gegenstand." S. 200.

Digitized by Google

Allein das ist kein gemeinsamer Gattungscharakter von beiden, sondern es sind eben die speziellen Differenzen, die sich nach Meinong da und dort finden sollen. Es käme darauf an, einen höheren Begriff für Annehmen und Urteilen anzugeben, [17] nicht einen, der den Klassen untergeordnet ist oder sich damit kreuzt, und die gegebene Antwort ist ebenso unbefriedigend, als wenn einer sagte, der positive Gattungscharakter der Farben sei, daß sie entweder rot oder gelb oder blau usw. seien. Diese Spezies sind die Beispiele, worin das Gemeinsame, der allgemeine Begriff des Farbigen, erfaßt wird. Während es aber jedem leicht ist, hier diesen weiteren Schritt zu tun und den übereinstimmenden generellen Charakter in jenen niederen Begriffen zu erkennen, vermag ich in dem, was Meinong annehmendes und urteilendes Anerkennen und Verwerfen nennt, keinen gemeinsamen Gattungscharakter zu entdecken. Nur was die sog. Annahmen von den Urteilen unterscheiden soll, verstehe ich, nicht was ihnen als Gattungscharakter gemein sein soll.

§ 5. Wir sind noch nicht zu Ende. Wir hörten, daß das Moment der Überzeugtheit die Urteile auszeichnen, den Annahmen fehlen soll, während sich die eine und andere Klasse nach Qualität (Anerkennen und Verwerfen) und nach Unterschieden der Intensität (das soll nach Meinong die „Gewißheit" sein) differenziere. Es drängt sich weiter die Frage auf, wie sich die Annahmen hinsichtlich der Differenz von Evidenz und Blindheit verhalten?

Zunächst leugnet Meinong ausdrücklich, daß den Annahmen im eigentlichen Sinne Evidenz zukommen könne. Eigentliche Evidenz wohne nur im Urteile. Doch schreibt er in der Folge dem Schlußsatz in den sog. Annahmeschlüssen wenigstens „relative Evidenz" zu, analog wie auch dem Schlußsatz in einem richtig gefolgerten Schluß aus nicht evidenten Prämissen. Allein diese relative Evidenz, die „keine eigentliche Evidenz" aber ein „evidenzähnlicher Tatbestand" sein soll, „bei dem uns einigermaßen nach Evidenz zu Mute ist", scheint mir — ich kann es nicht verhehlen — ein Novum, dessen Tatsächlichkeit und Möglichkeit ich stark bezweifle. Was mir beim richtig gefolgerten Schluß aus nicht evidenten Prämissen vorzuliegen scheint, ist nichts anderes als einerseits Motiviertheit des Schlußsatzes durch die Prämissen (was etwas anderes ist als Evidenz) und andererseits Evidenz der sog. Schlußform (die stets eine wahre

Digitized by Google

nämlich eine Evidenz des Urteils über die Abfolge ist.[1]) Auf [18] die sog. Annahmeschlüsse und die „relative" Evidenz, die bei ihnen gegeben sein soll, kommen wir später ausführlich zu sprechen.

Hier nur die Bemerkung, daß, wenn es bei ihnen etwas Evidenzähnliches, eine sog. „relative Evidenz" gäbe, dem „relativ Evidenten" doch auch etwas wie Überzeugung, wenigstens „relative Überzeugung", zukommen müßte. Kann es sich dann aber noch um Annahmen handeln, da doch diesen der Mangel jeder Überzeugung wesentlich sein soll?

Ich vermag hier Meinongs Angaben nicht recht untereinander zu vereinigen und vermisse überhaupt klare Bestimmungen darüber, wie sich nach ihm das Moment der Evidenz und Blindheit einerseits und das der Überzeugung und ihres Mangels andererseits zueinander verhalten. Eines aber scheint mir sicher: falls er lehrt, daß Evidenz und Überzeugung zum selben Modus am Urteilsakt gehören, m. a. W. wenn sie nach seiner Meinung in derselben kategorialen Linie oder Linie der Differenzierung liegen, ihn dies in Widersprüche verwickelt. Denn wären so Evidenz und Blindheit Spezies des Überzeugungsmoments, dann müßte — da das letztere nach Meinong eine besondere Stärke besitzt — auch die Evidenz Stärkegrade aufweisen, was aber der Autor sonst mit Recht weit von sich weist — hierin Brentano folgend, der die bezügliche Täuschung mancher längst als solche nachgewiesen hat.

Sind aber Überzeugung und Evidenz verschiedene Modi, warum kann es dann keine „wahre und eigentliche" Evidenz geben ohne Überzeugung, und daß dies nicht der Fall sei, scheint doch Meinongs Ansicht?[2])

Doch wie dem sei. Jedenfalls scheint mir in Wahrheit die Evidenz innerlich mehr mit einer andern Eigentümlichkeit am

[1]) In den „Humestudien" lehrte Meinong, der Schluß sei stets nichts anderes als ein hypothetisches Urteil, in dem die Abhängigkeit des Motivats vom Motiv zum Ausdruck kommt. Die Evidenz des Schlußsatzes im richtigen Schluß aus evidenten Prämissen übersah er ganz. Jetzt scheint er mir in der entgegengesetzten Richtung zu weit zu gehen, indem er auch in Schlußsätzen, die nicht evident sondern bloß motiviert sind, etwas wie Evidenz annehmen will, während hier wirklich bloß ein evidentes Urteil über den Zusammenhang gewisser Urteilsinhalte vorliegt.

[2]) Ebenso wie er dagegen zugeben wird, daß es umgekehrt felsenfeste Überzeugungen geben kann, denen doch die Evidenz gänzlich fehlt.

Digitized by Google

Urteil als Folge zusammenzuhängen, als mit den Überzeugungsgraden, nämlich damit, daß hier zu jeglichem Gegenstand ein entgegengesetztes Verhalten möglich ist, und daß, wenn das eine, z. B. das An- [19] erkennen richtig ist, das Leugnen falsch ist und umgekehrt. Gibt sich diese Richtigkeit kund, so haben wir es mit Evidenz zu tun. *) Da nun auch das „Annehmen" bald ein Anerkennen, bald ein Verwerfen ist und da auch hier stets eine der entgegengesetzten Verhaltungsweisen richtig ist,[1]) warum soll es im Wesen der Annahmen liegen, daß sich ihre Richtigkeit nie kundgeben kann? Wenn ja, dann hätten wir aber hier Evidenz ohne jegliche wirkliche Überzeugung. Wenn nein, dann haben wir daran, daß die Annahme des Charakters der Blindheit fähig, dagegen der Evidenz nicht fähig sein soll, obschon jede entweder richtig oder unrichtig ist, eine neue, durchaus nicht selbstverständliche Absonderlichkeit der ganzen Annahmelehre. Sie wurzelt freilich darin, daß Meinong — wie schon bemerkt — Überzeugung in doppeltem Sinne nicht auseinanderhält; in dem Sinne, in welchem sie keine Grade zuläßt und den gemeinsamen Charakter alles Anerkennens und Verwerfens bildet und es mit sich bringt, daß jedes evidente Anerkennen und Verwerfen eine Überzeugung ist, und in dem Sinne, in welchem sie Grade hat. Hier ist nicht jedes und auch nicht jedes evidente Urteil eine Überzeugung im vollen Sinne des Wortes. Selbst evidente Urteile können durch entgegenstehende, die von mächtigen Instinkten, Gewohnheiten und Leidenschaften getragen und gestützt sind, zeitweilig zurückgedrängt und um ihren dominierenden Einfluß über das übrige Urteils- und über das Gemütsleben sowie die Willenstätigkeit gebracht werden.

---

[1]) Dies aber gilt doch zweifellos, und darum wundere ich mich sehr daß Meinong seinen „Annahmen" insgesamt bloß ein „immanentes Objektiv" zuschreiben will. Unter dem „Objektiv" versteht er nämlich dasjenige bei unseren Urteilen (und „Annahmen"), was man sonst den Inhalt nannte z. B. für „A ist" das Sein von A, für „A ist nicht" das Nichtsein von A, im Unterschied vom Objekt oder der Materie, welche beidemal A ist. Da nun die „Annahmen", ebenso wie die blinden Urteile, auch (zufällig) richtig sein können, so ist — meine ich — ihr Inhalt doch unter Umständen so gut wirklich, und nicht bloß immanent, wie der eines richtigen Urteils!

*) Vgl. hierzu das Vorwort zum 1. Teil des 2. Bd. S. XVI.

Digitized by Google

§ 6. Aber auch die Frage erhebt sich noch, wie es mit den Annahmen hinsichtlich des Unterschieds von apodiktischem und assertorischem Charakter stehe? Es scheint unvermeidlich, daß Meinong ihnen auch den ersteren unter Umständen zuschreibe. Seine „Annahmen" auf einem Gebiete wie das der Mathematik ist, müssen apodiktischen Charakter haben, so gut wie die entsprechenden Urteile. Auch beim Schlußsatz in den nach dem [20] Satze des Widerspruchs gefolgerten Annahmeschlüssen kann der apodiktische Charakter nicht fehlen, so daß es also nach Meinong Annahmen gibt, die wohl apodiktischen Charakter, aber — ihrem Begriffe gemäß — keine Spur von Überzeugung verraten.[1])

§ 7. Eine weitere Frage, die sich bezüglich der Meinongschen „Annahmen" erhebt, ist die, ob entgegengesetzte Zustände der Art, und ob Annahmen und Urteile von entgegengesetztem Inhalt, gleichzeitig in uns gegeben sein können oder nicht.

Meinong muß in bejahendem Sinne antworten, wenn seine „Annahmen" als Erklärung für das eintreten sollen, was man gewöhnlich so nennt, und er tut es auch. Denn annehmen kann ich etwas, wenn ich auch das strikte Gegenteil urteile, ja mit Evidenz urteile; wie wenn ich z. B. sage: nehmen wir an, zweimal zwei sei fünf.

---

[1]) Auch wenn — wie wir hörten — E. Husserl zwischen Urteilen d. h. nach ihm „Prädizieren" und belief unterscheiden will und in diesem letzteren Charakter eine besondere „Qualität" des Aktes neben der erstgenannten Eigenschaft erblickt, muß ich fragen, welcher der beiden Verhaltungsweisen der Charakter der Evidenz und Apodiktizität angehört?

Nehmen wir z. B. an, die Evidenz sei dem belief eigentümlich; nicht so, daß jeder belief evident wäre, denn die Erfahrung zeigt zu zweifellos, daß auch blinde Überzeugungen felsenfest sein können, sondern so daß, was nicht in den Bereich des belief fällt, nicht evident sein kann. Dann entsteht speziell für Husserl, nach dessen Ansicht dem belief kein diesbelief als ebenbürtig koordiniertes Glied gegenüberstehen soll, die Schwierigkeit der Tatsache gerecht zu werden, daß uns die Erfahrung ganz deutlich den Evidenzcharakter mit einem entgegengesetzten Verhalten zum Objekt verknüpft zeigt, m. a. W. daß wir negative Einsichten so gut wie positive besitzen.

Gehört aber die Evidenz zum Charakter des Prädizierens, dann muß Husserl lehren, daß ein Akt evident sein könne, ohne belief zu sein, und dies ist bedenklich, wenn letzteres ein nicht weiter auflösbarer qualitativer Zug unseres psychischen Verhaltens sein soll.

Digitized by Google

Aber weiter scheint er auch zu lehren, daß, wenn ich z. B. urteile: daß A sei und daß es gleichzeitig nicht sei, ist falsch u. dgl., diese „Daß-Sätze“ Annahmen enthielten, wir also hier ganz dieselbe Materie positiv und negativ „annehmen“, und ebenso bei: Entweder ist A oder es ist nicht, und bei: Wenn A wäre und wenn es zugleich nicht wäre usw., wo die einzelnen Satzglieder nach Meinong gleichfalls Annahmen sein sollen.[1])

[21] Nach unserer Ansicht, wonach die Daßsätze in den obigen Beispielen und ebenso die gemeinhin sog. Annahmesätze Vorstellungen von gewissen Urteilsinhalten ausdrücken, hat es natürlich nichts Verwunderliches und Bedenkliches, daß hier Kontradiktorisches und in anderen Fällen Konträr-Entgegengesetztes gleichzeitig angenommen oder überhaupt uns gegenwärtig sei, und daß man auch das strikte Gegenteil von dem urteile, was man so annimmt. Denn in alledem ist nicht involviert, daß der Seele gleichzeitig ein entgegengesetztes Verhalten zum völlig gleichen Objekt zugeschrieben würde.

Allein anders wird die Sache, wenn die Annahmen und die Daßsätze nicht ein bloßes Vorstellen sondern ein Anerkennen und Verwerfen ausdrücken, wie Meinong will. Dann hätten wir es in den obigen Fällen wirklich mit einem entgegengesetzten Verhalten der Seele zum selben Objekte zu tun, und es ist die Frage, ob die Annahme, solches sei gleichzeitig im selben Sub-

[1]) Ebenso wäre mit der „Annahmetheorie“ ein gleichzeitiges entgegengesetztes Verhalten zur selben Materie statuiert, wenn da, wo Meinong (wie wir noch hören werden) lehrt, daß das negative Urteil „nicht frei einsetzen“ könne, sondern eine affirmative Annahme als Hintergrund oder Vorbereitung bedürfe, es seine Meinung wäre, daß z. B. in dem Urteil „A ist nicht“ die Affirmation, daß A sei, geradezu als Element involviert sei. Auch dann müßten wir A gleichzeitig anerkennen und verwerfen. Doch ist vielleicht seine Lehre, daß jede Negation eine Affirmation zur Vorauszetzung habe, auf die wir noch zurückkommen müssen, anders zu verstehen, und ich lege darum hier auf diesen Fall kein Gewicht. Dagegen scheint ihn seine Auffassung der negativen Begriffe und der Begriffssynthesen mit kontradiktorischen und konträren Gliedern unweigerlich darauf zu führen, unter Umständen im selben Akt ein entgegengesetztes und widerspruchsvolles Verhalten zur selben Materie zu statuieren. Auch darauf werden wir zurückkommen müssen.

Die gemeinhin sog. Annahmen drücken allerdings noch mehr aus. Sie sind Aufforderungen, sich gewisse Urteilsinhalte (z. B. daß die Zeit krumm sei u. dgl.) vorzustellen. Aber auf dieses emotive Element in der Bedeutung der Annahmesätze kommt es hier nicht an.

Digitized by Google

jekte verträglich, erlaubt ist und Meinong scheint mir darüber zu unbedenklich hinweggegangen zu sein.

Sein „annehmendes" Anerkennen müßte so gut ein Setzen und als Seiend-Fassen sein als das urteilende es ist. Wie soll es sich also mit einem gleichzeitigen Verwerfen d. h. als Nichtseiend-Nehmen desselben Gegenstandes vertragen? Bestehen hier keine Gesetze der Inkompatibilität? Ist alles mit allem kompatibel?

Zugegeben, daß man sich gleichzeitig in entgegengesetzter Weise zu einem Objekt verhalten könne, wenn dabei dieser Terminus [22] in einem weiteren Sinne verstanden wird, wie ich beispielsweise einen Gegenstand hassen kann (z. B. den Schmerz bei einer Operation), sofern er in sich selbst ein Übel ist und ihn doch vielleicht zugleich liebe, sofern er ein Gut (z. B. Gesundheit) im Gefolge hat. Aber die Frage ist, ob ich mich zu demselben Gegenstand in derselben Beziehung gleichzeitig in entgegengesetzter Weise verhalten könne, m. a. W. ob psychische Zustände mit entgegengesetzter Qualität bei völlig identischer Materie[1]) zugleich in uns gegeben sein können, und die Lehre von den „Annahmen" muß dies unbedingt bejahen und damit abermals ein nicht unbedenkliches Element in sich aufnehmen.

Vielleicht wendet Meinong ein, ein solches widerstreitendes Verhalten zum gleichen Gegenstand sei als urteilendes darum nicht kompatibel, weil es sich da um Überzeugungen handle. Von entgegengesetzten Überzeugungen gebe ja jedermann zu, daß sie sich gleichzeitig ausschlössen, und würde man darum einen, der behauptete, solche zu hegen, entweder für einen sehr schlechten Beobachter oder für einen Lügner erklären. Aber darum handle es sich hier nicht. Denn Annahmen seien eben „Urteile ohne Überzeugung".

Allein warum doch soll es ohne weiteres einleuchten, daß entgegengesetzte Überzeugungen sich gegenseitig ausschließen, ein Anerkennen und Verwerfen, das keine Überzeugung ist, dagegen gar nicht und unter keinen Umständen? Vielleicht sagt

[1]) Sogar wenn sich herausstellte, daß mit dem instinktiven Glauben an den Inhalt der Sinnesempfindungen die wissenschaftliche Überzeugung, daß die Farben, Töne usw. nicht in Wirklichkeit existieren, aktuell (und nicht bloß habituell) völlig gleichzeitig in uns besteht, hätten wir daran noch nicht ein Anerkennen und Verwerfen mit strikte derselben Materie. Denn in einem Fall bildet eine konkrete Anschauung, im anderen ein abstrakter Begriff die Grundlage des betreffenden Urteils.

Digitized by Google

man: die Überzeugungen hätten einen widerstreitenden Einfluß auf das übrige psychische Leben, der den Annahmen nicht zukomme, und da diese entgegengesetzten Wirkungen sich ausschlössen, so gelte es auch bezüglich der Ursachen.

Aber was sind diese entgegengesetzten Wirkungen? Solange sie im Gebiete des Psychischen bleiben, können sie nichts anderes sein als entgegengesetzte Verhaltungsweisen zum selben Objekt, z. B. Anerkennen und Verwerfen derselben Materie, Liebe und Haß zu Demselben und in derselben Beziehung. Aber eben hörten wir ja, daß gleichzeitiges Anerkennen und Verwerfen derselben Materie unter Umständen gar wohl miteinander verträglich seien, und wenn dies, warum nicht auch ein gleichzeitiges ebenso strikte widerstreitendes Lieben und Hassen? Und wenn dies, wo sind dann — wenigstens auf psychischem Gebiet — die Folgen entgegengesetzter Überzeugungen, die durch ihre Unverträglichkeit auch jene inkompatibel machen sollen? Es blieben als Grund dafür nur etwa die widerstreitenden Wirkungen auf den Körper, wie wenn die eine Überzeugung eine Bewegung in der einen und die entgegengesetzte eine Bewegung in der entgegengesetzten Richtung zur Folge hätte, oder die eine ein Stehen, die andere ein Sitzen u. dgl. — was physiologisch unmöglich zugleich sein kann. Aber durchaus nicht alle Überzeugungen haben solche Wirkungen zur Folge. Und was das Psychische anbelangt, so gilt, wie schon angedeutet: wenn ein gleichzeitiges entgegengesetztes Verhalten zum selben Gegenstand sich nicht ausschließt, so ist kein Grund vorhanden, warum widerstreitende Überzeugungen wegen ihrer Wirkungen inkompatibel sein sollten. Ist aber jenes der Fall, dann schließen sich diese auch, abgesehen von ihren Wirkungen, in sich selbst aus. Mit ihnen dann aber wohl jedes entgegengesetzte Verhalten zur selben Materie, möge man es ein Urteilen oder ein Annehmen heißen.

Dazu kommt, daß doch auch die Annahmen entgegengesetzte Wirkungen in der Seele haben können, z. B. wenn man daraus, daß A sei, hypothetisch andere Konsequenzen zieht als daraus, daß es nicht sei. (Vgl. die Annahmeschlüsse Meinongs!) So ist nach keiner Seite abzusehen, warum bloß entgegengesetzte Urteile sich nicht vertragen sollen, Annahmen dagegen wohl.

§ 8. Wir haben damit an einen Punkt gerührt, der überhaupt die Bedenken gegen Meinongs Annahmetheorie verstärken muß, nämlich die Frage nach der Stellung, welche sie, im

Digitized by Google

Gegensatz zu den Urteilen, den Vorstellungen gegenüber einnehmen sollen.

Ein bisher übersehenes Mittelding zwischen beiden sollen sie sein. Sieht man aber näher zu, so zeigt sich, daß Meinong bei der Ausstattung dieses Neugefundenen oder Neugeschaffenen ziemlich alle genetischen Gesetze und Eigentümlichkeiten von den Vorstellungen hernimmt, dagegen in deskriptiver Be-
[24] ziehung ihm die unseres Erachtens wichtigsten Züge des Urteils gibt.

Die Annahmen sind ja nach ihm ein Anerkennen und Verwerfen. Es soll ihnen etwas der Evidenz wenigstens Ähnliches zukommen und man könnte — wie wir gesehen haben — nicht umhin, ihnen unter Umständen auch etwas wie apodiktischen Charakter zuzuschreiben. Alles Dinge, die beim Vorstellen ganz und gar ausgeschlossen sind.

Was aber die Gesetze ihrer Genesis betrifft, so sollen sie darin wesentlich mit den Vorstellungen übereinstimmen. Sie sollen eben so sehr wie diese der Willkür unterliegen und ganz wie sie, auch wenn sie sich kontradiktorisch oder konträr entgegengesetzt sind, doch kompatibel sein, unter sich und mit gleichzeitigen entgegengesetzten Urteilen. Freilich, indem Meinong von „Annahmeschlüssen" spricht, muß er lehren, daß der Schlußsatz, obwohl eine Annahme, durch die Prämissen motiviert auftritt,[1]) ja er schreibt ihm, wie wir wissen, einen evidenzähnlichen Charakter zu und wird ihn so doch wohl der direkten Herrschaft des Willens entzogen sein lassen. Aber dieses Zugeständnis droht eben nur, ihn in Widerstreit zu bringen mit seiner sonstigen Lehre, daß den Annahmen, im Gegensatz zu den Urteilen und in Übereinstimmung mit den Vorstellungen eine besonders weitgehende Beherrschbarkeit durch den Willen eigentümlich sei. Und was die Kompatibilität des Entgegengesetzten betrifft, die den Annahmen gleichfalls im Gegensatz zu den Urteilen eigen sein soll, vermag er — wie wir schon gesehen haben — sie in keiner Weise zu erklären. Er muß sie, die den Urteilen fehlen, den Annahmen aber zukommen soll, ohne daß man einsieht, warum, kurzweg als letztes Faktum

[1]) Brentano verwendet diesen Namen bei den wirklichen Schlüssen für den Umstand, daß der Schluß um der Prämissen willen fürwahrgehalten wird und wir uns dieses Hervorgebrachtwerdens des einen durch das andere Urteil (oder die anderen Urteile) bewußt sind.

Digitized by Google

postulieren und kompliziert dadurch die ganze Hypothese durch ein neues ihre Wahrscheinlichkeit gefährdendes Moment.

Wenn er endlich einwenden würde, er schreibe doch den Annahmen Aktivität zu, und dies sei eine die Gesetze der Genesis betreffende Eigentümlichkeit, die sie mit den Urteilen nicht mit den Vorstellungen (welchen vielmehr Passivität anhafte) gemein haben, so will ich gerne zugeben, daß mit „Aktivität" [25] und „Passivität" jedenfalls kein deskriptiver Unterschied gemeint sein kann. Wenn er wirklich bestände, müßte er gewiß ein genetischer sein. Aber wir haben bereits früher gesehen, daß die Annahme eines solchen fiktiv ist, und so bleibt es dabei, daß in genetischer Hinsicht nach Meinong die Annahmen wesentlich den Vorstellungen, in deskriptiver dagegen weit mehr den Urteilen verwandt wären. Und diese Art ein Mittelding zwischen der Klasse Vorstellung und Urteil zu schaffen scheint mir keine glückliche; da wir sonst in der ganzen Natur finden, daß die deskriptiven Unterschiede die fundamentaleren sind, an die sich die Eigentümlichkeiten der Genesis als Folgen knüpfen. Deskriptiv Gleichartigem kommen auch gleichartige genetische, deskriptiv verschieden Geartetem auch verschiedenartige Gesetze des Entstehens und Vergehens zu.

§ 9. Nur kurz sei endlich noch erwähnt, daß Meinong sich gedrängt sieht, wie den Urteilen „Annahmen" d. h. — wie er sich auch ausdrückt — „Scheinurteile" oder „Phantasieurteile", so den Gefühlen und Begehrungen auch Schein- oder Phantasiegefühle und Schein- oder Phantasiebegehrungen entgegenzusetzen. Wie den Annahmen, so soll auch diesen Scheininteressen der Ernst fehlen. Freilich kann er die Analogie von vornherein nicht voll festhalten. Denn während er die Annahmen als ein Zwischengebiet zwischen Vorstellen und Urteilen bezeichnet, finde ich nicht, daß er die Scheingefühle als ein Mittelding etwa zwischen den intellektuellen Zuständen und denen des wirklichen Gefühls hinstellte. Hier spricht er von einer Unterstufe und Oberstufe. Ersteres sollen die Schein- oder Phantasiegefühle, letzteres die wirklichen Gefühle sein. Und analog sollen sich Schein- und wirkliche Begehrungen und Schein- und wirkliche Urteile als Unter- und Oberstufe verhalten. Doch auf das Prekäre dieser Details will ich nicht weiter eingehen. Nur das muß ich betonen, daß mir überhaupt die Lehre von der Existenz dieser vermeintlichen Analoga der „Annahmen", der sog. Phantasie-

Digitized by Google

gefühle und Phantasiebegehrungen, nicht geringere Bedenken erregt als die von den Phantasieurteilen oder Annahmen selbst. Wohl weiß ich, daß man statt zu fühlen und zu begehren, solche Zustände auch bloß vorstellen kann. Aber ein bloß vorgestelltes Fühlen ist natürlich so wenig ein Fühlen als ein bloß vorgestelltes Pferd ein Pferd ist. Auch das sei zugegeben, daß wir Gefühle und Begehrungen haben können, die nicht voll zur [26] Wirkung kommen, sondern von anderen zurückgedrängt und in ihren Folgen paralysiert werden. Aber sowohl die unterliegenden als die dominierenden sind doch wirkliche Gefühle. Dagegen ein Gefühl, bei dem gar kein ernstliches Interesse gegeben wäre, ein Scheingefühl, kommt mir vor wie ein Rot, das keine Farbe wäre.

Doch nicht genug. Ein weiteres Analogon der Annahmen und Scheingefühle und Phantasiebegehrungen sieht Meinong auch in den Phantasievorstellungen im Gegensatz zu den Wahrnehmungsvorstellungen; wenn er auch hier die ersteren nicht Unterstufe der letzteren nennen will (begreiflich!) und es natürlich noch weniger seine Meinung ist, daß die Phantasievorstellungen als Mittelding zwischen anderen Klassen von psychischen Beziehungen angesehen werden könnten (so wie die Annahmen ein Mittleres zwischen Vorstellen und Urteilen sein sollen) oder daß die Phantasievorstellungen Scheinvorstellungen d. h. gar keine Vorstellungen seien, so wie die Annahmen keine Urteile. Aber dennoch soll nach Meinong eine Parallele bestehen zwischen den Phantasievorstellungen, Phantasieurteilen usw. einerseits und den Wahrnehmungsvorstellungen, wirklichen Urteilen usw. andererseits, wenn man auch zunächst nicht mehr recht weiß, worin sie nun noch liegen soll.

Aber wie immer dem sei; ich möchte doch fragen, was hier unter Phantasievorstellungen im Gegensatz zu Wahrnehmungsvorstellungen gemeint sei. Denn das erst wird uns in den Stand setzen, an der Hand der Erfahrung zu entscheiden, ob in den Phantasievorstellungen etwas Tatsächliches vorliege, was irgend eine Analogie zeige zu den vermeintlichen Phantasieurteilen und Phantasiegefühlen.

Ich nehme an, daß Meinong mit dem Unterschied von Phantasie- und Wahrnehmungsvorstellungen nicht lediglich genetische Differenzen meint. Denn sonst fehlte die gewünschte Analogie zwischen diesem Gegensatz und dem von

Digitized by Google

Annahmen und Urteilen, Scheingefühlen und wirklichen Gefühlen, was ja doch deskriptive Unterschiede sein sollen, gänzlich und von vornherein.

Ist also unter Wahrnehmungsvorstellung etwa eine (anschauliche) Vorstellung samt einem damit verbundenen evidenten oder instinktiven affirmativen Urteil gemeint, welches das Vorgestellte für tatsächlich jetzt seiend nimmt? (Denn dergleichen pflegt [27] man üblicherweise „Wahrnehmung" zu nennen.) Wenn dies gemeint ist, dann müßte der Gegensatz dazu — also die Phantasievorstellung — einerseits gesucht werden in einem von einem Urteil begleiteten Vorstellen, welchem das Vorgestellte nicht als gegenwärtig sondern als vergangen erschiene, andererseits in einem Vorstellen, das überhaupt nicht von einer solchen (evidenten oder instinktiven) Affirmation des Vorgestellten begleitet ist. Allein hat dieser Gegensatz irgendeine Ähnlichkeit mit dem vermeintlichen Gegensatz von Scheinurteilen und wirklichen Urteilen? Ich bin außerstande, eine solche zu entdecken.

Will also Meinong vielleicht, und dies scheint allerdings seine Meinung, diesen Unterschied, ob die Vorstellung von einem affirmativen Urteil begleitet sei oder nicht und ob im ersteren Fall das Vorgestellte als gegenwärtig oder vergangen erscheine, nicht herangezogen wissen? Wenn dies, und wenn wir also auf dem Gebiete des bloßen Vorstellens bleiben, dann wüßte ich schlechterdings keinen anderen deskriptiven Unterschied als den zwischen Anschauungen von verschiedener Intensität und den zwischen Anschauung und Begriff. Aber auch zwischen diesen Gegensätzen und dem von Urteil und Scheinurteil vermag ich keinerlei Analogie zu entdecken.

Oder soll endlich die Verwandtschaft zwischen Phantasievorstellung, -urteil, -gefühl usw. etwa darin liegen, daß die letzteren in der Regel auf die ersten, d. h. auf etwas bloß Phantasiertes, gerichtet seien? Das scheint Meinong in der Tat sagen zu wollen. Aber weder wenn man dabei unter Phantasievorstellungen schwache Empfindungen wie Aristoteles, noch wenn man Begriffe wie Joh. von Müller, noch wenn man Vorstellungen von Abwesendem wie Lotze darunter versteht,[1])

[1]) Das anerkennende oder leugnende Verhalten von Vergangenem und Zukünftigem wäre dann meist ein Annehmen. Ja sogar die Erscheinungen des unmittelbaren Gedächtnisses, welchen Meinong doch Evidenz zuschreibt

Digitized by Google

könnte ich zugeben, daß das darauf gerichtete Anerkennen und Verwerfen in der Regel ein bloßes Scheinurteil und die [28] darauf gerichteten Gefühle und Begehrungen bloße Scheingefühle und Scheinbegehrungen seien. Kurz, die Analogien, die Meinong für seine „Annahmen" sucht, sind nicht geeignet, diese seine ursprüngliche Entdeckung zu stützen sondern eher sie auch dem, der sich auf den ersten Blick von ihr bestechen ließ, um so rascher wieder verdächtig werden zu lassen.

II. Abschnitt.

Nachweis der Unnötigkeit der Hypothese.

Durch das Vorausgehende ist wohl schon zur Genüge klar geworden, daß Meinongs „Annahmen" keine unbedenkliche, vielmehr eine vorgängig recht wenig wahrscheinliche Annahme sind. Wenn sich also die Tatsachen unseres psychischen Lebens ohne sie erklären lassen, so wird — denke ich — niemand darüber im Zweifel sein, wohin sich die Wagschale der Logik neige.

Werfen wir denn einen Blick auf das Wichtigste von dem, was Meinong nur aus jener Hypothese oder wenigstens leichter aus ihr als aus jeder anderen begreifen zu können meint.

§ 10. Wir beginnen mit der schon früher erwähnten Berufung auf die sog. negativen Begriffe, worauf Meinong das größte Gewicht legt und die seiner Meinung nach nur als negative Annahmen angesehen werden könnten.

„Wo es sich um Negation handelt, da — wird uns gesagt — ist der Bereich des bloßen Vorstellens überschritten."

Demgegenüber müssen wir fragen, was hier unter Negation gemeint sei. Die eigentümliche Bewußtseinsbeziehung des Negierens, Leugnens oder Verwerfens und das Geleugnete als solches sind natürlich etwas, was nie im Bereiche des Vorstellenden als solchem liegt. Wohl aber gehört in diesen Bezirk das Vorstellen des Leugnens und des Geleugneten als

(indem er sie, in allerdings nicht zu billigender Weise, für „evidente Vermutungen" hält) wären dann oft Annahmen, also nach ihm jeder Überzeugung bar. Dies wird er sicher als seiner Ansicht widerstreitend ablehnen. Aber was ist dann überhaupt unter den „Phantasievorstellungen" gemeint, welche die Basis des „Scheinurteils" sein und einen irgendwie analogen Gegensatz zu den Wahrnehmungsvorstellungen bilden sollen, wie jenes zum wirklichen Urteil?

Digitized by Google

solchen und ebenso die Vorstellung des zu Leugnenden d. h. des Nichtexistierenden. Auch bei den letzten Begriffen muß (da sie relative sind) die Vorstellung des Leugnens mit gegeben sein, und diese, wie jede andere Vorstellung, setzt — da es keine angeborenen Vorstellungen gibt — Erfahrungen, speziell die Erfahrung eines Leugnens und eines Geleugneten als solchen und die Reflexion darauf voraus. Nicht aber ist sie selbst ein Leugnen und dasselbe gilt von der Vorstellung oder dem Begriff des zu Leugnenden d. h. Nichtexistierenden.

[29] Nicht anders aber steht es weiter auch mit jenen negativen Begriffen, auf welche Meinong sich beruft, wie Nichtrot, Nichtrund, Nichtmensch usw. Nichtrotes heißt meines Erachtens dasselbe wie: etwas, wovon es falsch ist, daß es rot ist[1], und dies ist eine relative Bestimmung, welche die Vorstellung eines verwerfenden Urteils aber nicht ein verwerfendes Urteil involviert.

Meinong bemerkt selbst, daß M nicht A ist, sei eine Art Relation zwischen M und A, die sich natürlich vorstellen lassen müsse, und dadurch sei dann auch ein Weg gefunden durch Abstraktion zu einem vorstellbaren Non-A zu gelangen und sonach zur Vorstellung eines sozusagen negativen Gegenstandes. Doch wendet er sofort ein: „Nun erwäge man aber, was für einen Apparat, wenn man so sagen darf, eine derartige Vorstellung voraussetzt. Um an ein „Nichtrundes" zu denken, hätte ich den Gedanken zu konzipieren: „Etwas, von dem das Urteil gilt, es sei nicht rund." Während hier jeder Unvoreingenommene meinen wird, sich mit seinem Vorstellen im Gebiete der Gestalten zu bewegen, hätte man in Wahrheit außer an Rund auch noch an etwas von Gestalten ganz Verschiedenes, nämlich an das negative Urteil und dessen Verhältnis zu dem, wovon es gilt, zu denken. Das ist natürlich möglich; aber das Hereinziehen psychologischer und erkenntnistheoretischer Dinge in das in der Regel ganz anderen Interessen zugewandte Denken ist eine so auffallende Sache, daß derlei, wo es sich zuträgt, auch schon flüchtiger Beobachtung nicht wohl entgehen kann. Nun vermag aber bei den sogenannten negativen Vorstellungen, vielleicht ganz seltene Ausnahmen abgerechnet, auch die gespannteste Aufmerksamkeit von einem Umwege eben beschriebener Art

[1]) Vgl. darüber „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie".

Digitized by Google

nichts zu entdecken. Praktisch kommt also die Möglichkeit dieses Umweges völlig außer Betracht und soll auch im folgenden außer Betracht bleiben" (a. a. O. S. 13).

Nicht die Unmöglichkeit also, aber wenigstens eine große Unwahrscheinlichkeit soll nach Meinong dafür bestehen, daß wir z. B. bei Nichtrot etwa dächten: etwas, wovon es falsch ist, daß es rot ist. Darum meint er, diese und jede ähnliche Möglichkeit außer Betracht lassen und annehmen zu dürfen, daß ein einfacherer Gedanke, nämlich eine „Annahme", den wirklichen [30] psychischen Tatbestand bilde. Für die Unwahrscheinlichkeit jener Hypothese aber führt er mehreres ins Feld, was wir auseinanderhalten und einzeln ins Auge fassen wollen.

Erstlich erblickt er darin ein Hereinziehen erkenntnistheoretischer und psychologischer Dinge in ein (in der Regel) ganz anderen Interessen zugewendetes Denken.

Soll nun dies heißen, daß, wer bei „nichtrot" den von uns vertretenen Gedanken (nämlich: etwas, wovon es falsch ist, daß es rot sei) denkt, damit sein Interesse erkenntnis-theoretischen und psychologischen Dingen zuwende? Das wäre offenbar zu viel gesagt. Nur das behaupte ich, daß er gewisse Vorstellungen und Begriffe in seinem Bewußtsein hat, die für den Erkenntnistheoretiker und Psychologen Gegenstand des Interesses sind oder sein können, nicht daß er selbst ihnen ein solches theoretisches Interesse entgegenbringe. Von den Vorstellungen, die wir gleichzeitig haben, brauchen und vermögen ja nicht alle Gegenstand unserer speziellen Beschäftigung, noch weniger eines allseitigen Interesses zu sein, und während wir z. B. nur physikalischen oder geologischen, oder technischen oder sonstigen praktischen Fragen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, sind vielfach Begriffe in unserem Bewußtsein, die für den Psychologen, Erkenntnistheoretiker, Ethiker von Wichtigkeit sind, denen wir aber im Augenblick gar nicht dieses Interesse zuwenden.

Doch weiter: Ist nicht auch schon das verwunderlich, daß jene Begriffe in uns sein sollen, während der „Unvoreingenommene" nichts davon weiß; wie ein solcher denn z. B. nach Meinong nicht zu sagen wüßte, daß er bei „nichtrot" an ein Urteil denke.

Demgegenüber muß ich bemerken, daß, wenn der „Unvoreingenommene" zugleich ein in psychologische Beobachtung Uneingeweihter ist, dies nicht im mindesten Staunen erwecken darf.

Digitized by Google

Denn es ist etwas völlig anderes, einen psychischen Zustand in sich erfahren, und etwas anderes, sich von ihm deutlich Rechenschaft geben. Das letztere ist Sache besonderen Talentes und insbesondere auch spezieller Übung. Aber angenommen, es könnten auch talentvolle und geübte psychologische Beobachter, die — vom theoretischen Interesse geleitet — den negativen Begriffen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, nicht entdecken, [31] daß wir dabei regelmäßig an Urteile dächten, was folgt Entscheidendes daraus?

Vor Meinong hat ja trotz derselben Aufmerksamkeit auch niemand bemerkt, daß eine ganz neue Klasse psychischer Beziehungen, die „Annahmen", hier im Spiele sein sollen. Überhaupt gibt dieser Forscher selbst zu, die psychologische „Theorie" (d. h. die Psychologen ganz allgemein) habe die „Annahmen" ungefähr in demselben Maße vernachlässigt, als sie der Praxis des täglichen Lebens geläufig seien. Wenn dies nicht von vornherein gegen die Existenz jener von Meinong statuierten neuen Klasse von psychischen Beziehungen spricht, so spricht es auch nicht gegen die Richtigkeit unserer Lehre, wenn einzelne Psychologen den von uns behaupteten Tatbestand nicht in sich finden zu können meinen. Man kann, wie Meinong selbst zugibt, infolge von Voreingenommenheit oder aus anderen Gründen etwas übersehen, was tatsächlich doch da ist, und darum ist es nicht geraten, etwas — was einem die eigene Erfahrung nicht zu zeigen scheint — sofort außer Betracht zu lassen, sondern es erscheint ratsamer, die Sachlage reiflicher zu prüfen, wie ich dies denn auch bezüglich der Meinongschen „Annahmen", obwohl unfähig sie in mir zu entdecken, nicht von der Hand weise.

Doch! Ist nicht die größere Einfachheit des Gedankens, den Meinong in den negativen Termini ausgesprochen finden will, im Vergleich zu dem, der nach mir deren Sinn bilden soll, schon etwas, was seine Hypothese vor der althergebrachten Lehre empfiehlt? Auch dies kann ich nicht ohne weiteres zugeben.

Vor allem ist darum, weil der Gedanke, der nach dieser Ansicht die Bedeutung der negativen Termini bildet, komplizierter ist, nicht auch die Hypothese selbst komplizierter. Denn von letzterem kann man ja nur da sprechen, wo es sich um eine Mehrheit von unabhängigen Elementen handelt, die verbunden werden, um die betreffende Annahme zur Erklärung einer fraglichen Erscheinung tauglich zu machen. In unserem Falle aber

Digitized by Google

sind die Teile des Gedankens, durch den ich „nichtrot“ u. dgl. interpretiere, notwendig miteinander gegeben, und daß es überhaupt solche negative Vorstellungen gebe, ist keine verwunderliche noch neue Annahme. Meinong selbst muß zugeben, daß ihre Bildung zu erwarten ist, da wir negative Urteile besitzen und durch Reflexion auf unser Urteilen und seine Inhalte überhaupt mannigfache Begriffe bilden. Dann aber ist offenbar [32] seine Hypothese, daß nämlich diese negativen Vorstellungen, deren Denkbarkeit er nicht leugnen kann, zur Erklärung der Tatsachen nicht ausreichten, sondern daneben die zweifellos neue und — wie wir gesehen haben — mit mancherlei unwahrscheinlichen Absonderlichkeiten (um nicht mehr zu sagen) belastete Annahme von „Scheinurteilen“ gemacht werden müsse, die kompliziertere und von vornherein weniger probable.

Doch vielleicht sagt man, wenn diese Annahme auch komplizierter sei, so habe sie doch den Vorteil, daß der durch sie supponierte Gedanke ein einfacherer sei als die negative Vorstellung.

Allein warum eigentlich dies ein Moment sein soll, das die Hypothese ohne weiteres empföhle und die andere verdächtigte, ist mir nicht begreiflich, und ich frage mich vergeblich nach zwingenden Gründen für eine solche Behauptung. Denn daß nicht etwa die Kürze des sprachlichen Ausdrucks als untrügliches Zeugnis für Einfachheit und gegen Komplikation des Ausgedrückten gelten könne, scheint mir zweifellos und glaube ich an anderem Orte überzeugend darzutun.[1]) Wie kompliziert doch sind Gedanken wie „Freundschaft“, „Staat“, „Kirche“ usw. trotz der Kürze des Namens! Aber durch was sonst sollte das Vorurteil erweckt werden, daß in „nichtrot“ kein komplizierter, sondern ein einfacher Gedanke stecke? Ich glaube, wer tiefer in die Psychologie einzudringen sucht, der wird sich im Gegenteil überzeugen, daß oft, wo der Nichtpsychologe es mit einer ganz einfachen Erscheinung zu tun zu haben glaubt, in Wahrheit recht komplizierte vorliegen.

Ja, bezüglich der Meinongschen Auffassung der negativen Begriffe als „Annahmen“ könnte man in Wahrheit noch Bedenklicheres als den Vorwurf, der supponierte Gedanke sei kompliziert, geltend machen. Wenn Non-A eine prädikative Annahme

[1]) In den schon erwähnten „Untersuchungen usw.“.

Digitized by Google

ist (= etwas ist nicht A), so ist darin das Subjekt anerkannt. Man kann ja nicht von einem Subjekte etwas prädizieren oder ihm etwas absprechen, ohne es anzuerkennen.[1]) Ist aber eine [33] solche Annahme in jedem Urteil, das sich auf einen sog. negativen Begriff bezieht, als Element involviert, so auch in dem Urteil: Ein Non-A gibt es nicht. Und damit ist gesagt, daß in dem psychischen Verhalten, welches verwirft, daß es etwas gibt, was nicht A ist, als konstituierender Bestandteil die Anerkennung: etwas ist und ist nicht A eingeschlossen sei, daß also seine Elemente unter sich in Widerspruch stehen. Die Ausrede, daß das negative Verhalten ein urteilendes, das darin (angeblich) implizierte affirmative ein annehmendes sei, haben wir früher schon gewürdigt. Da hier und dort nach Meinong ein Anerkennen und Verwerfen im selben Sinne gegeben sein soll, so haben wir an der Position und der entgegengesetzten Negation eben doch ein widerspruchsvolles Verhalten vor uns, mag man nun beide Elemente ein Urteilen oder eines ein „Annehmen" und nur das andere ein Urteilen heißen.

Nur einen Ausweg sehe ich aus der Verlegenheit; wenn nämlich Meinong der Behauptung, in „Ein Non-A gibt es nicht" bilde die Annahme, daß etwas nicht A sei, die Materie des verwerfenden Urteils, einen ganz andern Sinn gibt. Aber nur eine Interpretation ist außer der, die uns jenes widerspruchsvolle Verhalten zumutet, noch möglich. Es kann unter „Annahme" dann nur der Inhalt der sog. Annahme Non-A (d. h. nach Meinong: etwas ist nicht A) verstanden werden.[2]) Und dies ist nichts anderes als eine bestimmte Klasse von Gegenständen, deren Vorstellung durch Reflexion auf die negative Prädikation gebildet ist. Dieser Inhalt wird vorgestellt und

---

[1]) Meinong gibt dies freilich nicht zu. Nach ihm kann man im (wahrhaft) kategorischen Satz etwas mit einem andern identifizieren oder für nichtidentisch erklären, ohne es für seiend zu halten. Schon Aristoteles aber hat die Unmöglichkeit dessen eingesehen. Vgl. darüber meine „Untersuchungen usw."

[2]) Denn etwa zu sagen, unter „Annahme" sei hier der Akt oder die Beziehung des prädikativen Annehmens „Etwas ist nicht A" gemeint, ist ja ganz unmöglich. Daß die subjektive Tatsache dieses in mir stattfindenden Annehmens anzuerkennen sei, ist doch durchaus nicht der Sinn dessen, was ich mitteilen will, indem ich sage: Ein Non-A ist, und noch weniger will ich mitteilen, daß sie zu leugnen sei, indem ich sage: Ein Non-A ist nicht. Was ich dem Hörer mitteilen will, ist vielmehr etwas Objektives.

Digitized by Google

so zum Gegenstand des Urteils gemacht. Kurz wir haben damit wesentlich diejenige Auffassung vor uns, die wir für die richtige halten und bei der die ganze Meinongsche Annahmelehre entfällt.

So bleibe ich dabei, daß bei Begriffen wie „nichtrot" nicht eine Negation, wohl aber die Vorstellung einer solchen und die von etwas, was dadurch relativ bestimmt ist, gegeben sei.

[34] Ganz analog ist es beim Begriff „besser". Auch hier könnte Einer mit demselben Rechte behaupten, wer sagt, A ist besser als B, müsse A dem B vorziehen. Die Wahrheit ist aber nur die, daß der Begriff des Besseren, d. h. des Vorzüglichen, die Vorstellung des Vorziehens voraussetzt und diese nur aus der Erfahrung irgendeines tatsächlichen Vorziehens gewonnen sein kann.

§ 11. Ein anderer Punkt, der nach Meinong offenkundig die Klärung und Lösung nur durch die Lehre von den „Annahmen" soll finden können, ist das, was er die „Gegenständlichkeit bei negativen Urteilen" nennt.

„Es ist bekannt, so führt er S. 105 aus, daß sich die eigentümliche Stellung der Negation zur Affirmation bereits längst der Aufmerksamkeit mehr als eines Beobachters aufgedrängt hat. Man hat bemerkt, daß es in der Natur des negativen Urteils liegt, nicht „frei einzusetzen", wie die Musiktheoretiker sagen, sondern einer Art affirmativer Vorbereitung zu bedürfen. Wenn A B ist, liegt hierin Anlaß genug, eventuell dem A das B im affirmativen Urteile zuzuerkennen; von A aber zu negieren, daß es etwa C ist, dazu scheint doch nur Anlaß und Gelegenheit vorzuliegen, wenn dem urteilenden Subjekte der Gedanke ausreichend nahe getreten ist, das C vom A zu affirmieren. Daß so jede Negation auf eine gegenstandsgleiche Affirmation zurückweist, das kommt auch in der eigentümlichen Weise zur Geltung, in der der sprachliche Ausdruck der Negation gegenüber dem der Affirmation differenziert ist. Stünden beide einander durchaus auf gleichem Fuße zur Seite, so wäre ja doch wohl auf ein Ausdrucksmittel für das Urteil schlechthin und dann auf Zutaten zu rechnen, durch welche das Urteil je nach Bedarf als affirmativ oder negativ gekennzeichnet würde. Inzwischen bietet die Sprache normalerweise zunächst einen bestimmten Ausdruck für die Affirmation, der dann erst durch einen besonderen Beisatz in den Ausdruck der Negation abgeändert wird. Das an die

Digitized by Google

affirmative Aussage angeschlossene „nicht", das die negative Aussage konstituieren hilft, bietet so eine Art äußerlichen Beleges für das Hinzutreten der Negation an die vorgegebene Affirmation.

Nun ist aber sofort ersichtlich, daß, wer hier soweit geht, ein affirmatives Urteil als Voraussetzung für das negative in Anspruch zu nehmen, damit den Tatsachen ganz zweifellos Gewalt antut. Negiere ich die Existenz eines runden Viereckes, so werde [35] ich dazu sicher Veranlassung gehabt haben, aber es müßte doch mit seltsamen Dingen zugehen, wenn ich vorher an das Rundsein des Vierecks geglaubt hätte. Auch wo eine quaestio facti in einem negativen Urteile ihre Beantwortung findet, mag eine wirkliche Frage ganz wohl der Anlaß dazu gewesen sein, aber bei weitem nicht eine Vorwegnahme der Beantwortung durch ein affirmatives Urteil. Dagegen legt der Hinweis auf die Eventualität einer Frage im gegenwärtigen Zusammenhange den Gedanken außerordentlich nahe, der aufgewiesenen Übertriebenheit dadurch zu steuern, daß die Rolle einer Voraussetzung für das negative Urteil zwar nicht einem affirmativen Urteil, wohl aber einer affirmativen Annahme zuerkannt wird." [1])

Demgegenüber sei zugegeben, daß unser Denken mit Affirmationen beginnt. Daß aber jede einzelne Negation durch eine Affirmation über denselben Gegenstand vorbereitet sein und diese eine „Annahme" sein müsse, hat Meinong nicht bewiesen, weder in dem Sinne, daß jedes negative Urteil — wie Sigwart will — indirekt sei oder gar eine wirkliche Affirmation involviere, noch daß ihm eine solche als Anlaß vorausgehen müsse.

Was das Eine betrifft, daß eine Affirmation nicht bloß den Anlaß zur Negation, sondern in widerspruchsvoller Weise ein konstitutives Element derselben bilde, m. a. W. daß für jedes Negieren das Setzen des Negierten innerlich die Grundlage sei, so werden sich zu dieser Lehre wohl wenige verstehen. Um so weniger als sie — selbst den indirekten Charakter jeder Negation angenommen — ganz unnötig ist. Es genügte ja dafür, daß jede Negation auf der Vorstellung des Inhalts einer Affirmation — etwas, was eine unzweifelhaft mögliche und längst-

[1]) Auch die negativen Annahmen selbst sollen nach Meinong nicht „frei einsetzen", sondern affirmativer zur Vorbereitung bedürfen.

Digitized by Google

bekannte Tatsache ist — basiert sei. Ja diese Auffassung des indirekten Charakters einer Negation wie „A ist nicht", scheint mir die einzig mögliche, und wer meinte, in der Negation „A ist nicht" sei die affirmative „Annahme", daß A sei, geleugnet, dem möchte ich eine analoge Frage stellen wie dem, der lehrt, in: „Ein Non-A ist nicht" sei die „Annahme", daß etwas nicht A sei, verworfen. Ich verweise auf das dort Ausgeführte. Die Übertragung macht sich von selbst.

Doch wahrscheinlicher ist nicht dies, sondern nur das zweite Meinongs tatsächliche Ansicht, nämlich daß die negativen Ur- [36] teile in dem Sinne an eine „vorgegebene Affirmation hinzutreten", daß stets eine Affirmation (wenn nicht eine urteilende, so eine „annehmende") den Anlaß zur Bildung des negativen Urteils bilde. Aber ich finde auch dies — wie schon bemerkt — bei ihm keineswegs hinreichend begründet.

Vor allem, wenn ihm ein Beweis für seine Behauptung darin zu liegen scheint, daß die Sprache das Zeichen der Negation durch Zusammensetzung einer besonderen Partikel mit der Form des Verbum finitum, die sonst Zeichen der Affirmation ist, bilde, so kann ich diese Berufung durchaus nicht zwingend finden.

Fürs erste ist doch diese Methode der Bildung der negativen Aussage durchaus nicht universell, indem manche Sprachen einen besonderen Verbalmodus der Negation besitzen. Ferner stehen sich die Ausdrücke: Ja und Nein völlig ebenbürtig gegenüber, und ebenso ist in der Gebärdensprache der Ausdruck für die Verneinung (z. B. das Schütteln des Kopfes) nicht an den für die Bejahung (z. B. das Nicken) angelehnt.

Nehmen wir aber selbst an, allgemein würde der Ausdruck für die Verneinung in der oben von Meinong hervorgehobenen Weise gebildet, so würde sich dies wohl verstehen lassen, auch ohne die Deutung, die er der Sache geben will. Gerade wie sich auch analoge andere Bildungen, wie z. B. die des Ausdrucks der Zukunft und Vergangenheit durch einen Zusatz zu demjenigen für die Gegenwart, und desjenigen für die Möglichkeit in Anlehnung an den für die Wirklichkeit, begreifen lassen ohne die Lehre, daß der Glaube an die Zukunft immer zur „Annahme" der Gegenwart und der an die Möglichkeit zur „Annahme" der Wirklichkeit hinzutrete. Und wie kein ernst zu nehmender Psychologe daraus, daß man für Schmerz auch Ausdrücke wie Unlust, dislike, dispiacere u. dgl. gebildet

Digitized by Google

hat[1]), schließen wird, der Schmerz könne [37] nicht „frei einsetzen", sondern habe stets eine Lust oder wenigstens eine „Scheinlust" zur Vorbedingung.

Die Sprache würde keine derartige syntaktische Bildungen, ich meine: keine durch Zusammensetzung gewonnene Zeichen, bei denen das Ausgedrückte eine analoge Zusammensetzung vermissen läßt, aufweisen, wenn sie von vollendeten psychologischen Analytikern und zum Zwecke einer möglichst adäquaten Darstellung unseres Innenlebens planmäßig gebildet wäre. Aber von dem allem war natürlich bei der Entstehung unserer Volksidiome keine Rede. Nur im Rohen und Rohesten entsprach und entspricht die Syntaxe der Redeteile, durch welche sie die Ausdrücke für unsere psychischen Zustände und ihre Inhalte zu gewinnen suchten, der natürlichen Gliederung des Auszudrückenden; und die Motive der Bequemlichkeit und Zeichenersparnis, welche überhaupt auf die Entstehung der syntaktischen Redeweise hinwirkten, führten vielfach zu Zusammensetzungen und Fügungen auf Grund einer bloßen fiktiven und imaginären Scheidung im Ausgedrückten.[2]) Eine solche ist auch die Zerlegung des Ausdrucks der Negation in zwei Zeichen, wovon das eine für sich allein auch als Bezeichnungsmittel der Affirmation dient, und als Anlaß zu dieser Bildungsweise genügte der Umstand, daß, wie unsere ersten Urteile, so auch unsere ersten Aussagen affirmativer Natur waren. Nach der ganzen Art wie die

[1]) Vgl. Fr. Brentano, Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis S. 67. Sigwart hat für seine Meinung, daß die negativen Urteile sämtlich indirekt und den affirmativen nicht als ebenbürtige Spezies koordiniert seien, sich unter anderem auch auf die jetzt auch von Meinong geltend gemachte sprachliche Erwägung berufen, daß das Zeichen des negativen Urteils durchweg mittels Zusatzes eines Wörtchens wie „nicht" u. dgl zum Ausdrucke der Affirmation gebildet sei. Demgegenüber hat Brentano a. a. O. — wie mir scheint — mit vollem Recht erwidert: „Sigwart ist wohl mit mir und aller Welt darin einverstanden, daß gefallen und mißfallen, sich freuen und trauern, lieben und hassen usw. einander koordiniert sind. Dennoch findet sich in einer ganzen Reihe von Ausdrücken der Name für die Abneigung im Gemüte dependent von dem Namem für die Zuneigung gebildet: z. B. Neigung, Abneigung; gefallen, mißfallen; Lust, Unlust; Wille, Widerwille; froh, unfroh; glücklich, unglücklich; lieb, unlieb; schön, unschön; angenehm, unangenehm."

Alles das spricht auch gegen Meinongs verwandte Berufung auf die häufige Methode des Ausdrucks bei der Negation.

[2]) Ich handle über alle diese Dinge ausführlich in meinen „Untersuchungen zur Grundlegung einer allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie".

Digitized by Google

Sprache gebildet wurde, reichte dies hin, um im Interesse der Zeichenökonomie das Verfahren herbeizuführen, das Ausdrucksmittel für die Negation zu gewinnen, indem man dasjenige für die Affirmation durch eine beigefügte Gebärde oder Partikel oder dgl. modifizierte, und Ähnliches gilt bezüglich der analogen Bildungen der Ausdrucksmittel für die Vergangenheit und Zukunft und für die Möglichkeit. Der Gedanke der Gegenwart und Wirklichkeit war zweifellos früher, braucht aber nicht in jedem Falle dem der anderen Temporalbestimmungen und dem der Möglichkeit vorauszugehen.

[38] Doch genug vom Sprachlichen. Was das Sachliche und zunächst die Ansicht Meinongs betrifft, einem negativen Urteil über eine quaestio facti müsse wenigstens eine Frage vorausgehen, was folgt, wenn sie richtig ist? Nicht daß dabei notwendig eine jenem negativen Urteil gegenstandsgleiche Affirmation (weder ein affirmatives Urteil noch eine solche „Annahme"), sondern bloß daß die Vorstellung des betreffenden Urteilsinhalts im Spiele sein muß. Denn mehr braucht bei der Frage von dieser Seite, und abgesehen von den Phänomenen des Interesses und Willens, welche die Frage charakterisieren und den ihnen zugrunde liegenden Urteilen, nicht vorzuliegen.[1])

Den andern Punkt betreffend, wie ich zur Negierung des Unmöglichen, z. B. eines runden Vierecks komme, so ist zu sagen: daß es dazu sofort und mit Evidenz kommen kann, wenn ich diese widerstreitende Vorstellung habe und auf sie aufmerksam werde. In der Vorstellung ist hier das negative Urteil motiviert. Fragt man aber, wie ich auf eine solche Vorstellungsverbindung geführt werde, so ist die wahre Antwort: einmal durch widerstreitende Urteile, dann aber auch ohne dies.

Durch widerstreitende Urteile. Denn der Widerstreit der Wahrnehmung eines Gegenwärtigen mit etwas, was, auf Grund früherer Erfahrung, an derselben Stelle oder überhaupt im selben Subjekte erwartet wurde, führt mit Evidenz zur Verwerfung dieses konträr Entgegengesetzten. Und auf Grund dieses apodiktischen Unvereinbarkeitsurteils wird dann das eben gewohnheitsmäßig Erwartete auch assertorisch verworfen.

[1]) Auf die Lehre Meinongs, daß der Fragende „annehme" und nicht bloß vorstelle, was er zu wissen wünscht, halte ich nicht für nötig näher einzugehen. Was er dafür vorbringt, erledigt sich nach unseren sonstigen Ausführungen von selbst als unstichhaltig.

Digitized by Google

Ich kann aber auch willkürlich darauf ausgehen, absurde Begriffsverknüpfungen zu bilden, nachdem ich ein für allemal weiß, wie es gemacht wird, und nachdem die wichtigen, theoretischen und praktischen Einsichten, die sich daran knüpfen, mir ein Interesse für solche Bildungen eingeflößt haben. Und immer kann, wenn die Vorstellung von Konträrem zum Gegenstand der Betrachtung gemacht wird, dies dann auch zu einer apodiktischen und evidenten Verwerfung dieser Verbindung, also zu negativen Erkenntnissen, führen.

[39] So ist die Annahme einer Vorbereitung des negativen Urteils durch eine Affirmation überflüssig.[1])

§ 12. Doch hier wird Meinong einwenden, eben die Bildung solcher Vorstellungen, wie die von Kontradiktorischem und Konträrem, sei auch ein Fall, wo man ohne seine „Annahmen" nicht auskomme.

Allein das Wahre an seinen bezüglichen Ausführungen (S. 109 ff.) ist nur, daß unanschauliche Vorstellungen, und zu ihnen gehören natürlich auch die von Kontradiktorischem wie A- non-A und von konträr Bestimmtem wie Rundes — Eckiges u. dgl., zu den auf bloßer prädikativer Synthese beruhenden gehören, wovon ich schon in meinen Artikeln über subjektlose Sätze (*Vierteljahresschr. für wiss. Philos.* 19, S. 63 ff.)*) gehandelt habe und worauf ich in den „Untersuchungen usw." zurückkomme. Wer nie eine Prädikation vollzogen hätte, könnte meines Erachtens auch keine solche prädikativ zusammengesetzte Vorstellung haben. Die betreffenden einfachen Begriffe könnten sich wohl assoziativ in seinem Bewußtsein verknüpfen, aber zu einer solchen Synthese wie sie z. B. in Rotes — Rundes, d. h. Rotes, welches rund ist, vorliegt, käme es nicht.

Allein damit ist keineswegs gesagt, daß jede prädikative Vorstellungszusammensetzung eine entsprechende Prädikation voraussetze. Vielmehr können nach Analogie zu einer einmal

[1]) Wie die „Gegenständlichkeit des negativen Urteils", so soll nach Meinong auch die Gegenständlichkeit der Vorstellung nur aus „Annahmen", und weder aus der Reflexion auf das Vorstellen selbst noch auf Urteile zu begreifen sein. Allein was er dafür vorbringt, wird sich auf Grund unserer Ausführungen über den Begriff des Vorstellungsgegenstands in den „Untersuchungen usw." von selbst erledigen.

*) Wieder abgedruckt in: Gesammelte Schriften, Bd. II, Abt. 1, S. 227 ff.

Digitized by Google

gebildeten derartigen Synthese wie: A, welches B ist, beliebige andere gebildet werden wie: A, welches C, B, welches D ist usw. ohne daß jedesmal das entsprechende prädikative Urteil A ist C, B ist D usw. vorausgegangen oder gleichzeitig gegeben zu sein braucht.

Noch weniger folgt aus dem oben Zugegebenen, daß in der unanschaulichen Vorstellung selbst eine Prädikation vorliege (sei es eine urteilende, sei es eine annehmende). Stellenweise könnte man glauben, Meinong wolle die unanschauliche Vorstellung in allen Fällen so aufgefaßt wissen, nämlich daß sie selbst in Wahrheit nie ein bloßes Vorstellen, sondern stets viel- [40] mehr ein Prädizieren, nur nicht vom Charakter des „Urteils" (der „Überzeugung"), sondern von dem der „Annahme" sei, und er halte eine bloße Vorstellungssynthese, wie wir sie annehmen, für unmöglich.

Allein darin wird man doch wieder irre, wenn er — wir hörten es schon — anderwärts selbst erklärt: daß z. B. M nicht A ist, sei eine Art Relation zwischen M und A, die sich natürlich vorstellen lassen müsse, und dadurch sei dann auch ein Weg gefunden, durch Abstraktion zu einem vorstellbaren Non-A zu gelangen, und wenn er in der Folge nur die Unwahrscheinlichkeit geltend zu machen weiß, daß uns z. B. bei Nicht-rund die (angeblich so komplizierte) Vorstellung: etwas, von dem das Urteil gilt, es sei nicht rund, vorschwebe. Ich meine, indem hier überhaupt die Möglichkeit zugegeben ist, daß dieser Gedanke uns als bloße Vorstellung gegeben sei, ist auch zugegeben, daß der Gedanke: etwas Rundes, das eckig ist — eine bloße Vorstellungssynthese sein könne.

Aber auch die Behauptung, daß öfter oder in den meisten Fällen dergleichen Gedanken, wie Rundes—Eckiges, die wir eine prädikative Vorstellungssynthese nennen, in Wahrheit „Annahmen" von prädikativem Charakter seien, führt zu analogen Schwierigkeiten wie die analoge Behauptung bezüglich der negativen Begriffe. Denn auch so muß man unter Umständen dem Urteilenden ein widerspruchsvolles Verhalten zuschreiben, indem z. B. wer sagt: etwas Rundes – Eckiges gibt es nicht, danach gleichzeitig ein Rundes—Eckiges anerkennen und leugnen würde. Denn wer dem Runden zuerkennt, daß es eckig sei (und diese „annehmende" Prädikation wäre ja nach Meinong der Sinn des sog. Begriffs: Rundes—Eckiges), der erkennt darin Rundes an. Wer also Rundes—Eckiges denkt, der denkt — wenn dies

Digitized by Google

eine wirkliche Prädikation (sei es eine „annehmende“ oder urteilende) ist — „ein Rundes ist und es ist eckig“, und diese Anerkennung und Zuerkennung müßte involviert sein in dem strikte entgegengesetzten Verhalten, welches verwirft, daß es etwas Rundes—Eckiges gebe. Ich glaube, wenige werden geneigt sein, in dieser Weise den Widerspruch zu einem schier allgegenwärtigen Elemente unseres psychischen Lebens zu machen.[1])

[41] Die einzig mögliche Interpretation, die man der Lehre, daß in einem Satze wie: etwas Rundes—Eckiges gibt es nicht, die Annahme, daß etwas Rundes eckig sei, verworfen werde, geben kann, ist analog derjenigen, die wir früher bei der entsprechenden Lehre vom Satze: ein Non-A gibt es nicht, besprachen. Da man auch durch den Satz: etwas Rundes-Eckiges gibt es nicht, nicht ein Urteil über etwas Subjektives, wie die Tatsache des Annehmens selbst, dem Hörer suggerieren will, sondern etwas Objektives, so kann unter der „Annahme“, die hier als zu verwerfend bezeichnet wird, nur der Inhalt der Prädikation: ein Rundes ist eckig, gemeint sein. Und dieser Inhalt ist ein Gegenstand, dessen Vorstellung erstmals durch Reflexion auf eine Prädikation gebildet, aber nicht selbst eine Prädikation (eine nicht überzeugte so wenig als eine überzeugte) ist. Er ist die vorgestellte Materie meines Urteils: „Ein Rundes-Eckiges gibt es nicht“, wie in einem andern Falle, wo ich sage: A ist, A die vorgestellte Materie bildet.

Wo bleibt also eine Nötigung oder auch nur Möglichkeit für affirmative Annahmen, die solchen Urteilen zugrunde lägen?

§ 13. Als eine weitere Klasse von Tatsachen, welche es wenigstens sehr wahrscheinlich machen soll, daß wir „Annahmen“ haben, betrachtet Meinong das „Vorstellen“ resp. „Nachbilden“ fremder Urteile.

Er will nicht leugnen, daß man sich auch vorstellend vergegenwärtigen könne, daß ein anderer dieses oder jenes urteile. Aber er meint, es geschehe dies erfahrungsgemäß nicht immer.

---

[1]) Ich sage: schier allgegenwärtig. Denn wie oft haben wir es mit verwerfenden Urteilen über negative Begriffe und über unanschauliche Vorstellungssynthesen wie die obigen zu tun? Und wie erst, wenn es — was wir freilich dahingestellt sein ließen — Meinongs Ansicht wäre, daß jedes negative Urteil in dem Sinne einen „affirmativen Hintergrund“ haben müßte, daß das Negieren auch hier durch ein ihm entgegengesetztes Ponieren innerlich konstituiert würde!

Digitized by Google

„Man prüfe z. B. — so betont er S. 48 — wie man sich verhält, wenn man sich Lockes Gedanken über die primären und sekundären Qualitäten zu vergegenwärtigen versucht. Davon, daß da der Gedanke „Urteil Lockes“ oder „Meinung Lockes“ oder dgl. im Vordergrunde der Aufmerksamkeit stünde, und das, was Locke gedacht hat, sich nur wie eine Art Determination anschlösse, davon ist auch nicht entfernt die Rede. Man hält sich vielmehr an die primären und sekundären Qualitäten selbst: und wird dabei die Autorschaft Lockes vielleicht zu keiner Zeit ganz [42] aus dem Auge verloren, so wird dieser Erfolg doch höchstens durch einen an die Hauptgedanken ganz äußerlich sich anknüpfenden Neben- oder Begleitgedanken an jene erzielt. Und das wird um so gewisser der Fall sein, je kompliziertere oder sonst schwierigere Theoreme es zu erfassen gilt, je mehr es darauf ankommt, Theoreme, die ein Ganzes ausmachen, nicht nur als tatsächlich vermöge der Person des Autors zusammengegeben zu erkennen, sondern auch ihren Zusammenhang, ihre natürliche Zusammengehörigkeit zu verstehen.“

„Das Verfahren, das man einschlägt, gleicht also weit mehr einem Nachbilden als einem passiven Beschauen. Wie ist es aber möglich, ein Urteil „nachzubilden“, ohne selbst zu urteilen? — und daß der das Urteil des andern Erfassende es dem Stande seiner Überzeugung gemäß nicht miturteilen kann, haben wir ja vorausgesetzt. Oder sollte das Nachbilden etwa darin bestehen, daß man ein dem vorgegebenen konformes Urteil nur sozusagen für den Augenblick fällt, um es dann sogleich wieder zurückzunehmen? Solcher plötzlicher Überzeugungswechsel verstieße gegen alle sonstige Erfahrung, und so steht man eben hier wirklich vor einem der ... Fälle, wo der gehörte oder gelesene Satz, obwohl er ein Urteil ausdrückt, im Hörenden oder Lesenden doch kein Urteil wachruft. Der einzige psychische Tatbestand jedoch, der das affirmative wie negative Urteil noch „nachzubilden“ imstande ist, kann, soweit unser Wissen reicht, dann eben nur noch die Annahme sein.“ (S. 49.)

Wenn ich recht verstehe, ruht diese Argumentation Meinongs vornehmlich auf der Behauptung, daß, wenn z. B. die Vergegenwärtigung der Gedanken Lockes über die primären und sekundären Qualitäten bloß eine Vorstellung des von Locke darüber Geurteilten wäre, der Gedanke daran, daß dies Lockes Meinung war, im Vordergrund unserer Gedanken stehen

Digitized by Google

müßte, während er tatsächlich nur wie ein Begleitgedanke im Spiele sei.

Demgegenüber gebe ich ohne weiteres zu, daß in der Tat die Autorschaft Lockes in solchem Falle uns nur gleichsam im Hintergrunde des Bewußtseins gegenwärtig zu sein pflegt. Aber ich sehe schlechterdings nicht ein, warum sich dies nicht mit der Annahme vertragen soll, daß im übrigen doch nur ein Vorstellen des Inhalts der Lockeschen Ansichten gegeben sei. Wie Korrelate untereinander, so werden auch relative Bestimmungen samt den Termini, auf welche die Bestimmung zielt, zwar notwendig zusammen [43] vorgestellt.[1]) Aber das eine der Glieder kann dabei doch in einer Weise Gegenstand psychischer Beschäftigung sein, die dem andern versagt bleibt.

Warum sollte dies nicht auch im obigen Falle bald dem einen bald dem andern zuteil werden können? Und wenn man von „Nachbilden" des fremden Urteils spricht und damit nicht ein vorübergehendes analoges Urteilen gemeint ist (und ich will gar nicht behaupten, daß dies etwa immer gegeben sei), warum soll nicht eben eine besondere Betonung des Urteilsinhalts gemeint sein können? Sie verdient ganz wohl den Namen einer Nachbildung des fremden „Urteils". Denn unter „Urteil" versteht man ja sehr häufig eben das Geurteilte oder den Urteilsinhalt. Neben der Vorstellung dieses Urteilsinhalts kann zwar diejenige eines Urteilenden (wenigstens im allgemeinen) nicht völlig ausfallen, aber sie kann — wie schon bemerkt — gleichsam im Hintergrund bleiben.

Analog können wir auch den „Willen" eines andern, d. h. den Inhalt dieses seines eigentümlichen Interessephänomens „nachbilden". Wir tun dies, wenn wir verstehen, was sein Befehl kundgibt und wenn wir dabei vornehmlich auf jenen Inhalt

[1]) Wenigstens im allgemeinen muß ich, ein Glied einer Korrelation denkend, das andere mitdenken. Und analog ist es bei einer relativen Bestimmung und dem, worauf sie zielt — und darum handelt es sich im Falle, wo wir einen Urteilsinhalt denken. Die Vorstellung eines Urteilenden überhaupt kann nicht fehlen (sie ist kein bloß „ganz äußerlich sich anknüpfender Neben- oder Begleitgedanke"), aber ich brauche nicht an einen bestimmten Urteilenden zu denken, und der Urteilende, ob bloß unbestimmt oder bestimmt vorgestellt, braucht nicht Gegenstand derselben besonderen Beschäftigung zu sein wie das Geurteilte. Im übrigen vergleiche man über den Unterschied zwischen dem, was ich Korrelat und was relative Bestimmung nenne, meine „Untersuchungen usw.".

Digitized by Google

(der ja häufig auch „Wille“ genannt wird) achten. Wäre freilich die Vorstellung des fremden Wollens notwendig stets eine anschauliche, dann müßten wir ein ebensolches Wollen in uns selbst erfahren. Denn ohne dies wäre eine anschauliche Vorstellung von ihm nicht möglich. Aber dies ist gar nicht nötig. Es genügt eine unanschauliche Surrogatvorstellung, die jene Erfahrung nicht voraussetzt.

Was vom Wollen und den Interessephänomenen gilt, das gilt aber auch vom Urteilen. Zum „Nachbilden“ eines fremden Irrtums und überhaupt eines fremden Urteils genügt eine un- [44] anschauliche Vorstellung des Urteilsinhalts und die eines Urteilenden, wobei die Aufmerksamkeit vornehmlich auf den ersteren gerichtet sein mag.

So sehe ich auch hier keinerlei Nötigung für „Annahmen“, und alles Gesagte scheint mir um so zwingender, als auch Meinong von seinem Standpunkte unweigerlich zu solchen uneigentlichen Vorstellungen seine Zuflucht nehmen muß. Lehrt er doch, daß wir nicht immer die fremde „Überzeugung“, noch weniger das evidente Urteilen des andern „nachbilden“,[1]) aber uns trotzdem der Gedanke gegenwärtig ist, daß der andere etwas mit Überzeugung oder mit Evidenz anerkenne oder verwerfe.

§ 14. Doch weiter zu dem, was Meinong „explizite Annahmen“ nennt, und zu den sog. „Annahmeschlüssen“.

Unter expliziten oder offenen Annahmen versteht der Autor solche, wie sie sich etwa in den Worten äußern: Ich nehme an — oder: nehmen wir an — es sei ein rechtwinkliges Dreieck gegeben, dessen eine Kathete die halbe Länge der andern hat usw. Oder: Gesetzt den Fall, die Buren hätten gesiegt usw. Wenn er nun bezüglich dieser Annahmen bemerkt, daß sie gemacht werden, um Urteile, Erkenntnisse zu gewinnen, so sei dies ohne weiteres zugegeben.

Es kann im Interesse des Erkenntnisfortschritts wichtig sein, die Konsequenzen aus einem gewissen Urteilsinhalt zu ziehen, auch wenn man das betreffende Urteil nicht wirklich fällt. Und die Einsicht in das, was als Folge in einem gewissen Urteilsinhalt beschlossen ist, ist auch nicht an die Bedingung geknüpft,

[1]) Wenn nach Meinong den Annahmen nicht Apodiktizität zukommt — worüber er sich nicht völlig klar ausgesprochen — so kann er auch bezüglich dieses Moments am fremden Urteil nur eine uneigentliche Vergegenwärtigung lehren.

Digitized by Google

daß man ihn für wahr hält. Aber daß diese Vergegenwärtigung eines Urteilsinhaltes, die kein Urteil ist, eine „Annahme“ in seinem Sinne und nicht ein Vorstellen sei, hat Meinong durchaus nicht bewiesen. Denn die Berufung darauf, daß es sich dabei auch um Negatives handle, ist — wie wir früher gezeigt haben — untriftig. Und im übrigen weiß er nur geltend zu machen, daß, wenn ich z. B. die Gültigkeit des Modus Barbara einsehe, ich weder an mich noch an mein Urteilen, sondern bloß an die betreffenden Subjekte und Prädikate und deren Relationen denke. Allein daraus, daß ich nicht gerade an mich und mein Ur-
[45] teilen denke, folgt nicht, daß „hier von einem vorgestellten Urteilen zu sprechen ganz unempirisch“ sei. Um an einen Urteilsinhalt zu denken, muß ich allerdings auch die Vorstellung eines Urteilenden haben, aber nur im allgemeinen, und auch sie braucht nicht Gegenstand besonderer Beschäftigung zu sein. Diese mag vorwiegend dem Geurteilten zugewendet sein, und darum kann es leicht geschehen, daß das Vorhandensein jener andern Vorstellung vom Beobachter übersehen wird.[1])

Meinong sieht in diesem hypothetischen Konsequenzenziehen „Annahmeschlüsse“ und meint, solche Annahmeschlüsse seien es in der Regel, was man hypothetische Urteile nenne. Sie seien der natürliche und normale Sinn des „Wenn-so“. Diese Auffassung der hypothetischen Sätze ist offenbar der Kantschen Lehre verwandt, nach welcher ja auch im Vorder- und Nachsatze ein besonderer Modus des Urteilens, das problematische Urteilen, vorliegen sollte, wo man etwas „beliebig annimmt“.

Ob, wie Meinong will, dieses hypothetische Konsequenzenziehen gerade den natürlichen und normalen Sinn des „Wenn-so“ bilde, davon später. Was aber die Auffassung des Vorgangs als eines „Annahmeschlusses“ betrifft, so ist dieses Novum überflüssig. Denn, wie schon bemerkt, genügt es, daß wir den Inhalt gewisser Urteile vorstellen, um aus der Analyse dieser Vorstellungen zu erkennen, was als berechtigte Folge in ihnen enthalten ist, d. h. einzusehen, ohne was die Wahrheit jener Urteils-

[1]) Ich erinnere daran, daß man gar manch einen, und selbst manchen Psychologen darauf aufmerksam machen muß, daß ein Korrelat nicht ohne das andere gedacht werden kann. Sie übersehen es. Und noch leichter geschieht dies bei dem Terminus, auf den eine relative Bestimmung zielt. Und darum handelt es sich bei Urteilsinhalt und Urteilendem. Vgl. darüber meine „Untersuchungen usw.“

Digitized by Google

inhalte nicht bestehen könnte. Die neue Auffassung begegnet aber überdies unverächtlichen vorgängigen Bedenken, wie wir gleichfalls schon früher angedeutet haben. Nach Meinong ist ja auch der Schlußsatz in einem solchen Schluß eine „Annahme", und nichtsdestoweniger soll sich an ihm ein „evidenzähnlicher Tatbestand", eine „relative Evidenz" vorfinden. Wenn dies, dann doch wohl auch etwas wie Überzeugung, und gleichwohl wurde uns sonst die „Annahme" wesentlich als ein „Urteil ohne Überzeugung" definiert. Auch mit Bewußtsein um der Prämissen willen ist diese „Annahme" angenommen, wenn das be- [46] treffende Anerkennen oder Leugnen den Namen einer Folgerung verdienen soll. Aber wie verträgt sich dies mit ihrem Annahmecharakter, dem es auch eigentümlich sein soll, jeder Regung des Willens zugänglich zu sein? Ferner: Annahmen können ihrer Natur nach durch Worte suggeriert werden. Folgerungen als solche aber nicht. Auch das zeigt das Befremdliche eines Zustandes, der eine Annahme und doch zugleich eine Folgerung sein soll.

All diesen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten, entgeht unsere Auffassung der Sätze wie: Nehmen wir an, es sei AB, so folgt, daß A ist u. dgl.

Sie sind, meinen wir, in Wahrheit Aufforderungen an den Willen zu einer inneren Willenshandlung oder eigentümlichen psychischen Unternehmung. Aber was dadurch zunächst herbeigeführt werden soll und wird, ist in der Regel nichts anderes als ein Vorstellen von gewissen Urteilsinhalten, an welches sich dann allerdings ein wirkliches Urteilen anschließt, nämlich die Erkenntnis der Folgen, die in jenen Inhalten liegen oder exakter gesprochen, dessen, ohne dessen Wahrheit ihre Wahrheit undenkbar ist.[1]) Ich sage: in der Regel sei das hypothetische Konsequenzenziehen nur ein Vorstellen der sog. Prämissen und des Schlußsatzes, und geurteilt würde nur über die Abfolge. Doch vorübergehend mögen die sog. Annahmen, indem das Bewußtsein, daß der vorgestellte Urteilsinhalt nicht wahr und gesichert ist, aus dem Bewußtsein entschwindet, auch zu Urteilen werden.

[1]) Ich nenne dies exakter gesprochen; denn man kann ja hier nicht eigentlich von dem Gegebensein der Wahrheit des Schlußsatzes mit dem der Prämissen sprechen, da eben das eine und andere nicht Tatsache, sondern nur hypothetische Fiktion ist. Die hier gegebene Einsicht ist kein positiver, sondern ein negativer Satz.

Digitized by Google

Und wenn Meinong einwendet, ein so „rascher Überzeugungswechsel“ sei gegen die Erfahrung, so scheint er mir dabei den ganzen Umfang dessen, was die Empirie in bezug auf den Kampf widerstreitender Urteile in uns zeigt, nicht genügend überblickt und durchforscht zu haben. Ich erinnere an den Kampf unserer wissenschaftlichen Ansichten über die Außenwelt einerseits und des instinktiven Glaubens an den Sinnenschein anderseits, welch lezterem wir sofort wieder zum Opfer fallen, wenn jene kritischen Erwägungen und Urteile schweigen und zurücktreten.

[47] Aber ob nun das „Angenommene“ bloß vorgestellt oder vorübergehend auch geglaubt werden möge, jedenfalls haben wir an der sog. „relativen Evidenz“ des Schlußsatzes in Wahrheit gar keine Evidenz dieses „Annahmesatzes“ selbst vor uns, sondern evident ist das Urteil, daß die Falschheit des Schlußsatzes und die Wahrheit der Prämissen unverträglich sei, daß das eine mit dem andern nicht zusammen bestehen könne.

Was endlich den sprachlichen Ausdruck für die Gedanken, deren Natur uns hier beschäftigt, betrifft, so ist bekannt, daß das zuletzt erwähnte Urteil über die Abfolge gerne in die sog. hypothetische Form gekleidet wird, und so geschieht es nicht selten, daß an die Stelle der ganzen Aufforderung: Nehmen wir an, es sei AB, so folgt, daß A ist u. dgl. eine hypothetische Fassung tritt. Aber es liegt dann eben für die Wenn-so-Formel ein Funktionswechsel und nicht ihr eigentlicher und normaler Sinn vor. Noch weniger kann man sagen, der Sinn der Formel sei unnatürlich, wo nicht ein sog. „Annahmeschluß“ ausgedrückt ist. Wenn ich sage: Falls es morgen regnet, wird X mich besuchen, so ist dies, meine ich, doch ein Beispiel eines natürlichen und normalen hypothetischen Satzes. Aber wird hier eine Folgerung aus einer Annahme gezogen? Gewiß nicht. Ebensowenig soll der Nachsatz als Folge an den Vordersatz geknüpft sein, wenn der sog. Satz der Identität in die Form gebracht wird: Wenn A ist, ist es.

Wie die Daß-Formel und ähnliche syntaktische Fügungen, so hat auch die Wenn-Formel mannigfache Bedeutungen. Manchmal ist sie bloß eine Aussage (entweder eine einfache — dies wohl seltener — oder eine zusammengesetzte), und dies scheint mir ihr natürlichster Sinn. Es wird gesagt, daß etwas nicht ohne ein anderes sei oder sein könnte. Eine andere, übertragene,

Digitized by Google

ist die einer Wunschformel: Wenn ich doch sterben könnte usw.! Und ebenso die einer Aufforderung zur Folgerung aus gewissen Annahmen, statt: Nehmen wir an usw.[1])

§ 15. Was ist aber endlich von den Annahmen in Spiel und Kunst zu halten?

Meinong betont (S. 44), die größten Schauspieler hätten über [48] Befragen Zeugnis dafür abgelegt, daß für die echte schauspielerische Kunst vor allem erforderlich sei, „daß der Darsteller sich in die Lage des Darzustellenden versetze", so daß die natürlichen Ausdrucksinstinkte an die Stelle überlegter Absicht in der Anwendung der mimischen Mittel treten. Doch will er nicht leugnen, daß auch diese überall eine gewisse Rolle spiele, und es wohl keine schauspielerische Leistung gebe, in der nicht manches Detail durch absichtliches Erlernen erworben wäre.

Hier hätte also auch nach Meinong — wenn ich recht verstehe — die bloße Vorstellung des darzustellenden Charakters und der zu repräsentierenden Lage ihr Recht. Aber wo in der vorhin erwähnten Weise an die Stelle der Routine die echte schauspielerische Kunst trete, da, meint der Autor, hätten wir es mit der Herrschaft der „Annahmen" im Künstler zu tun.

Ich antworte: Und warum nicht mit der Herrschaft von Urteilen, denen nur nicht völlig freier Lauf gelassen, sondern immer wieder durch Verstand und Erfahrung Einhalt getan und deren volles Sichauswirken durch den Einfluß widerstreitender Urteile auf Gefühle und Wille kontrariiert wird?

Die instinktiven Ausdrucksbewegungen knüpfen sich an Zustände des Interesses, und das Sich-hineinversetzen muß also ein solcher intellektueller Zustand sein, der Gefühl und Begehrung in bestimmter Weise beeinflußt. Wenn nach der Theorie von Meinong die „Annahmen" die Interessephänomene und Ausdrucksbewegungen ebenso beeinflussen wie die Urteile, wie sollen wir glauben, daß ihnen gar nichts von dem Moment der Überzeugung beigegeben sei? Graduelle Unterschiede in der Überzeugung gibt es ja zweifellos, und daran knüpfen sich auch Unterschiede im Einfluß der betreffenden Gedanken auf

[1]) Und wie der hypothetische Satz durch Funktionswechsel diese Bedeutung erhalten kann, so kann aber auch umgekehrt die Formel: Nehmen Sie an usw. nur ein rhetorischer Ersatz für den schlichten Ausdruck des primären Sinnes der hypothetischen Formel sein.

Digitized by Google

unsere Gefühle und Handlungen, und zum Teil — wie wir schon gesehen haben — rechnet man eben solche Unterschiede mit zu dem, was man Überzeugungsgrade nennt. Das stärker dominierende Urteil hat gleichsam einen größeren Hofstaat von anderen Urteilen und von Gefühlen und Begehrungen um sich, die von ihm erzeugt oder beherrscht sind oder — denn es kommt nicht bloß auf die Menge, sondern auch auf die Art der so beeinflußten psychischen Zustände an — es beherrscht auch vorzugsweise die praktischen und folgenschweren Interessenahmen und Entschließungen.

Oft läßt auch das Schwanken zwischen widerstreitenden Urteilen keines ordentlich zur Herrschaft kommen und wirft den [49] Menschen auch in bezug auf seine Gefühle und Begehrungen ruhelos hin und her. Die Folgen des einen Urteils für das Fühlen und Wollen hemmen und paralysieren beständig die des andern.

Wenn aber bei dem Sichhineinversetzen des Künstlers sowie des Hörers und Zuschauers gar kein Urteilen, auch nicht der geringste Grad der Überzeugung und auch nicht für die kürzeste Zeit, vorhanden wäre, wie könnten ihre „Annahmen" ergreifend wirken, Tränen und Jubel hervorrufen, wie könnten sie „Illusionen" genannt werden?

Tolstoi findet geradezu, die Gabe des echten Dichters bestehe darin, seine Gefühle in anderen mit besonderer Stärke zu erwecken. Die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Bilder, die der Künstler erweckt, sowie das Wohlgefallen, das sie erwecken, wirken dahin, die dargestellte Situation in gewissen Grenzen für wirklich zu halten. Wir geben uns gerne dem schönen Eindruck gefangen, wenn auch nur gleichsam auf Kündigung und für eine bestimmte Frist. Zeitweilig verläßt uns beim ästhetischen Genuß das Bewußtsein, daß das Dargestellte nicht wirklich ist. Aber freilich nur zeitweilig. Das zurückgedrängte gegenteilige Urteil, unter Umständen das Bewußtsein, daß wir es sind, welche die Illusion hervorgerufen, oder wenn dies nicht, daß wir doch die Gründe gegen deren Wirklichkeit beiseite geschoben und unsern Verstand gefangen gegeben haben, hält die Illusion in gewissen Grenzen und zerstört sie wieder.

Doch Meinong lehrt, daß zwar auch die „Annahmen" Gefühle und Begehrungen erwecken, aber nur Scheingefühle und

Digitized by Google

-Begehrungen, etwas was mit wirklichen Gefühlen zwar eine gewisse Verwandtschaft habe, aber den Namen nicht eigentlich verdiene. Wie die „Annahmen“ ein Anerkennen und Verwerfen ohne Überzeugung, so sind nach ihm diese Scheingefühle und -Begehren solche Phänomene, bei denen es uns in keinem Grade und in keiner Weise Ernst ist. Solche Scheininteressen sollen durch die „Annahmen“ erweckt werden und die Eigentümlichkeit der im Spiel und in der Kunst mit den bezüglichen „Fiktionen“ verbundenen Gemütserregungen ausmachen.

Aber durch dieses Novum auf dem Gebiete der Gemüts- und Willenstätigkeit scheint mir — ich sagte es schon früher — die ganze Lehre nicht wahrscheinlicher sondern unwahrscheinlicher gemacht. Gefühle, bei denen uns gar nicht und auch nicht einen [50] Augenblick Ernst ist, sind etwas, wovon mir meine Erfahrung schlechterdings nichts zeigen will. Wohl kenne ich einen Widerstreit und Kampf, ein abwechselndes Obsiegen und Unterliegen entgegengesetzter Stimmungen und Velleitäten, und auch einen sehr raschen Wechsel der Art, welcher keines der widerstreitenden Interessen dazu kommen läßt, sich zu entfalten und voll auszuwirken. Aber nur dies heißt, scheint mir, es werde mit keinem der beiden voller Ernst gemacht, oder wenn doch schließlich eines den Sieg davon trägt, es sei mit dem andern kein ganzer Ernst gewesen. Video meliora proboque, deteriora sequor.

Das genaue Analogon davon scheint mir auf dem Gebiete des Urteils vorzukommen. Überhaupt, und in besonders bemerkenswerter Weise bei den Fiktionen und Illusionen des Künstlers und des für das Ästhetische empfänglichen Zuschauers und Hörers. Der schöne Schein nimmt unser Urteil gefangen, soweit nicht der Verstand und die entgegenstehende Erfahrung fortwährend Einsprache erheben.

Wir sind sogar von Natur geneigt, alles was uns anschaulich erscheint, für wahr zu halten, die Farben, die Töne, die scheinbaren Größen und Bewegungen usw. Erst der erwachende Verstand, der das Widersprechende und Widerstreitende, worauf diese blinden Annahmen und Erwartungen führen, verwirft, und die fortschreitende Erfahrung machen uns zu Skeptikern. Aber soweit diese Kritik nicht beständig Einsprache erhebt, ertappt selbst der wissenschaftlich Gebildete sich jede Weile in bezug auf die Sinnesqualitäten und räumlichen Vorstellungen als naiven

Digitized by Google

Realisten und in bezug auf die Bewegungen der Gestirne als Ptolomäer. Kommt nun zu diesem Instinkt, der uns in bezug auf den Sinnenschein fortwährend zu einem naiven Realismus zu verführen bestrebt ist, die Freude an der Schönheit des Scheines hinzu, so gelingt es beiden im Vereine noch leichter, die Einsprache des kritischen Verstandes zeitweilig, wie ein störendes Element, zurückzudrängen, und so stehe ich nicht an zu sagen, daß bei der echten Kunstübung und dem vollen Kunstgenuß (und die erste ist ohne den letzteren und das lebendigste Gefühl für ihn nicht möglich) wirklich ein Glauben an das Dargestellte vorkommt.[1]) Nur ist es nicht derart alleinherrschend, daß ihm [51] die volle und dauernde Entkräftung der entgegenstehenden kritischen Urteile gelänge, und kommt nicht dazu, sich nach jeder Richtung und namentlich auch nicht nach der praktischen völlig geltend zu machen. Aber daß man sich bei der Furcht im Theater „gar nicht fürchte", wie Meinong sagt, scheint mir allen Tatsachen zu widersprechen.

Für diese unsere Auffassung der „Annahmen" in der Kunst und der daran geknüpften Gemütsbewegungen scheint mir unter anderm auch der Umstand zu sprechen, daß das Verhalten sog. naiver Menschen gegenüber den Darbietungen der Kunst, namentlich des Schauspiels, ein anderes ist als dasjenige der Gebildeten und Kritischen. Allgemein ist bekannt, daß bei den ersteren die sog. Illusion weit stärker zur Wirkung kommt als bei letzteren. Offenbar weil bei jenen der von der Lebendigkeit des Bildes und dem Wohlgefallen daran getragene Glaube an das Dargestellte weniger vom kritischen Verstande gestört und paralysiert wird. Solche Wahrnehmungen sind oft das Ergötzen des Nichtnaiven. Kürzlich erst las ich über eine Volksaufführung des Wilhelm Tell in Zürich am 17. März 1904: „Das Theater hatte ein seltsames Aussehen; wo sich sonst elegante Damen und befrackte Herren manierlich gemessen bewegen, da sah man diesmal wetterharte oder von schwerer Arbeit ausdruckslos erstarrte Gesichter — linkische Gestalten, die mit Befangenheit ihre Parkett- und Logenplätze einnahmen. Aber ein dankbareres

[1]) Damit stimmt es, daß hervorragende Schauspieler von sich sagen, daß sie ihre Rolle auf der Bühne in einer Art hypnotischen Zustandes durchführen. Mit dem Schritt hinter die Kulissen hört dieser und die ihm eigentümlichen Urteile auf, und es treten die der Wirklichkeit entsprechenden, die habituell stets fortbestanden haben, wieder in volle Kraft.

Digitized by Google

Publikum konnte man sich für die gewaltige Schillersche Dichtung nicht vorstellen. Mit welchem Enthusiasmus folgte es den Vorgängen auf der Bühne! Wie leuchteten die Augen, wenn oben irgend ein kräftiges Wort ertönte! Man sah es, daß die Leute in dem ungewohnten Prunkraum sich beklommen fühlten, daß sie sonst der Zustimmung durch laute Rufe Ausdruck geben, den Tell und die Eidgenossen aneifern, den Geßler aber niederzischen würden. Es war so schön, die naive Freude zu beobachten, mit welcher das durch keine künstlerische Rücksichten voreingenommene Volk die Vorgänge, die sich vor ihm abspielten, aufnahm — mit welchem Jubel beispielsweise der Darsteller des Tell begrüßt wurde, als er, nachdem der Vorhang über dem toten Geßler gefallen war, [52] vor die Rampe trat. Geßler aber tat gut, als er sich durch das Klatschen nicht verleiten ließ, sich dem Publikum zu zeigen; er wäre nicht gut aufgenommen worden. — Diese Naivetät war köstlich und — sie bedeutet den größten Triumph für die Festvorstellung der populärsten aller Schillerschen Dichtungen."

Hier scheinen mir mehr als Scheinurteile oder Urteile ohne jede Überzeugung im Spiele gewesen zu sein.[1])

Doch wird Meinong vielleicht demgegenüber das Zugeständnis machen, daß seine „Annahmen" zeitweilig in Urteile übergehen und hinzufügen, eben dies sei aber leichter denkbar, als daß die bloße Vorstellung in ein Urteil übergehe, weil zwischen seinen „Annahmen" und Urteilen eine größere Verwandtschaft bestehe.

Allein auch dieses letztere Argument, das der Autor wirklich gelegentlich zu seinen Gunsten geltend macht, kann ich nicht triftig finden. Da den „Annahmen" gar nichts von Überzeugung eigen sein, da sie nur „Scheinurteile" sein sollen, entsteht durch das wirkliche Urteil ebenso etwas wesentlich Neues, wie wenn an die Stelle der Vorstellung eines Urteilsinhaltes ein

---

[1]) Den Ausfall dieses Plus an naiver Freude deckt beim Gebildeten die Freude an der Nachahmung als solcher (man vgl. über die Wichtigkeit dieses Moments beim ästhetischen Genuß die bezüglichen Bemerkungen bei Plato und Aristoteles), sowie an der Technik des Kunstwerks und anderm. Jedenfalls ist der ästhetische Genuß etwas ziemlich Kompliziertes und seine Erklärung wohl nicht so einfach, wie Meinong hier zu glauben scheint.

Digitized by Google

wirkliches Urteil tritt. Und an aller Verwandtschaft fehlt es ja auch zwischen diesen nicht. Nur bedarf Meinong im Vergleich zu uns noch eines besonderen Annahmetriebs, um zu erklären, wie es zu den Annahmen im Gebiete der Kunst kommt. Aber wenn dieser Trieb die Freude am Schönen im weitesten Sinne sein soll, so vermag dieses selbe Motiv nicht bloß zu erklären, wie wir Vorstellungen davon in uns hegen und erwecken, sondern — was früher schon bemerkt wurde — auch daß wir uns urteilend dem gefälligen Schein in gewissen Grenzen gläubig hingeben.

Was von der Kunst des Erzählers, des Dramatikers und Lyrikers und von dessen empfänglichen Hörern gilt, das gilt aber auch schon vom spielenden Kinde. Von dem Mädchen, das [53] sich als Amme oder Hausfrau und die Puppe als Kind und als Besuch auffaßt, von den Knaben, die Räuber oder Krieg u. dgl. spielen.[1])

Meinong meint auch hier, es lasse sich nicht annehmen, daß das Kind, welches so tut, als ob es sich für die Wärterin der Puppe hielte, dies wirklich urteile d. h. glaube. Aber andererseits scheint es ihm auch zu wenig zu denken, daß es sich um ein bloßes Vorstellen jener Urteilsinhalte handle. Die richtige Mitte sei die Lehre, daß auch hier Scheinurteile, „Annahmen", vorliegen.

Doch als völlig entscheidenden Beweis dafür weiß er eigentlich nur etwas schon Bekanntes anzuführen, nämlich, daß auch Negatives in diesen kindlichen Fiktionen vorkomme, wie z. B. wenn ein Knabe voraussetzt, daß er als Siegfried unverwundbar sei u. dgl. Wir haben uns aber bereits überzeugt, in welchem Sinne solche Negativa über das Vorstellungsgebiet hinausführen und in welchem Sinne nicht, und danach ist dieser Hinweis nicht zwingend. Überhaupt sehe ich beim Spiele der Kinder nirgends etwas, was sich nicht aus Vorstellungen (darunter natürlich auch Vorstellungen von Urteilsinhalten) und aus wirklichen Urteilen erklärte. Letztere sind — ähnlich wie beim Künstler und Kunstgenießenden — Urteile gleichsam auf Kündigung und ohne volle Herrschaft über die Seele.

Und auch hier spricht für unsere Auffassung der Umstand, daß bei besonders impressionablen Kindesseelen dieser Glaube

[1]) Die Spielfreude ist auch darin der ästhetischen verwandt, daß auch sie zum Teil eine Freude an der Nachahmung ist.

Digitized by Google

ein lebendigerer und ernstlicherer ist als bei anderen. Daß, während in einem Fall der kritische Verstand immer wieder leicht selbst die nötige Korrektur vornimmt und Halt gebietet, wenn die Illusion zu weit gehen will, andere Individuen durch fremde Hilfe aus dem Versunkensein in dieselbe gerissen werden müssen, um nicht einmal Schein und Wirklichkeit in verhängnisvoller Weise zu verwechseln. Jeder, der hier Beobachtungen macht, wird sich überzeugen, mit welcher Leichtigkeit manche Kinder, die eine besondere Freude am Spiele entwickeln, sich in den Glauben an die bezüglichen Illusionen, z. B. an ein wirkliches Leiden und Handeln der Puppe, als deren Krankenpflegerin oder Erzieherin usw. sie sich fühlen, einleben; wie die Illusion bis zur Erzeugung von Zwangsvorstellungen Macht über [54] das psychische Leben der Kleinen zu gewinnen imstande ist, und diese ganz betrübt und böse werden können, wenn man Zweifel an der Wirklichkeit ihrer Spielphantasien äußert und sich nicht auf ein denselben entsprechendes Verhalten und Handeln einlassen will.[1])

So scheinen mir denn alle wesentlichen Tatsachen, die Meinong für seine Theorie von einer neuen Klasse von psychischen Beziehungen, den „Annahmen", anführt, auch ohne sie, ja besser ohne sie begreiflich, und darum habe ich beim Entwurfe der Grundzüge der deskriptiven Bedeutungslehre, welche meine demnächst erscheinenden Beiträge zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie bieten wollen, keinerlei Gebrauch von ihr gemacht.*)

[1]) Vgl. lehrreiche Erfahrungen dieser Art, gesammelt bei J. Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch 1904.

*) Ein Rettungsversuch seiner „Annahmen", den Meinong in derselben Zeitschrift (für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane Bd. 41) dieser Kritik gegenüber unternommen hat, hat Marty veranlaßt, im I. Band seiner „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" S. 244 ff. nochmals auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Digitized by Google

XVI.

Über das Verhältnis von Grammatik und Logik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mehrere Fragen können sich unter diesem Titel bergen. Aber nur eine, die nämlich: ob und in welchem Sinne der Grammatiker auf die Logik Rücksicht zu nehmen habe, wollen wir hier zur Sprache bringen, soweit dies einem Psychologen zukommt, der nicht selbst Sprachforscher ist, aber deren Fortschritte und insbesondere die Grenzfragen zwischen Philosophie und Sprachwissenschaft mit regem Interesse verfolgt.

Daß der Grammatik irgendeine Rücksicht auf die Logik geboten sei in besonderem und anderem Sinne als allen übrigen Wissenschaften, ist in neuerer Zeit von einflußreicher Seite entschieden in Abrede gestellt worden. Die grammatischen Kategorien gingen, so wurde gesagt, die Logik nicht mehr an als etwa die chemischen. Ein besonderes Band zwischen beiden statuieren, heiße die Logik verpfuschen und die Grammatik in ihrer Eigentümlichkeit zerstören.[1])

Diesen Standpunkt prinzipieller Ablehnung teilen nicht alle Sprachforscher. Aber auch bei manchen von denen, welche die Notwendigkeit einer besonderen Rücksicht der Grammatik auf die Logik anerkennen, kommt diese doch tatsächlich nicht zu klarer und konsequenter Ausführung infolge gewisser Verwechslungen, die sie begehen. Auf diese beiden Erscheinungen in der neueren Sprachphilosophie wollen wir im folgenden einen kritischen Blick werfen.

---

[1]) Steinthal, Abriß I, S. 61—72, und Grammatik, Logik und Psychologie, S. 163—224: „Die Sprache schafft ihre Formen unabhängig von der Logik in vollster Autonomie." — „Ich halte es für unmöglich, aus der Logik Forderungen abzuleiten, die sich an die Grammatik stellen ließen." — „Im Sprachleibe wohnt eine Sprachseele, und es kann keine logische in sie (ihn?) einwandern." So: Grammatik, Logik S 215. Ja, ebenda heißt es: „Bleibt auch nur ein Redeteil logisch (d. h. durch Zergliederung des Urteils) unbestimmbar, so beweist dies schon, daß keiner logisch bestimmt werden darf und kann." Denn die Sprache sei eine organische Einheit usw.

Digitized by Google

I. Was zuvörderst jenen Ruf nach völliger Emanzipation der Grammatik von der Logik betrifft, so ruht meines Erachtens alles, was an vermeintlichen Gründen für seine Berechtigung vorgebracht wird, auf einer Vermengung der verschiedenen Bedeutungen, in welchen von einem logischen Charakter der Sprache und einer logischen Sprachbetrachtung die Rede sein kann, und durch Auseinanderhalten derselben wird ihm rasch jeder Boden entzogen.

1. Vor allem ist die Sprache gewiß nicht in dem Sinne logisch, daß sie bloß der Ausdruck unseres Denkens und daß sie etwa der not- [100] wendige und unmittelbare Ausfluß desselben wäre. Nicht bloß die Urteile und die ihnen zugrunde liegenden Begriffe, um die der Logiker sich kümmert, sondern auch unsere Gemütsbewegungen und Willensentschlüsse[1]) und das freie, dichterische, nicht auf Erkenntnis abzielende, sondern bloß den Gesetzen der Ideenassoziation und der Lust am Schönen folgende Spiel der Vorstellungen kommt in ihr zum Ausdruck.

Und da ferner die Sprache nicht wesenseins mit dem Denken, nicht seine notwendige Kehrseite, sondern zu Zwecken der Verständigung gebildet und, nur soweit diese Rücksicht es gebieterisch forderte, den Gedanken angepaßt ist, so weist sie — weit entfernt, ein adäquates Abbild von ihnen zu sein, wie man überschwänglich gesagt hat — auch als unähnliches Symbol keinen strengen und verläßlichen Parallelismus mit ihnen auf. Es gibt sehr wichtige Züge in unseren Urteilen, deren Wieder-

[1]) Frage-, Wunsch-, Befehlssätze drücken direkt keine Urteile aus, sondern Akte des Interesses, wenn auch diesen Akten Urteile zugrunde liegen oder — wie bei der Frage — den Gegenstand des Interesses bilden. Ich wundere mich bloß, wie Steinthal, der a. a. O. S. 169 zugunsten des völligen Auseinanderfallens von Logik und Grammatik sich auf jene Tatsache beruft, doch im selben Atem sagen mag, jeder Satz enthalte „eine Verbindung von Begriffen, wodurch etwas ausgesagt wird". Wie kann eine Aussage vorliegen, wo der Inhalt kein Urteil ist? Der Befehl ist keine Aussage, weil er kein Urteil ausdrückt. — So ist es freilich leicht, den Leser durch Diskrepanzen zu verblüffen; aber es sind wahrhaftig nicht solche zwischen Logik und Grammatik.

Auch rhetorische Wendungen, welche Urteile kundgeben, sind vielfach nicht vom Standpunkt des nackten Gedankenausdrucks, sondern nur im Lichte eines wenigstens mit ausgedrückten Affektes und einer ähnlichen beim Hörer beabsichtigten affektiven Wirkung begreiflich. Auch sie decken sich nicht mit dem „Logischen".

Digitized by Google

gabe die Sprache konsequent, und ich möchte sagen: prinzipiell, vernachlässigt. So macht es, um nur eines zu erwähnen, an sich einen großen Unterschied, ob ein Urteil, das wir fällen, evident oder blind ist. Der Satz aber, der das Urteil ausdrückt, hat dafür kein sprachliches Korrelat. Der Forscher, der eine Wahrheit der Mathematik einsieht, und der Nichtfachmann, der sie vielleicht blind nachbetet, äußern sie mit denselben Worten. Was unsere Aussagen mit einiger Regelmäßigkeit wiedergeben, ist nur das, was man den Inhalt unserer Urteile nennen kann, d. i. seine Materie (die dem Urteile zugrunde liegenden Vorstellungen) und seine Qualität, d. h. seinen Charakter als Bejahung oder Leugnung.[1]) *)

Aber auch dem Inhalt unserer Urteile stehen die Ausdrucksmittel unserer Rede nicht so gegenüber, daß jedem Unterschied des einen eine Besonderheit in dem andern und nur eine solche gegenüberstände. Fast immer überläßt unsere Rede dies und jenes der Ergänzung durch den Hörer. Dazu kommt, daß manche unserer Namen und syntaktischen Wendungen äquivok sind[2]) und je nach Umständen bald diesen, bald jenen Gedanken bedeuten. Und wie in manchen Fällen demselben sprachlichen [101] Mittel verschiedene Funktionen zukommen, so geschieht es umgekehrt, daß für einen identischen Gedanken eine Mehrheit von Bezeichnungen in derselben Sprache im Gebrauche ist. Noch weniger darf natürlich übersehen werden, daß in verschiedenen Sprachen für den Ausdruck desselben Gedankens verschiedene Mittel und Methoden dienen, daß eine noch größere Mannigfaltigkeit überhaupt möglicher Bezeichnungs-

[1]) Als Materie eines Urteils, mit anderen Worten als Prädikat in einem Urteil über ein Urteil, und somit in einem indirekten Urteil kommt dann auch wohl die Evidenz zum Ausdruck, wie wenn ich sage: daß es ein A-non-A nicht gibt, ist einleuchtend. Dagegen der Ausdruck des direkten Urteils von der Form: A ist, gibt bald ein evidentes, bald ein blindes Anerkennen unterschiedslos kund.

[2]) Der grammatischen Kategorie des Genitivs oder Dativs usw. entspricht nicht eine logische Kategorie. Eine Sprachform drückt die mannigfachsten Inhaltsverhältnisse aus. Dies verkennen hieße Gedanke und Ausdruck verwechseln.**)

*) Marty hat später (z. B. in den Untersuchungen S. 295) die Terminologie geändert und unter „Inhalt“ etwas anderes verstanden.

**) Vgl. unten die Abhandlung „Über die Funktion der Kasus“.

Digitized by Google

weisen für jeden Gedanken bestehen kann, und daß es hier überhaupt nichts schlechthin Richtiges, sondern nur mehr oder weniger Zweckmäßiges gibt.

Wenn manche, dies verkennend, die besonderen Methoden einer Sprache, die ihnen gerade am besten bekannt oder am eingehendsten von ihnen oder anderen begriffsmäßig behandelt und analysiert war, als scheinbar aus der Natur des Denkens abgeleitete Normen für alle Gedankenäußerung hinstellten, oder wenn man überhaupt, irgendeine der vorhin angeführten Tatsachen übersehend, auf die falsche Voraussetzung von einem durchgängigen und notwendigen Parallelismus zwischen Denken und Sprechen eine „logisch" sein sollende Grammatik zu bauen versuchte, so muß dies als eine Vergewaltigung der Sprache zurückgewiesen werden.[1])

2. Auch in dem Sinne ist die Sprache durchaus nicht logischen Charakters, als ob sie methodisch und nach vorbedachtem Plane und System geschaffen wäre. Nicht auf Grund einer erschöpfenden Analyse des auszudrückenden Seelenlebens und seiner Inhalte und nicht mittels scharfsinniger Berechnung der zweckmäßigsten Bezeichnungsweisen dafür, sondern zunächst im Anschluß an ein recht primitives Seelenleben, dasselbe hebend und von ihm wiederum gehoben und in seiner Vervollkommnung schrittweise sich anpassend, sind unsere Volkssprachen erwachsen; aus den planlosen Beiträgen vieler, von denen jeder nur die Abhilfe für das augenblickliche Bedürfnis der Verständigung, keiner das Ganze der Aufgaben im Auge hatte. Und die Zweckmäßigkeit und Einheitlichkeit, die das so gewordene Ganze doch aufweist, ist das Resultat eines natürlichen Kampfes ums Dasein und einer fortgesetzten Auslese des Brauchbareren unter den verschiedenen versuchten Mitteln und Methoden und der Macht der Gewohnheit und Analogie zu dem einmal als tauglich Befundenen.[2]) Aber — wie es bei einem derartigen ohne architektonischen Überblick über seine Teile und deren Funktionen

[1]) Sie war häufig zugleich eine Verpfuschung der Logik, indem man, was nur Sache einer besondern Form des Ausdrucks war, in den Gedanken hineintrug.

[2]) Vgl. darüber den sechsten meiner Artikel „Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung" in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie XIV, S. 61 ff. (wieder abgedruckt im 1. Bande 2. Abt. der Gesammelten Schriften).

Digitized by Google

entstandenen Bau nicht anders sein konnte — ist die Zweckmäßigkeit auch durchaus keine vollständige und durchgängige. Es blieben überall vielerlei Inkonsequenzen und Sprünge, Lücken und Dysteleologien mannigfacher Art.[1]) Ja, was bei einem nach einheitlich durchdachtem Plan aufgebauten Werke als ein Maßstab der Vollkommen- [102] heit gelten würde, nämlich die kunstgerechte Regelmäßigkeit seiner Teile und Gebilde, das kann hier nicht schlechtweg als solcher gelten. Es muß als eine verwerfliche Art „logischer" Behandlung der Sprache zurückgewiesen werden, wenn manche allzusehr bestrebt waren, alle sprachlichen Formen auf Regeln zu bringen, und wenn sie dasjenige, was sich diesen Schablonen nicht fügen wollte, als Erscheinungen zweiten Ranges, als Anomalien, ja Sprachfehler taxierten. Da alle jene Regelmäßigkeit ohne bewußte Absicht und in diesem Sinne zufällig entstanden ist, so darf uns das Reguläre von vornherein nicht in höherem Maße das Präjudiz von Zweckmäßigkeit erwecken als das Unregelmäßige. Es kann eine unzweckmäßige Marotte sein, die sich vorübergehend eingelebt hat, aber wert ist, von eben jenen planlos wirkenden teleologischen Mächten, die in anderen Fällen zu zweckmäßigeren und der Erhaltung würdigen Regularitäten geführt haben, durch scheinbare „Sprachfehler" und Regelwidrigkeiten gestört, durchbrochen und beseitigt zu werden.[2]) Kurz, es wäre töricht die

[1]) Zu den Dysteleologien, auf die man sich zugunsten des unlogischen Charakters der Sprache berufen mag, rechne ich natürlich grammatische Kategorien wie das Genus der Substantive (den Ausfluß einer primitiven, vitalistischen Weltanschauung und daran anknüpfender bildlicher Personifikation der Gegenstände), den unpraktischen Versuch, die Zwei- und Dreizahl vor allen anderen Zahlen durch Verwebung ihres Zeichens mit dem Substantiv und Verb auszuzeichnen (Dual, Trial) und ähnliches.

Vom bloßen Gesichtspunkte der exakten Mitteilung sind gewiß auch die Äquivokationen und Synonymien als etwas recht Unzweckmäßiges anzusehen.

[2]) Doch kann natürlich auch das geschehen, daß eine zweckmäßige Methode des Ausdrucks durch Nachlässigkeit und Mißverstand verkümmert, und erst auf Umwegen ein späteres Stadium der Sprachentwicklung wieder angemessenen Ersatz dafür findet. Über all dies hat die spezielle Untersuchung zu entscheiden und nichts liegt uns ferner als die Befürwortung einer solchen Sprachbetrachtung, welche, die Prüfung des einzelnen Falles vernachlässigend, irgendeinen bestehenden Zustand einer Sprache, bloß weil er der eben herrschende ist, blind verherrlichte, welche kurzsichtig dasjenige feierte, was sich etwa zu Zwecken des Unterrichts am bequemsten in Regeln

Digitized by Google

lebenden Volkssprachen zu behandeln, als wären sie von Logikern und Grammatikern gebildet, und als ließen sich demgemäß ihre Formen als lückenlos und harmonisch gegliedertes System aus einem Prinzip deduzieren oder gar als etwas für alle Zeiten Abgeschlossenes und Unverrückbares rechtfertigen.[1])

3. Endlich könnte es fast überflüssig erscheinen, ausdrücklich zu betonen, daß unseres Erachtens die Sprache auch in dem Sinne nicht logisch ist, als ob etwa nur logisch richtige Gedanken einen gerechten Ausdruck in ihr finden könnten. Doch erwähnen wir es, da man von angesehener Seite für die völlige Autonomie der Grammatik gegenüber der Logik argumentiert hat: es könne etwas sprachlich völlig richtig und dennoch logisch unrichtig sein.[2]) Dabei versteht man natürlich unter „Logik" den Inbegriff der Regeln des richtigen und einsichtigen Urteilens und unter „logisch" das, was ihnen gemäß ist, und wer kann leugnen, daß in der Tat die Sprache zwischen Logischem und Unlogischem in [103] diesem Sinne keinen Unterschied macht, dem einen und andern gleich willig und in identischem Gewande Ausdruck leihend?

4. Allein es bleibt ein anderer Sinn von Logik und logisch, in welchem es doch ganz zweifellos gilt, daß eine besondere Rücksicht der Grammatik auf die Logik geboten und unabweislich ist. „Logisch" heißt nämlich manchmal alles das, was den Logiker in besonderer Weise interessieren muß und Gegen-

---

bringen läßt, oder in unverständiger Weise zwischen „ratio" und „usus" als etwas Logischem und Unlogischem in der Sprache unterscheiden wollte.

[1]) Natürlich kann auch dieses Vorurteil, welches die grammatischen Kategorien für ein lückenloses System hält, zur Verpfuschung der Logik führen.

[2]) Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie, S. 215. An anderer Stelle wird von ihm auch noch in ganz anderm Sinne betont, daß die Sprache der Logik gegenüber autonom sei, weil sie nämlich vielfach nicht ein Denken in Begriffen und Urteilen, sondern ein solches in Anschauungen und Wahrnehmungen ausdrücke. Hier kann ich nicht beipflichten. Vor allem ist in Wahrheit neben der Kundgabe von Gefühlszuständen und Willensakten gerade diejenige von Urteilen und Überzeugungen und keineswegs die von bloßen Vorstellungen Hauptzweck der menschlichen Sprache. Was aber die Vorstellungen betrifft, welche den durch unsere Reden geäußerten Urteilen zugrunde liegen, so sind sie niemals Anschauungen (Anschauungen im strengen Sinne sind gar nicht durch Zeichen mitteilbar!), sondern Begriffe, nur sind diese natürlich irgendwie aus Anschauungen abstrahiert und finden sich darunter auch speziell Begriffe von Anschauungen (wie wenn ich sage: dieses, was ich sehe u. dgl.).

Digitized by Google

stand seiner Untersuchung ist, und dies ist noch etwas mehr als bloß die Regeln des richtigen Urteils. Um eine Anleitung zum richtigen und einsichtigen Urteilen zu sein, kann die praktische philosophische Disziplin, die den Namen der Logik führt, nicht umhin, auch die wichtigsten und allgemeinsten Unterschiede des Inhalts der Urteile und der ihnen zugrunde liegenden Begriffe, überhaupt gewisse deskriptive und klassifikatorische Betrachtungen aus der Psychologie des Urteilens und begrifflichen Denkens in geeigneter Weise in sich aufzunehmen.[1]) Dies hat dazu geführt, daß man, dem Sprachlichen oder Grammatischen das Logische entgegensetzend, darunter kurzweg den durch den sprachlichen Ausdruck bedeuteten Gedanken (ob richtig oder unrichtig gebildet) versteht, und diesen Begriff von Logisch und Logik haben wir im Sinne, wenn wir eine besondere Rücksicht des Grammatikers darauf befürworten. Die Forderung ist keine andere als die, daß nicht bloß der Logiker, sondern auch der Grammatiker sich in gewissem Maße um die Bedeutung der sprachlichen Formen zu kümmern habe, und wenn man, statt von der Rücksicht auf die Bedeutung überhaupt zu reden, dabei kurzweg von der Rücksicht auf das Logische oder die Logik spricht, so geschieht dies darum, weil unter dem, was unsere Sprachmittel bedeuten, den Urteilen und den ihnen zugrunde liegenden Begriffen eine ganz überwiegende Rolle zukommt.[2]) Es ist also damit keineswegs geleugnet, daß zum vollen Verständnis der Funktionen der Sprache auch die Rücksicht auf die affektive Seite des Seelenlebens und weiterhin eine Betrachtung der Sprache unter dem Gesichtspunkte geboten sei, wo sie nicht dem Zwecke dient, Tatsachen kundzugeben, sondern nur, als Werkzeug der Kunst, schöne Vorstellungen zu erwecken.[3])

[1]) Es ist hier nicht gestattet, näher auf die Begründung dieser Auffassung von der Aufgabe der Logik einzugehen. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß sie durch das Beispiel aller bedeutenden Förderer dieser Disziplin zu belegen ist.

[2]) Unseren Gemütsbewegungen und Willensentschlüssen liegen Vorstellungen und Urteile zugrunde, und durch Angabe des Inhalts der letzteren werden auch die ersteren mit charakterisiert.

[3]) Dabei kann es geschehen, daß von diesem künstlerischen Gesichtspunkte gerade entgegengesetzte Anforderungen an sie gestellt werden als von demjenigen der nackten Gedankenmitteilung. Was dem Logiker gleichgültig ist (wie vielfach die sogenannte innere Form, der wir sofort näher treten werden) oder was er geradezu als störend perhorresziert (wie die

Digitized by Google

Nur muß dabei der „logischen" Betrachtung — gemäß dem Umstande, daß die möglichst präzise und leicht verständliche Mitteilung unserer Überzeugungen, die ja auch die unentbehrliche Grundlage für die Beeinflussung der fremden Gefühle und Entschlüsse bildet, die wichtigste Seite der sprachlichen Funktionen ist — unweigerlich der erste Rang bleiben.

[104] Wenn manche dies bis zur Ignorierung jedes andern Gesichtspunktes übertrieben, so billigen wir auch dies ebensowenig, als wenn man einen der unter 1. oder 2. erwähnten Fehler begangen hat. Tatsächlich sind allen diesen Versehen und Irrtümern, bald diesem bald jenem, die Vertreter einer früheren sogenannten logischen, allgemeinen oder philosophischen Grammatik irgendwie verfallen, und namentlich haben sie fast allgemein die historischen und genetischen Fragen über Sprache und Sprachen entweder ganz vernachlässigt oder unmethodisch und willkürlich beantwortet. Die Fehler dieser in falschem Sinne logischen Sprachbetrachtung waren es dann, welche als Reaktion jenen leidenschaftlichen Ruf nach völliger Emanzipation der Grammatik von der Logik zur Folge gehabt haben. Allein der leidenschaftliche Eifer war hier, wie überall, ein schlechter Berater und führte viel zu weit in der Negation des Früheren. Es gibt trotz allem einen Sinn von Logik und logisch — eben den von uns vorhin erörterten — in welchem die grammatischen Kategorien den logischen und der Logik näher stehen als etwa die chemischen. Diese unterliegen der Logik als Gedanken, für deren richtige Bildung jene praktische Disziplin die obersten Regeln aufstellt; von den grammatischen Kategorien dagegen gilt, daß sie — wenigstens vornehmlich — den Zweck haben, Ausdruck und Zeichen von Gedanken zu sein. Zu beurteilen, wie weit sie dieser Aufgabe dienen und ob sie dieselbe in mehr oder weniger zweckmäßiger Weise erfüllen, kann aber keine dem Sprachforscher im weiteren Sinne gleichgültige Sache sein, und würde er sich das Recht dazu nehmen lassen, so begäbe er sich damit desjenigen Kreises von Betrachtungen über die Sprache, der seiner Würde nach wohl als die Krone aller anderen angesehen werden muß, da er jenes Erzeugnis und Mittel

---

Äquivokationen und Synonymien), kann dem Poeten willkommen, ja unentbehrlich sein. Eine dem bloßen Ideal des Logikers genügende Sprache würde ästhetisch reizlos und für den Dichter unbrauchbar sein.

Digitized by Google

menschlicher Kultur unter dem Gesichtspunkte erfaßt, der dessen eigentlichsten Adel ausmacht. Und will der Grammatiker diese ihrem Range nach höchsten Fragen über den Gegenstand seines Forschens gründlich beantworten, so kann er es nur, indem er auch von dem System der durch die Sprache auszudrückenden Gedanken, wenigstens nach seinen wichtigsten Linien und Marksteinen, Notiz nimmt; mit anderen Worten, er wird gut tun, auf jenen Teil der Logik Rücksicht zu nehmen, wo sie, wie bereits angedeutet, deskriptive Betrachtungen über unser Urteilen und die ihm zugrunde liegenden Begriffe propädeutisch in sich aufnimmt.[1])

[105] Doch wir wollen nicht länger bei der Widerlegung jener grundsätzlichen Ablehnung jeder besonderen Rücksicht der

---

[1]) Hier gilt es dann freilich auf der Hut zu sein, daß man sich nicht von der „Logik" statt der Resultate einer richtigen Analyse des Denkens eine fiktive Beschreibung desselben bieten lasse und aus solchen Zügen vermeintlich notwendige Anforderungen an die Sprache ableite. Dahin gehört es, wenn man etwa die wahre Zahl und richtige Einteilung der Kasus aus Kants Lehre von den Kategorien der Relation gewinnen, wenn man in den Modis des Verbs die drei Kategorien der Modalität erkennen wollte u. dgl. Mit dem zuvor gerügten Fehler: die Vieldeutigkeit und Planlosigkeit unserer sprachlichen Formen zu übersehen und sie wie ein nach dem Schema des Logikers und auf Grund einer erschöpfenden Zergliederung der Struktur unserer Gedanken entstandenes Werk zu behandeln, verband sich da noch die Verwendung einer zweifelhaften Analyse und Beschreibung des Denkens.

Diese Emanzipation der Grammatik von „falscher Logik", d. h. hier von einer falschen deskriptiven Auffassung des Denkens begrüßen und fordern also auch wir, und wir würden nur wünschen, daß dagegen nicht auch von solchen, die jede besondere Beziehung von Logik und Grammatik perhorreszieren und der letzteren nur zur „Psychologie" ein näheres Verhältnis zugestehen wollen, unter diesem Namen in wesentlich gleicher Weise gefehlt werde.

Aber auch die Bemerkung ist hier noch am Platze, daß gar manches, was namentlich Steinthal (vgl. a. a. O. S. 164—215) als vermeintlichen Widerstreit zwischen Logik und Grammatik und für die völlige Autonomie der letzteren geltend gemacht hat, auf einer falschen Beschreibung des Denkens beruht. Der Raum gestattet es nicht, dies im einzelnen nachzuweisen. Nur das sei bemerkt, daß einiges offenkundig mit der Verwechslung von „innerer Sprachform" und Bedeutung zusammenhängt, von der wir sofort eingehender handeln müssen. Auf der Verkennung der wahren Natur der „inneren Sprachform" beruht auch seine fiktive Unterscheidung einer doppelten Bedeutung unserer sprachlichen Ausdrücke, wovon bloß die eine (nämlich eben die „innere Form", die aber in Wahrheit nicht den Namen der Bedeutung verdient) den Grammatiker, die andere ausschließlich den Logiker angehen soll.

Digitized by Google

Sprachwissenschaft auf das Logische verweilen, einer Ansicht, die sich offenkundig als eine einseitige Reaktion gegen entgegengesetzte Einseitigkeiten herausstellt, als eine Übertreibung, die im Eifer des Kampfes gegen Falsches auch das Richtige mit verworfen hat.

II. Wichtiger ist es, noch etwas bei der Tatsache zu verweilen, daß auch bei solchen, die prinzipiell mit uns einverstanden sind, doch tatsächlich diese logische Betrachtung der Sprache, mit andern Worten die gründliche und systematische Erkenntnis und Darstellung der Funktion unserer Sprachmittel verkümmert, nicht etwa infolge überwiegender Beschäftigung mit dem Lautlichen und der Lautgeschichte (eine Ausschließlichkeit, die sich ja durch das Gebot der Arbeitsteilung und den Hinweis darauf rechtfertigen ließe, daß die Lautforschung den unentbehrlichen Unterbau für jede andere zu beschaffen hat), sondern weil man im besten Glauben, sich mit dem Inhalte der Sprache zu befassen, ihn in weitem Umfange mit etwas anderem verwechselt, was weit davon verschieden ist.

Mit letzterem meine ich die Erscheinungen, die W. v. Humboldt — ebenfalls ohne sie klar und konsequent in ihrer wahren Natur zu erfassen — die „innere Sprachform“ genannt hat. Diese „innere Form“ besteht in gewissen Vorstellungen, die durch unsere sprachlichen Ausdrücke erweckt werden, aber nicht selbst deren Bedeutung bilden, sondern nur dazu dienen, sie nach den Gesetzen der Ideenassoziation zu erwecken. Das erstbeste Beispiel einer Metapher oder Metonymie, und jede Sprache ist voll von solchen, macht klar, was gemeint ist.[1])

[1]) Die Beispiele werden auch eine Verwechslung ausschließen, die nach obiger Definition etwa noch möglich wäre. Als das Verständnis vermittelnde Vorstellungen könnte man nämlich auch jene vorläufigen Vorstellungen bezeichnen, welche wir uns beim Anhören eines längeren Satzes von seiner möglichen Bedeutung machen. Sie bereiten in der Regel das Verstehen vor, ohne durchweg mit dem Gemeinten zusammenzufallen.*)

Es ist ein Vorzug einer Sprache oder Stilweise, wenn Bau und Wortfolge ihrer Sätze von der Art ist, daß der Hörer beim Aufbau des Gedankens, der in ihm erweckt werden soll, rasch auf die richtige Fährte gebracht wird und nicht allzu lange ratlos zwischen verschiedenen Möglichkeiten hin- und herirrt oder schließlich allzu sehr von der schon begonnenen Gedanken-

*) Sogenannte konstruktive innere Sprachform (vgl. Untersuchungen Bd. I S. 144 f.).

Digitized by Google

Wer Kiel statt Schiff sagt, [106] wer von einem „Makel auf dem Schild der Ehre“, von „sich brüsten“, von einem „schwankenden Urteil“ oder „verhärteten Gemüt“, ja von der „matten Haltung des Rüböls“ auf der Produktenbörse redet, der erweckt in der Regel zunächst eine Vorstellung, die nicht eigentlich gemeint ist, sondern nur als Mittelglied der Assoziation auf die gemeinte hinführt. Aber ebenso ist es, wenn in irgendeiner Sprache der Fuchs bald „der Rote“, bald „der Schlaue“, wenn der Mensch „der Denkende“, der Bruder „der Tragende oder Helfende“, die Erde „die Gepflügte“, der Mond „der Leuchtende“, die Maus „die Diebin“ und die Metalle nach ihren Farben genannt wurden.

In manchen Fällen realisiert der Sprechende und Verstehende die in der Bezeichnung enthaltene Metapher oder Metonymie nicht mehr, obschon er es könnte.[1]) Wir denken bei: ins Kraut schießen, ins Bockshorn jagen, unter die Arme greifen, bei: Strom der Rede, Fluß der Gedanken u. dgl. oft nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung der Wörter; ebenso bei: „es gibt“ nicht immer an Geben, bei den Zeitpartikeln: „soeben“, „gerade“, „nach“ nicht an die räumlichen Grundvorstellungen, bei dem Adverb „bloß“ nicht an die Blöße usw. Die innere Form ist infolge beständiger Unaufmerksamkeit auf sie mehr oder weniger verblichen. Die Gewohnheit hat direkt die sichere Assoziation zwischen Laut und Bedeutung hergestellt, und das ist vom Standpunkte der bloßen Zwecke der Verständigung und Mitteilung nie zu bedauern, oft sogar zu

---

verbindung abweichen muß, um diejenige zu vollziehen, die vom Sprechenden gemeint ist. Sprachen, die alles ans letzte Wort anlehnen, sind in dieser Beziehung gewiß wenig glücklich organisierte zu nennen. Diese Unterschiede zwischen den Sprachen und Stilarten haben wir aber nicht direkt im Auge, wenn wir von „innerer Form“ sprechen, obschon sie in etwas mit dem, was wir so nennen, wenigstens mit ihren Unterschieden auf syntaktischem Gebiete, zusammenhängen.

[1]) Daß sie in anderen Fällen nur dem Sprachforscher noch erfindlich, manchmal aber auch diesem unauffindbar geworden ist, ist bekannt. Daß *compagnon* von der Vorstellung des gemeinsamen Brotessens, *verstehen* (*verstan*) von derjenigen des „den Weg Vertretens“ (analog *ἐπίστασθαι*), *tönen* von derjenigen des Gespanntseins ausging, weiß heute nur der Linguist. Andere Wörter sind aber auch für ihn undurchsichtig, „harte Lava“, geworden, um mit J. Grimm zu sprechen.

Digitized by Google

begrüßen.[1]) Aber in anderen Fällen tritt das noch ein, wovon wir zuvor sprachen. An den Laut knüpft sich zunächst eine Vorstellung, die nicht gemeint ist, sondern nur dazu dienen soll, die Bedeutung zu vermitteln. Sie ist nicht das Bezeichnete, sondern selbst ein Zeichen so gut wie der Laut.[2])

---

[1]) Das ist da der Fall, wo die innere Form für die Realisierung der eigentlichen Bedeutung nicht bloß nicht mehr nötig, sondern eher störend und irreleitend geworden ist. Beispiele dessen bietet, wie auch Madvig (Kleine Schriften, S. 202) gut hervorgehoben hat, insbesondere das Gebiet der syntaktischen Bezeichnungsmittel. Für diese ist es geradezu ein Glück, wenn infolge von Verfall und Tilgung der ursprünglichen Lautgestalt oder Ausfall des stammverwandten kategorematischen*) Ausdrucks die innere Form von dem die Sprache Gebrauchenden gar nicht mehr empfunden wird. Vgl. auch meinen „Ursprung der Sprache“ 1875, S. 114.

[2]) Ich kann es darum nicht billigen, wenn Steinthal sie den „eigentlichen Inhalt der Sprache“, wenn er sie die „unmittelbare Bedeutung“ nennt, wenn er infolgedessen von einer doppelten Bedeutung bei jedem sprachlichen Ausdruck redet und meint, in jedem sei „ein doppeltes gesagt“, wovon das eine eben die Vorstellungen der inneren Sprachform sein sollen. Auch Madvig (a. a. O. S. 319. 344) tritt dem Mißbrauch entgegen, daß man diese Vorstellungen „den wahren und eigentlichen Gehalt der Wörter“, „ihre wahre Meinung“ nenne. Das verträgt sich nicht damit, daß ihre Erweckung in Wahrheit nicht Zweck, sondern selbst nur ein Mittel der sprachlichen Darstellung ist.

Als Mittel und Zeichen aber können sie ebenso wie der Laut auch dem einsamen Denken innerhalb gewisser Grenzen nützliche Dienste leisten. Es gibt ein uneigentliches Vorstellen, ein Vorstellen durch Stellvertreter, und als solches Surrogat kann unter anderem auch die innere Sprachform für den durch sie bezeichneten Begriff dienen. Doch hat Steinthal dies ins Maßlose übertrieben, indem er schlechtweg alle Begriffe durch die innere Form (oder durch den Sprachlaut) vor dem Bewußtsein vertreten werden läßt und vom Begriffe sagt, er sei kein psychologisches Wesen (kein Wirkliches), sondern ein logisches Ideal (ein Seinsollendes). In Wahrheit ist die innere Form selbst ein Begriff, nur in der Regel ein der Anschauung, und zwar derjenigen physischer Phänomene, näherliegender. (Sie ist nicht eine „Anschauung“, wie derselbe Autor meint. Man nehme das erstbeste Beispiel, wie wenn z. B. Gold ursprünglich „das Glänzende“ hieß. Auch „Glänzendes“ ist keine Anschauung, sondern ein Begriff so gut wie Gold, nur weniger zusammengesetzt als dieser, der nach seiner populären Fassung doch wenigstens noch das Merkmal eines gewissen Klanges, einer gewissen Schwere u. dgl. involviert. Anschauungen im strengen Sinne dieses Wortes sind — wie wir schon einmal betonten — gar nicht mitteilbar und können darum auch nicht als innere Form dienen.) Da nun die innere Form eigentlich gedacht werden muß,

---

*) An Stelle dieses Ausdrucks setzt Marty später den Terminus „autosemantisch“ oder „selbstbedeutend“ (Untersuchungen Bd. I S. 205).

Digitized by Google

[107] Der Grund für die Entstehung dieser eigentümlichen Sprachbestandteile ist unschwer anzugeben. Er liegt darin, daß die Laute der Sprache als Zeichen unserer Gedanken und Gemütsbewegungen ihnen weder durch einen natürlichen Mechanismus, noch auch durch vorbedachten Plan und Übereinkunft zugeordnet sind. Da sie weder angeboren sind, noch durch Verabredung erfunden werden konnten, so blieb bloß die eine Möglichkeit für ihre Bildung übrig, daß man in jedem Falle des Bedürfnisses ein Zeichen wählte, das entweder durch seine Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten oder vermöge einer durch Zufall und Gewohnheit gestifteten Assoziation die Bedeutung ungesucht zu erwecken versprach. Weil aber solcher nur wenige waren, so wurde man, um mit ihnen das Auskommen zu finden für die Bezeichnung der weit größeren und stets wachsenden Menge auszudrückender Inhalte, unausweichlich darauf geführt, nicht bloß deren unmittelbare, sondern auch die mittelbare assoziative Kraft keck und erfinderisch auszunützen, so weit sie nur immer Aussicht bot sich zu bewähren.[1]) Und man begnügte sich, wenn dies auch in einer an und für sich nur vagen und unsicheren Weise der Fall war, die auf die ausgiebigste Unterstützung durch den Zusammenhang, durch die Gemeinsamkeit der Interessen und Erfahrungen unter den sich Verständigenden und die jeweiligen speziellen, dem Verständnis etwa günstigen Umstände angewiesen erschien.

Dies ist der ursprüngliche Anlaß und der Hauptzweck der inneren Sprachform: als Band der Assoziation zu dienen zwischen

---

um als Surrogat für einen andern Inhalt zu dienen — denn es kann mit dem symbolischen oder uneigentlichen Vorstellen nicht ins Unendliche fortgehen, sondern sofort muß diejenige Vorstellung, die bloß stellvertretendes Zeichen einer andern, uneigentlich gedachten, ist, in sich selbst eigentlich vorgestellt sein —, so muß also, schon damit es überhaupt ein Denken durch die innere Sprachform geben könne, auch ein eigentliches Denken irgendwelcher Begriffe möglich sein. Von anderen Gründen, die dieses symbolische Denken der Begriffe durch ein Surrogat einschränken, sei hier einstweilen ganz abgesehen.

[1]) Wir beobachten dasselbe auch heute, wo immer eine Verständigung unter ähnlichen Umständen, wie die bei der ersten Sprachbildung gegebenen, nötig wird. „Diese Suppe ist viel Sommer", hörte ich einmal einen Franzosen im Gasthaus bemerken. Ähnliche kühne metaphorische und metonymische Verwendungen nehmen die Kinder vor mit dem beschränkten Zeichenvorrat, den sie sich teils selbst gebildet, teils aus der Sprache der Erwachsenen angeeignet haben.

Digitized by Google

Laut und Bedeutung, und es dem Sprachschöpfer zu ermöglichen, durch eine relativ beschränkte Zahl durch sich verständlicher oder durch ungesuchte Gewohnheit verständlich gewordener Zeichen eine weit größere Fülle von Inhalten zu umspannen.[1])

[1]) In der Folge wurde sie auch benützt, um die Schönheit unseres Vorstellungslebens und das ästhetische Vergnügen daran zu erhöhen. Sie wurde Mittel der poetisch-malerischen Technik. Vgl. darüber meine Schrift: Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes 1879, II, Anhang: Über Befähigung und Berechtigung der Poesie zur Schilderung von Farben und Formen, S. 141 ff. und den dritten Artikel „Über subjektlose Sätze" usw. in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, VIII. 3, S. 294 ff. (wieder abgedruckt in der 1. Abt. dieses Bandes S. 63 ff.).

Daß es ganz verwandte, ja vielfach völlig dieselben Mittel sind, welche der Herbeiführung des Verständnisses und der ästhetischen Hebung des Vorstellungslebens durch die Sprache dienen, haben die Sprachforscher oft empfunden. Man vergleiche unter anderen nur Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie[4], S. 100. 111. Auch M. Müller hat einst in diesem Sinne nicht unpassend die Bildung der Sprache der Wirksamkeit einer poetischen Schöpferkraft (*a poetical fiat*) zugeschrieben. In neuerer Zeit ist er diesem Gedanken, den gesunde Beobachtung eingegeben hatte, leider in Anlehnung an Noiré untreu geworden, zugunsten einer philosophisch sein wollenden Theorie der Begriffsentwicklung, die auf gänzlicher Verwechslung der inneren Sprachform mit dem ausgedrückten Gedanken beruht.

Das Gesagte schließt nicht aus, daß man doch — wie M. Müller auch schon früher tat — zwischen den Metaphern (und Metonymien) der primitiven Sprachschöpfung und denjenigen des Dichters (*radical* und *poetical metaphers*) einen Unterschied mache. Im Gegenteil liegt ja eben schon darin ein solcher, daß — wie wir sagten — die einen der Not, die anderen dem Schmucke dienen, und das Absehen desjenigen, der sie wählte, in einem Falle auf die bloße Verständlichkeit, im andern auf die Verschönerung der erweckten Vorstellungen gerichtet war. Bei den vom Dichter für seine Zwecke herbeigerufenen Metaphern (und dasselbe gilt natürlich von den Metonymien im weitesten Sinne) sind auch ursprüngliche und übertragene Bedeutung stets nebeneinander im Bewußtsein oder sollen es sein, bei den sprachschöpferischen kann die erstere entschwinden und der gewohnheitsmäßigen Assoziation Platz machen. Aber um wahrhafte Übertragung — und dies ist das Wesentliche — handelt es sich im einen und andern Falle. Der Unterschied der ursprünglichen und überführten Bedeutung mag das einemal schroffer, das anderemal weniger scharf empfunden werden; aber wo das Bewußtsein der Äquivokation gänzlich fehlte, da hätten wir es eben gar nicht mit etwas dem *poetical fiat* Verwandten, gar nicht mit einer Metapher oder Metonymie, sondern nur mit einer mehr oder weniger plumpen Verwechslung zu tun. Wer in dieser Hinsicht einen prinzipiellen Unterschied zwischen *radical* und *poetical metaphers* statuieren will, und bei den ersteren vom Schöpfer das Bild oder die innere Sprachform mit der Bedeutung identifiziert werden läßt, der widerspricht sich, indem er dabei gleichwohl von Schaffung einer Metapher, von etwas der Poesie Verwandtem u. dgl. redet.

Digitized by Google

Wer diesen wahren Ursprung der Erscheinung [108] erkannt hat, der sieht denn auch sofort ein, daß als allgemeines Gesetz über ihre Beschaffenheit nur das ausgesprochen werden kann, daß als innere Form jede Vorstellung gewählt werden könne, die leichter und bequemer reproduzierbar ist als der auszudrückende Inhalt, wenn sie nur geeignet ist den Gedanken an den letzteren irgendwie, sei es auch noch so indirekt, zu vermitteln, entweder überhaupt oder unter den speziellen und speziellsten Umständen, unter denen die Mitteilung stattfindet. Und diese Umstände wurden denn natürlich in der mannigfaltigsten Weise bestimmend für das Ergreifen einer unter mehreren von an und für sich möglichen Formen.

Auf der ausschließlich oder vorwiegend nachahmenden Sprachstufe zum Beispiel war vor allem der Umstand ausschlaggebend, welche Züge leicht und bequem einer verständlichen Nachbildung fähig waren, und das waren selbstverständlich verschiedene, je nachdem Laut oder Gebärde als Ausdrucksmittel diente und je nach anderen obwaltenden Umständen.

Zum Gehör sprechend bezeichnet man vielleicht die Katze, indem man ihr Miau nachmacht, zum Gesichte, indem man nachahmt, wie sie sich mit dem Pfötchen das Gesicht putzt, da sie ja auch so als Ganzes sich nicht nachbilden läßt.

Um die Vorstellung eines weiblichen Wesens zu erwecken, macht heute ein Taubstummer unter Umständen wohl die Gebärde, als ob er zwei imaginäre Hutbänder unter dem Kinn zusammenknüpfe; unter an-[109]deren Umständen kann er auf dieses Bild nicht verfallen und ergreift irgendeinen andern unter den durch Gebärden charakterisierbaren Zügen. Und so weisen denn auch die unter verschiedenen Verhältnissen entstandenen Dialekte der Gebärdensprache für denselben Inhalt wie verschiedene äußere, so auch verschiedene innere Formen ihrer Bezeichnungen auf.

Analog ist es auch auf dem Gebiete der konventionellen Lautbezeichnungen gegangen. Man benützte nach Möglichkeit, was bereits von verständlichen Zeichen dieser Art zuerst vorhanden, mit anderen Worten man knüpfte an denjenigen Vorstellungskreis an, der schon für die Bezeichnung erobert war, und davon hing es zu einem guten Teil ab, von welcher Seite oder Beziehung her der neue auszudrückende Inhalt sprachlich angefaßt, und durch welche mittelbare Assoziation die neue

Digitized by Google

Bedeutung mit dem Lautstoffe verknüpft wurde. Welches aber jener Vorstellungskreis war, das bestimmt sich nicht bloß darnach, welche Begriffe am frühesten abstrahiert wurden (obschon auch dies natürlich von Einfluß war[1]) und auch nicht ausschließlich darnach, welche Inhalte man kundzugeben zuerst ein dringliches Interesse hatte (denn diesem Bedürfnis konnte doch recht und schlecht auch durch expressive Gebärden genügt werden), sondern davon, wofür eben am leichtesten Zeichen von der Art wie die Worte unserer Sprache — konventionelle Laute, die doch nicht durch eine Konvention verständlich geworden sind — sich entwickeln und einbürgern konnten. Und dies waren Inhalte von physischen Phänomenen, insbesondere solche, welche Gesichtsanschauungen entnommen sind. Über sie war ja darum besonders leicht eine Verständigung möglich, weil sie gemeinsamer und in der Regel dauernder Beobachtung offen lagen.[2]) Oft war ein solches zu Bezeichnende bereits Gegenstand gemeinsamer Aufmerksamkeit geworden; wenn nicht, so konnte durch eine nachahmende oder hinweisende Gebärde leicht das Bemerken darauf gelenkt werden. Unter solchen Umständen mochte manches Lautzeichen Verständnis finden, das ohne diese günstigen unterstützenden Verhältnisse unverständlich geblieben wäre. Mit alledem stimmt denn auch die Tatsache, daß wirklich die Wurzellaute unserer Sprachen Begriffe ausdrücken, die aus Anschauungen physischer Phänomene, und insbesondere solche, welche aus Gesichtswahrnehmungen abstrahiert sind. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese *prima appellata* als innere Form für zahllose neue Bezeichnungsmittel benutzt, daß — wie es die Etymologie zeigt — jene frühesten Bezeichnungen für Sinnliches und speziell Sichtbares in der mannigfachsten metaphorischen und metonymischen Art auf andere Inhalte übertragen wurden, die anderen Sinnesgebieten angehörig oder gar nicht mit den Sinnen wahrnehmbar, sondern nur der inneren Erfahrung zugänglich sind.

---

[1]) Und darum kann man als Regel aussprechen, daß im allgemeinen die innere Form ein weniger abstrakter Begriff sein wird als der zu bezeichnende.

[2]) Wie wichtig „die Bestätigung der Gemeinschaft der Vorstellungen vermittelst ihrer sinnlich gegenwärtigen Gegenstände“ für die primitive Verständigung war, hebt auch Madvig hervor (a. a. O. S. 72 u. ö.), und auch er läßt darum an den Ausdruck für das sinnlich Nachweisbare alle Bezeichnungen für Unsinnliches sich anlehnen.

Digitized by Google

Daß in den verschiedensten Sprachen die Ausdrücke für Psychisches, so weit immer ihr Ursprung zu erkennen ist, von Physischem hergenommen [110] sind, ist schon oft betont worden, und man hat daraus gefolgert, daß Begriffe von Vorgängen des inneren Lebens erst entstanden seien, nachdem jene anderen Begriffe für Physisches gebildet waren, die wir als innere Form für deren Bezeichnung dienen sehen. Ich kann diesen Schluß nicht für gerechtfertigt halten. Denn wer bürgt uns dafür, daß man nicht schon zuvor psychische Zustände durch Gebärden benannte, teils durch solche, welche den eigenartigen Verlauf derselben nachahmend darstellten (auch unsere Wortbezeichnungen für seelische Vorgänge haben ja zur inneren Form vielfach die Vorstellung von Bewegungen, welche als jenen Zuständen analog empfunden werden — wir sprechen von Hinneigung und Abneigung, Annehmen und Verwerfen, schwankendem Urteil u. dgl.), teils durch solche, welche die mit ihnen verbundenen unwillkürlichen Äußerungen (die instinktiven Ausdrucksbewegungen [1]) und die zweckmäßigen Handlungen, zu welchen sie antreiben, irgendwie nachbildeten? Nur die Bezeichnung durch konventionelle Laute schob sich hinaus; sie wurde, aus den oben angegebenen Gründen, überholt durch die Ausbildung von Namen für Sinnliches und insbesondere für Sichtbares und lehnte sich dann naturgemäß an diese an, sie in kühnen Metaphern und Metonymien, wie es jene Gebärden auch waren und sind, auf das Seelische übertragend.[2])

---

[1]) Man denke noch an unser: erschrecken und (sich) entsetzen (das hieß ursprünglich: aufspringen, „auffahren"), an zittern, beben, entzückt sein, jubeln, jauchzen über etwas, es beweinen, bejammern usw.

[2]) Mag man zugeben, daß im großen und ganzen die Reflexion sich früher auf die physische Welt als auf unser inneres Leben richtete, so ist doch andererseits ebenso wahr, daß die Naturauffassung des primitiven Menschen, nicht anders als wie noch heute die des Kindes, eine vitalistische war. Das verträgt sich aber nicht mit einem Aufgehen der Intelligenz in Begriffen von Gestalten, Farben, Bewegungen, Tönen usw.; es involviert den Besitz irgendwelcher, wenn auch vager und verschwommener Begriffe von Seelischem, wie Lust und Leid, Lieben und Hassen usw. Gewiß handelte es sich zunächst und für lange Zeit nur um rohe derartige Unterscheidungen und schwache Anfänge einer psychologischen Klassifikation. Vieles, ja das meiste, was verbunden auftritt, wurde identifiziert, was als Ursache oder Wirkung mit einem Zustande zusammenhängt, mit ihm selbst verwechselt. Auch darf man bei allen diesen Fragen eines nicht übersehen: es ist etwas anderes, einen Begriff denken, und etwas anderes, imstande sein, sich und

Digitized by Google

[111] Schöne Belege für das im Vorausgehenden über die innere Sprachform Gesagte, speziell aus dem Gebiete unserer Bezeichnungen für die Sinnesempfindungen und ihre Inhalte, gibt Fr. Bechtel in seinem interessanten Buche über „die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen“. Er kommt da zu dem Resultate, daß „alle Verba des Fühlens, Schmeckens, Riechens, Hörens, Sehens über die Perzeption als solche gar nichts aussagen“, daß „von ihr völlig abgesehen und statt ihrer die Tätigkeit genannt wird, auf welche die Perzeption erfolgt[1]) oder welche Gegenstand der

anderen davon Rechenschaft geben. Im letzteren Sinne mißlingt oft selbst angesehenen Psychologen, verschiedene Elemente des Psychischen untereinander und vom Physischen, das etwa deren Inhalt ist, zu unterscheiden. Ganz ebenso, wie es manch einem mißlingt, einen Schluß, den er völlig richtig gezogen und in seinem Gedankenfortschritt hat maßgebend werden lassen, nun auch zu analysieren und zu formulieren.

Auch die Frage gehört nicht hierher, ob und wie frühe man auf den Gedanken an einen unkörperlichen Träger unserer seelischen Zustände gekommen sei. Lieben und Hassen, Fürchten und Hoffen bieten sich als Erfahrungsgegenstände der primitivsten Reflexion dar, ein unkörperlicher Träger derselben nicht.

Wie man aus den Tatsachen der etymologischen Forschung irrtümlich geschlossen hat, daß die Begriffe von Psychischem insgesamt relativ spät aufgetreten seien, so hat L. Geiger, weil unter den *prima appellata* die Erscheinungen des Gesichtssinnes oder, wie er glaubte, speziell die Bewegungen menschlicher und tierischer Körper überwiegen, noch weiter gefolgert, daß gerade diese Begriffe schlechtweg die frühesten gewesen seien. Auch dieser Schluß ist ungerechtfertigt. Gewiß kann man im allgemeinen zugeben, daß der Gesichtssinn durch den großen Reichtum wohl unterscheidbarer und mit unseren praktischen Bedürfnissen so mannigfach zusammenhängender Inhalte in vorzüglichem Maße die erwachende Aufmerksamkeit und Unterscheidungsfähigkeit des Menschen auf sich zog. Aber wer mit Geiger ohne weiteres die *prima appellata* für die *prima cogitata* hält, der übersieht, daß weder Denken und Kundgeben des Gedankens identisch, noch auch jede Kundgebung notwendig die Äußerung eines konventionellen Lautzeichens, wie wir sie in den Sprachwurzeln vor uns haben, gewesen ist. Auch unsere heranwachsenden Kinder erfassen gar manchen Begriff, ehe sie ihn lautlich zu bezeichnen wissen. Und selbst daran zu erinnern ist nicht ganz unbillig, daß in einer fremden Sprache niemand geistreich ist, weil der Mangel voller Herrschaft über sie ihn zwingt, sich auf Äußerung des Notwendigsten zu beschränken und darauf zu verzichten, manches Gute überhaupt oder es in einer Weise zu sagen, die ihn reizen würde.

[1]) Wie z. B. auch noch im Deutschen die Bezeichnung für Blicken, also für einen Vorgang, der das Sehen herbeiführt, einen Ausdruck für dieses selbst liefert.

Digitized by Google

Perzeption ist".[1]) Vom Berühren oder Tasten seien die Bezeichnungen für Fühlen, vom Fließen diejenigen für Schmecken, vom Rauchen oder Hauchen diejenigen für Riechen, vom Tönen vielfach diejenigen für Hören, vom Leuchten und Hellsein die für Sehen hergenommen.

Ich lasse dahingestellt, ob Bechtel den vollen Beweis erbracht hat, daß — wie darnach etwa exakter zu sagen wäre — die Bezeichnungen für die Sinnestätigkeiten in den indogermanischen Sprachen insgesamt teils die Vorstellung der körperlichen Bewegungen, welche die Perzeption herbeiführen oder begleiten, teils diejenige der Gegenstände, durch welche sie erregt wird, zur inneren Form haben, daß sie also sämtlich metonymisch und keine unter ihnen metaphorisch ist.[2]) Sicher geht aus seinen eingehenden Untersuchungen hervor, daß viele der betreffenden Bezeichnungen von der erwähnten Art sind, und das Resultat ist ohne Zweifel ein sehr dankenswerter Beitrag zu einer zu schaffenden Lehre von der Entwicklung der Bezeichnungen oder den Gesetzen der inneren Sprachform. Doch die Erklärung, die der gelehrte Verfasser von der Tatsache gibt, kann ich nicht ganz genügend finden. Er glaubt sie kurzweg gegeben in dem Satze, den er für selbstverständlich zu halten scheint, daß die Sprache nur Sinnliches bezeichnen könne (das Unsinnliche wenigstens nur, „insoferne es sich aus Sinnlichem umgestaltet" habe), das Empfinden aber etwas Unsinnliches, d. h. mit den Sinnen nicht Wahrnehmbares sei. Allein meines Erachtens handelt es sich nicht darum, was unsere konventionellen Laut-[112]zeichen überhaupt bezeichnen können — denn auf Umwegen

---

[1]) Ähnlich wie z. B. auch noch der Lateiner *lumina* für Augen sagt (wobei man allerdings auch direkt an das Glänzen und Leuchten dieser Organe denken kann). Umgekehrt werden wohl auch glänzende Dinge schauend, wird ein See das Auge im Angesichte der Landschaft genannt usw.

[2]) Etwa indem das Sehen oder Hören durch den Ausdruck für einen körperlichen Vorgang bezeichnet wäre, der als jenen psychischen Tätigkeiten analog empfunden würde, wie die körperliche Hinwendung zu etwas dem Anerkennen und dem Lieben. Sollte nicht, wenn Sehen durch „Scharfsein, Durchdringen" (indog. *ak*) bezeichnet wird, hier die Perzeption selbst direkt als ein Durchdringen verbildlicht sein, und ähnlich auch, wenn wir heute noch vom Adlerblicke sprechen, der alle Fernen (wie vom Verstand des Forschers, der alle Tiefen eines Problems) durchdringe? Auch wenn der Taubstumme das Sehen dadurch bezeichnet, daß er die Finger in V-Form spreizt, kann dies eine direkte Nachbildung des Vorganges sein.

Digitized by Google

haben wir ja alles durch sie zu bezeichnen verstanden — sondern darum, welche Begriffe zuerst und am leichtesten Ausdruck in ihnen finden konnten und dann den größten Dienst als Werkzeug der mittelbaren Assoziationen, als innere Sprachform leisteten. Und da gibt Bechtel selbst interessante Daten dafür, daß dies nicht alle Begriffe von Sinnlichem oder nicht alle in gleichem Maße waren. Auch Ton, Geschmack, Geruch ist etwas Sinnliches, und doch zeigen uns die Untersuchungen des genannten Forschers, daß z. B. die Namen für den Ton entweder von der Tonursache hergenommen sind, vom Gespanntsein oder vom sich wirbelnd bewegen, springen, platzen, blasen, schlagen, oder daß ein Hinweis darin liegt auf die Art, wie man sich das Hervortreten des Tones bildlich dachte, als Erguß oder als Entsendung eines Pfeiles u. dgl.[1]) Kurz, es geht aus Bechtels eigenen Angaben hervor, daß die Bezeichnungen für den Ton Vorstellungen des Gesichtssinnes und insbesondere solche, in bezug auf welche aus den früher angegebenen Gründen am leichtesten eine Verständigung möglich war, zur inneren Form haben.

Soweit die Vorstellungen der inneren Form, speziell diejenigen der Namen, bloß das Verständnis vermitteln — und dies ist ja, wie früher schon bemerkt, ihr primärer und ursprünglicher Zweck, erst sekundär sind sie aus konstruktiven zu dekorativen Baugliedern geworden — kann man sie nicht unpassend mit den umschreibenden Definitionen vergleichen. Auch diese geben ja nicht direkt die Bedeutung des zu definierenden Namens an, sondern erwecken zunächst gewisse Hilfsvorstellungen, die geeignet sind, auf jene hinzuführen, und sind darum Rätselaufgaben verwandt, nur daß dabei nicht die Schwierigkeit, sondern die möglichste Leichtigkeit der richtigen Lösung beabsichtigt und ein Vorzug ist. Die zirkumskriptive Definition macht bald ein *proprium* des fraglichen Begriffes, bald sein Genus, bald seine Spezies oder überhaupt Beispiele desselben namhaft, sie weist auf unzweideutige Analogien oder auf Gegensätze hin, sie gibt die Ursachen, die Wirkungen des gemeinten Gegenstandes oder irgendein anderes festes Korrelat desselben

---

[1]) Man könnte auch (und vielleicht besser) sagen, es werde hier der Verlauf des Tones, sein Dauern und Verklingen, durch eine von Anschauungen des Gesichtssinnes hergenommene Analogie geschildert.

Digitized by Google

an, oft aber macht sie auch bloß eine zufällige Beziehung desselben geltend, die nur unter den gerade obwaltenden Umständen dem Hörer den gewünschten Aufschluß gibt. So wäre es, wenn einer zum Beispiel den Sinn eines Farbennamens erklärte durch Hinweis darauf, daß die fragliche Farbe diejenige eines in der Umgebung befindlichen Möbel- oder Kleidungsstückes sei.[1])

[113] Gerade so wird je nach Umständen als innere Form jeder Zug gewählt, der durch irgendeine Beziehung zu dem Auszudrückenden als Band der Assoziation für dasselbe zu dienen verspricht.[2]) Man hat oft gesagt: „Die Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das am meisten hervorstechende oder ihr so erscheinende Merkmal hervor. Dieses Merkmal zu finden, ist Sache der Etymologie.“ Wenn diese Bemerkung mit den Tatsachen im Einklange sein soll,

[1]) Dem verwandt ist sehr häufig die Bezeichnung der *infimae species* in der botanischen und zoologischen Nomenklatur, wenigstens hinsichtlich des spezielleren Teiles dieser in der Regel binären Namen. Die Bedeutung von *Viola palustris, Ulex Europaeus, Artemisia vulgaris, Narcissus poeticus* bilden in Wahrheit die eigentümlichen Merkmale der betreffenden *infima species*. Auf sie soll derjenige, dem sie aus Erfahrung oder Unterricht bekannt sind, hingeführt werden. Allein der Name gibt sie, wie schon Mill bemerkt hat, nicht selbst an. Teile ich die Blätter ein in lanzettförmige, ovale, sägeförmige usw., so sagen diese Epitheta ziemlich direkt, was sie bedeuten. Ganz anders *palustris, Europaeus* im obigen Fall. Die Vorstellung, die *palustris* zunächst erweckt, kann auch einer haben, dem die Merkmale der Klasse *Viola palustris* ganz unbekannt sind, und der darum die eigentliche Bedeutung dieses Klassennamens nicht versteht. Ganz analog, wie wenn ich Rot umschreibend definiere als die Farbe von geringster Schwingungszahl; die letztere Vorstellung kann auch ein von Geburt Rotblinder sich bilden. So aber ist es auch, wenn irgendeine Sprache das Pferd „das Schnelle“, die Schlange „die Kriechende“, den Elefanten „den Zweizahnigen“ und Gold „das Glänzende“ nannte. Nicht die Vorstellung des Schnellen und Glänzenden war der eigentlich gemeinte Begriff, sondern ein zusammengesetzterer, für den jene einfacheren Vorstellungen nur das Surrogat und den Vermittler bildeten, und für den eben darum in derselben Sprache oft verschiedene solche Vermittler, bald von diesem bald von jenem Zug hergenommen, getroffen werden.

[2]) Leicht ließe sich die übliche Einteilung der verschiedenen Fälle des übertragenen Gebrauches von Wörtern (Metapher, Metonymie, Synekdoche) mit den verschiedenen Mitteln zirkumskriptiver Definition in Parallele bringen, und ebenso die alte Einteilung der ὁμώνυμα in ὁμ. κατ' ἀναλογίαν (= durch Ähnlichkeit oder Proportionalität) und ὁμ. πρὸς ἕν (= durch Beziehung — wie wenn „gesund“, „hold“ auch das genannt wird, was Ursache, was Zeichen der Gesundheit, der Huld ist usw.).

Digitized by Google

so darf unter „Merkmal“ offenbar nicht immer ein Teil oder Moment des zu bezeichnenden Begriffes und auch nicht notwendig ein *proprium* (d. h. ein anderer Begriff, der den ersten regelmäßig begleitet, also gleichen Umfanges mit ihm ist) verstanden werden, sondern nur eine Vorstellung, die in irgendeiner sei es mehr konstanten, sei es auch nur vorübergehenden Verbindung mit ihm steht, so daß sie wenigstens unter den gerade gegebenen Umständen ihn assoziativ zu wecken vermag. Und was die Eigenschaft des Hervorstechens betrifft, so darf nicht gemeint sein, daß der als innere Form ergriffene Zug notwendig ein solcher sein müsse, der an und für sich vor anderen die Aufmerksamkeit auf sich lenke, sondern es genügt, wenn er dies vom Standpunkte des nach Bezeichnungsmitteln Suchenden und unter der praktischen Rücksicht auf den Kreis der hierfür gerade zur Verfügung stehenden Mittel tut. Gewiß wird ein „Merkmal“, das in sich selbst Gewicht hat und einen nachhaltigen Eindruck macht, unter sonst gleichen Umständen vor anderen tauglich sein, als innere Form zu dienen; denn es selbst und alles, was mit ihm verknüpft war, wird ja aus jenem Grunde leichter reproduzierbar sein. Aber daneben kommen, wie früher ausgeführt wurde, in hervorragendem Maße die speziellen, ja individuellen Umstände in Betracht, unter denen, und die Mittel, mit denen die Verständigung stattfindet.

Ist in den angegebenen Punkten die Wahl der inneren Sprachform der Wahl einer zirkumskriptiven Definition mannigfach verwandt, so unterscheidet sie sich aber doch von ihr durch die planlos unreflektierte Weise und die geringe Sorgfalt, womit bei der Wortschöpfung vorgegangen wird. Wer mit Reflexion und Bedacht eine umschreibende Definition gibt, der sieht darauf, daß sein Hinweis auf die fragliche Bedeutung ein (wenigstens unter den gegebenen Umständen, womöglich aber auch abgesehen von ihnen) unfehlbarer und somit die in der Definition gebotenen Vorstellungen (wenigstens *hic et nunc*) mit den zu erweckenden konvertibel seien. Von [114] der inneren Form der Volkssprachen wird dies nicht immer gelten,[1]) indem der unter dem

[1]) Schon bei ihrer Entstehung ist sie zuweilen kein unzweideutiger Hinweis auf die Bedeutung. Noch vager wird sie, losgelöst von den speziellen Umständen ihrer Geburt und Rezeption. Dieser Mangel an Konvertibilität mit dem bezeichneten Begriffe ist mit ein Grund, warum sie nicht ohne

Digitized by Google

vorhandenen Sprachstoffe für eine neue Vorstellung die Bezeichnung Suchende wenig ängstlich mit der losesten Verknüpfung sich begnügt, die ihm Erfahrung und Einbildungskraft darbieten, und eine vielleicht unvorhergesehene Gunst der Umstände oft auch das vieldeutigste und unadäquateste Zeichen der Art einbürgert.

Dazu kommt, daß der Definierende die Hilfsvorstellungen, die er herbeiruft, ausdrücklich von dem zu definierenden Begriffe unterscheidet und die Beziehung namhaft macht, in der sie zu ihm stehen. Die populäre Wortschöpfung dagegen überläßt dies der Ergänzung durch den Zusammenhang und stellt, was bloß Metapher oder Metonymie ist, scheinbar wie die Bedeutung hin. Während also eine Regel der zirkumskriptiven Definition etwa lautet: Ein Korrelativ wird häufig durch Hinweis aufs andere und durch Angabe der besonderen zwischen ihnen bestehenden Relation verdeutlicht, lautet das entsprechende Gesetz der Sprachbildung kurzweg: Korrelativa empfangen häufig denselben Namen.[1]) Und so kann man, wie die Metapher ein abgekürztes Gleichnis, die Metonymie und Synekdoche allgemein eine abgekürzte umschreibende Definition oder den Versuch einer solchen nennen. Dieses sorglos abbreviierende Verfahren der Sprache hat nun aber mit dazu beigetragen, daß viele die innere Form mit der Bedeutung verwechselten, und eben diese Verwechslung ist es, die das Studium der letzteren auch bei solchen, die sich in gutem Glauben befinden, es zu betreiben, in bedauerlicher Weise verkümmern ließ.

Sie tritt bei verschiedenen namhaften Sprachforschern und Sprachphilosophen bald in dieser, bald in jener Weise zutage, wofür im folgenden nur wenige hervorstechende Beispiele angeführt seien.

1. Vor allem begegnen wir ihr bei W. v. Humboldt, wenn er die innere Sprachform eine Weltanschauung nennt. Denn was diesen Namen eigentlich verdient, das sind vielmehr die in der Sprache niedergelegten Klassifikationen und begrifflichen

---

großen Schaden in weiterem Umfange als „Stellvertreter" für ihn fungieren könnte. Wo ohne Nachteil ein Denken durch Surrogate möglich sein soll, müssen diese mit dem durch sie Vertretenen streng konvertibel sein und bleiben.

[1]) Man denke an „riechen" für: Geruch verbreiten und Geruch perzipieren; an „sehen" für: gesehen werden (in „aussehen") und tausend ähnliche Fälle.

Digitized by Google

Auffassungen der Dinge. Die Summe der Bedeutungen unserer Namen und Aussagen repräsentieren wirklich die Weltanschauung des Volkes, das die Sprache redet, und mit Recht hat man gesagt, mit der Sprache lerne das Kind die populäre Philosophie des Zeitalters. Jede Sprache ist eine Anleitung zur Begriffsbildung und Klassifikation, und keine ganz so wie die andere. In jeder lebt ein etwas anderes Denken und Auffassen der Dinge.[1]) Aber von diesem Erbteile, das jedem zufällt, der in [115] der Sprache aufwächst, und das bei Idiomen von Völkern, die auf sehr verschiedenen Stufen der intellektuellen Entwicklung stehen, gewaltig verschieden sein kann, ist wohl zu unterscheiden das Erbteil der inneren Sprachformen, welches, wie Reste des Raupenkleides am Schmetterling, den überlieferten Sprachmitteln anhängt. Nennt einer auch dies ein besonderes und hier und dort verschiedenes Denken, das in den verschiedenen Sprachen lebe, sagt einer mit Bezug darauf: verschiedene Sprachen zeigten ganz verschiedene Auffassungen, so hat dabei „Denken" und „Auffassen" einen ganz andern Sinn als vorhin. Es sind nicht die durch die Sprachmittel bedeuteten Begriffe und Urteile, nicht Auffassungen im Sinne ernstgemeinter, theoretischer oder praktischer Klassifikationen und Deutungen der Gegenstände von seite des auf Wahrheit abzielenden Forschers oder Praktikers, sondern ein Denken im Sinne einer Besonderheit des Spieles der Phantasie, einer eigenartigen Ausnützung der Gesetze der Ideenassoziation teils zum Behufe der Herbeiführung des Verständnisses, teils zur Erzeugung ästhetisch gefälligen Schmuckes in der sprachlichen Darstellung — ein Auffassen also und ein Subsumieren durch die Phantasie, eine „Weltanschauung", in demjenigen oder verwandtem Sinne, wie man beim Dichter und Märchenerzähler, beim Rätselbildner und Schöpfer witziger Vergleiche davon spricht.[2]) Kurz: in den

[1]) Daher eine Schwierigkeit des Übersetzens, auch wo der poetische Schmuck ganz außer Spiel bleibt. Verschiedene Sprachen zeichnen z. B. andere und andere Begriffssynthesen durch einfache Namen aus, je nach der besonderen Richtung der Erfahrungen und des theoretischen und praktischen Interesses, welche gerade diese Synthesen begünstigte. Das nötigt den Übersetzer oft zu lästigen Umschreibungen oder zum Verzicht auf völlig adäquate Wiedergabe des im Originale gebotenen Begriffes. Aber dies ist etwas anderes als die Verschiedenheit der inneren Form der betreffenden Sprachen.

[2]) Die nüchterne und die lebendige, poetische Schreibweise drücken dasselbe aus, dieselben Begriffe und theoretischen oder praktischen Wahrheiten,

Digitized by Google

verschiedenen Sprachen gibt es neben zahlreichen Ausdrucksmitteln, die sich der Bedeutung nach keineswegs decken, immer auch mehr oder weniger strenge und volle Synonyma, deren ganzer Unterschied in der äußeren und inneren Form, nicht im ausgedrückten Gedanken liegt, und es kann nur auf einer Vermengung des letzteren mit den Vorstellungen der inneren Form beruhen, wenn man dies geleugnet und behauptet hat, jede Sprache „sei" in dem Maße „eine eigentümliche Begriffswelt", daß schon um der Verschiedenheit der Bedeutungen willen nichts für alle Sprachen Gemeinsames sich ausmachen, kein Versuch zu einer sogenannten allgemeinen Grammatik sich unternehmen lasse.[1])

Natürlich liegt dieselbe Verwechslung auch vor, wenn man das Vorkommen von strengen Synonyma in derselben Sprache verkannt und nicht bemerkt hat, daß es auch hier eine *πολνωννμία* in doppeltem Sinne gibt. Humboldt deutet die Erscheinung, daß im Sanskrit der Elefant bald der Zweizahnige, bald der Zweimaltrinkende, bald der mit einer Hand Versehene heißt, dahin, daß hier zwar derselbe Gegenstand genannt, aber durch viele verschiedene Begriffe bezeichnet sei. Das scheint mir nicht die richtige und unzweideutige Auslegung der Tatsache. In Wahrheit wird ja hier nicht bloß derselbe Gegenstand, sondern auch derselbe Begriff bezeichnet. Anders wenn wir denselben Gegenstand bald unbestimmt als [116] Tier, bald bestimmter als Hund oder noch genauer als Pudel benennen. Da ist zwar dasselbe Ding (ein bestimmtes Tier) genannt, aber unter Vermittlung verschiedener Begriffe und darum durch Namen von verschiedener Bedeutung. Die Namen nennen dasselbe, aber sie bedeuten Verschiedenes (verschiedene Begriffe) und sind nicht synonym. Im früheren Falle dagegen nennen sie nicht bloß, sondern bedeuten auch dasselbe. Sie erwecken

---

aber die letztere tut es reizvoller vermöge der glücklich gewählten Darstellungsmittel, und zu diesen gehört vornehmlich die innere Form. Ihre Verschiedenheit in verschiedenen Sprachen begründet die Schwierigkeit der Übersetzung bei poetischen Werken und überhaupt im Gebiete der geistreichen und geschmückten Diktion.

[1]) So Steinthal in einem Aufsatze gegen Pott, Zeitschrift für Völkerpsychologie I, S. 295 f.: „Kaum daß es in einer Sprache ein Wort oder eine Form gibt, welche einem Worte oder einer Form einer andern Sprache ihrer Bedeutung nach völlig gleich wären." S. 299 vgl. auch 326 u. ö.

Digitized by Google

denselben Begriff und wählen nur verschiedene Mittel, differente metonymische Einkleidungen, um auf ihn hinzuführen.[1]) Es ist nicht anders, als wenn ich vom Gelde sprechend es scherzhaft bald „die gelben Vögel", bald den *nervus rerum* nenne. Die Namen sind trotz dieser Verschiedenheit des den Begriff begleitenden Bildes streng synonym.

In anderen Fällen kann man im Zweifel sein, ob der ganze innere Unterschied gewisser Bezeichnungen nur in den Begleitvorstellungen und ob nicht vielmehr eine leise Nuancierung

---

[1]) Noiré, der diese beiden Tatsachen auch vermengt, wirft der aristotelischen Logik vor, sie habe irrtümlich die Namen für Zeichen der Dinge gehalten, da sie doch vielmehr Zeichen unserer Begriffe und Auffassungen von den Dingen seien, was aber erst von der neueren Philosophie erkannt worden sei. (Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft, 1882, S. 368.)

In Wahrheit haben die Vertreter der aristotelischen Logik trotz ihres Satzes: „Vocabula sunt notae rerum" nicht verkannt, daß die Namen in gewissem Sinne auch Zeichen unserer Begriffe sind. Ja, es ist sogar ihre Lehre, daß sie letzteres mehr direkt und ersteres nur indirekt und mittelbar sind. Die Namen — darüber war die aristotelische Logik sich völlig klar — können Zeichen von etwas in mehrfachem, namentlich in doppeltem Sinne genannt werden, indem sie es bedeuten oder indem sie es nennen. Letztere Funktion ist vermittelt, und zwar durch die erstere. Die Namen sind Zeichen unserer Begriffe oder Vorstellungen, indem sie solche in uns erwecken. Das Aussprechen eines Namens ist ein Mittel, im Hörer einen gewissen Begriff hervorzurufen, und ihn nennt man darum die Bedeutung oder den Sinn des Namens. Ein Lautkomplex, der keinen Begriff erweckt, ist für uns „sinnlos"; solche, die denselben Begriff wachrufen, heißen gleichbedeutend oder synonym. Fragt man jedoch, was der Name nenne, so ist es nicht der Begriff oder die Vorstellung, sondern der Gegenstand derselben, das, was ihnen etwa in Wirklichkeit entspricht. Aber nur mediantibus conceptibus, wie die alte Logik richtig sagte, werden die Gegenstände durch die Laute unserer Sprache genannt, unter Vermittlung der Begriffe und als das, als was die Begriffe sie auffassen.

Diesen und keinen andern Sinn hatte der Satz: „Vocabula sunt notae rerum", und zu einem Tadel desselben ist für den, der ihn nicht mißdeutet, kein Anlaß. Die Tatsache, daß ein Gegenstand unter Vermittlung verschiedener — mehr oder weniger vollständiger — Begriffe eine mehrfache Benennung erhalten kann, ist also altbekannt. Neu ist ihre Vermengung mit der ganz andern, daß oft derselbe Begriff unter Vermittelung verschiedener innerer Formen einen lautlichen Ausdruck empfängt, und man kann nicht vorsichtig genug sein, sie zu vermeiden und auszuschließen. Um nicht Anlaß zu ihr zu geben, möchte ich z. B. auch nicht mit Pott die innere Form den „Benennungsgrund" heißen, da diese Bezeichnung besser auf den Begriff (die Auffassung, Klassifikation) paßt, unter deren Vermittlung ein Gegenstand benannt wird.

Digitized by Google

der Bedeutung vorliege, die es mit sich bringt, daß der eine mit Vorliebe in so, der andere in anders beschaffenen Fällen Anwendung findet.[1]) Und wo — wie beim populären [117] Gebrauche der Worte so oft — die Bedeutung verschwommen ist, ist es zuweilen auch ganz unmöglich, die Frage scharf zu entscheiden. Allein das hindert gar nicht, daß man es in anderen Fällen ganz unzweideutig und zweifellos mit Synonymen zu tun habe bei bloßer Verschiedenheit der inneren Sprachform, und daß überhaupt diese Verschiedenheit von derjenigen der Bedeutungen prinzipiell zu scheiden sei. Es ist ganz gewiß ein Irrtum, wenn man als Grundsatz hingestellt hat, jedes Ding könne nur einen Namen haben. Es gibt eine *πολυωνυμία*, die zugleich strenge Synonymie ist, und die Tatsache ist recht wohl begreiflich aus der Planlosigkeit der Entstehung der Sprachen und dem Umstande, daß bei ihrer Ausbildung und ihrem Gebrauch gar bald neben dem Motiv der bloßen Notdurft auch die Rücksicht auf ästhetische Momente, auf die Annehmlichkeit des lautlichen Wechsels und den Reiz variierender Bilder und Vergleiche bei Erweckung desselben Begriffes sich geltend machte. Mag es übertrieben sein, daß, wie berichtet wird, der Araber 50 Bezeichnungen für den Löwen, 24 für Pferd, 200 für Schlange, mehr als 1000 für Schwert besitze, so ist doch die Tatsache des Vorkommens einer Mehrheit von Namen für denselben Begriff in jeder Sprache an mannigfachen Beispielen festzustellen und erklärt sich aus dem besonderen theoretischen oder praktischen Interesse des Volkes an dem betreffenden Gegenstand und aus den oben angegebenen Gründen zu voller Genüge.

2. L. Geiger (und von ihm beeinflußt auch Noiré) sind der Ansicht, daß alle Übertragung eines Lautzeichens von einem auf

---

[1]) Wenn z. B. der Name „Stadt“ bald vom „Wohnen“ hergenommen ist (*ἄστυ*), bald vom Gewimmel der Menschen (*πόλις*), bald vom Befestigtsein oder anderen Vorstellungen, so können sich daran Differenzen des Gebrauches knüpfen, welche die Bezeichnungen nicht als strenge Synonyma erscheinen lassen. Doch bilden sich solche Differenzen oft erst nachträglich aus, nach ursprünglicher Synonymie. Auch kann es natürlich geschehen, daß, was man einmal, bei sorgfältigerem Gebrauch, ängstlich unterscheidet, in anderen Fällen, wo solche Genauigkeit lästig oder unnötig ist, als völlig synonym behandelt wird; wie wir denn etwa: schreiten, gehen und (schweiz. auch) laufen das einemal auseinanderhalten, das anderemal ganz unterschiedslos gebrauchen, so daß vorübergehend die Besonderheit der Vorstellungen, die sich an das erste und letzte Wort knüpfen, zur bloßen inneren Form herabsinkt.

Digitized by Google

andere Begriffe, wie sie insbesondere die frühesten historisch erforschlichen Stadien der Sprachentwicklung in so reicher Fülle aufweisen, in Wahrheit auf eine Verwechslung jener Begriffe zurückzuführen sei.[1])

Ich kann auch hierin nur einen Ausfluß der Vermengung von innerer Form und Bedeutung durch diese Forscher sehen. Gewiß hat das primitive Bewußtsein des sprachbildenden Menschen viele Unterscheidungen noch nicht gemacht, die uns geläufig sind, ganz analog wie wir dies auch heute wieder beim heranwachsenden Kinde sehen. Das letztere kommt zum Teil darum mit weniger Bezeichnungen aus, weil es weniger [118] unterscheidet. Aber das ist nicht alles. Zu einem andern Teile beruht sein geschicktes Haushalten mit einem relativ beschränkten Schatze von Zeichen sicher auf kühner metaphorischer und metonymischer Verwendung derselben.[2]) Und ebenso haben

[1]) Ich wundere mich, auch von W. Scherer einen Satz aussprechen zu hören, der an diese Geigersche Lehre anklingt, den Grundsatz nämlich, daß dasjenige, was bis hinab in die äußerste Periode, in welche wir dringen können, als lautlich identisch sich aufzeigen lasse, auch begrifflich zusammenfalle. Fr. Bechtel adoptiert ihn. Doch ist damit vielleicht bloß gemeint, daß keine völlig zufällige Äquivokation ursprünglich gewesen, sondern dort immer ein transitives Verhältnis zwischen der mehrdeutigen Verwendung desselben Lautes bestanden, mit anderen Worten, daß eine Analogie oder sonstige Beziehung die verschiedenen mit demselben Zeichen verknüpften Begriffe verbunden habe. Mit dieser milderen und wohl haltbaren Deutung des fraglichen Satzes stimmt es, wenn Bechtel als Motto für seine Untersuchungen das Wort Jean Pauls wählte: „Die Sprache ist ein Wörterbuch verblichener Metaphern." Wenn jene übertragene Verwendung der Zeichen, die uns die Etymologie zeigt (z. B. die Bezeichnung des Tones als Ergießung, als abgesendeter Pfeil u. dgl.) wirklich den Namen einer Metapher verdienen soll, die nur später meist verblich, dann ist ja damit aufs deutlichste anerkannt, daß der Schöpfer derselben die betreffenden Begriffe nicht einfach, wie Geiger meint, verwechselt habe. Wer Blau und Violett vermengend beide gleich benennt, wer den Namen Kreis auf die Ellipse überträgt, weil er beide nicht zu unterscheiden vermag, der schafft nicht eine Metapher. Ebensowenig als demjenigen eine witzige Vergleichung zugeschrieben werden kann, der das Verglichene kurzweg identifiziert, wie komisch auch die Verwechslung auf den, der sie als solche erkennt, wirken mag.

[2]) Ein eklatantes Beispiel scheint mir unter vielen anderen gerade der Fall, den Steinthal (Zeitschr. für Völkerpsychol. I, S. 325) eher fürs Gegenteil anrufen möchte, wo nämlich, als in Abwesenheit seiner Frau ein Vater bei Tische die Speisen austeilt, das etwa dreijährige Töchterchen bemerkt: „Heute ist Papa Mama." Daraus folgt nicht, daß das Kind mit dem Namen „Mama" keine andere Vorstellung verbinde als die des Essenausteilens, daß es „zwar

Digitized by Google

wir auch an den Übertragungen, an denen die kindlichen Stadien der Sprachentwicklung unseres Geschlechtes so reich sind, in vielen Fällen ohne Zweifel bewußte Äquivokationen vor uns. Daß man z. B. das indogermanische *ak*, welches Scharfsein, Durchdringen bedeutete, zur Bezeichnung von Sehen angewendet, bloß weil man beides kurzweg verwechselt, weil man Sehen für Scharfsein und dann natürlich auch umgekehrt Scharfsein für Sehen gehalten habe, ist mir wenig glaublich, fast ebensowenig, als daß der gemeine Mann, wenn er heute nicht nur von tauben Ohren, sondern auch von tauben Nüssen, Gliedern, Nesseln, von taubem Gestein usw. spricht oder wenn er Adjektive wie blind, bitter, süß, weich, hart usw, so mannigfach über ihre eigentliche Bedeutung hinaus verwendet, dies bloß infolge plumper Verwechslung tue. Und wenn Geiger geradezu will, daß man solche Begriffe wie etwa Sehen und Scharfsein erst infolge einer zufälligen Differenzierung des damit verknüpften Lautzeichens unterscheiden gelernt habe, so ist dies eine Annahme, die sich aller Mittel begibt, den Fortschritt und die Entwicklung unseres Gedankenlebens und damit der Sprache selbst noch irgendwie zu begreifen. Wir ständen vor undurchdringlichen Mysterien.

Ebensowenig kann ich einer andern Anschauung beistimmen, die in der Etymologie solcher Gestalt den Ursprung unserer Begriffe aufgeschlossen zu sehen meint, als ob in der Entwicklung der Bezeichnungen auseinander ohne weiteres auch die Entwicklung (Umbildung oder Umgestaltung) der bezeichneten Begriffe auseinander vor uns läge.[1])

---

gesehen, aber kaum bemerkt" habe, „daß Papa anders gekleidet ist als Mama" (solche Dinge soll ein dreijähriges Kind nicht zu bemerken imstande sein?!), sondern es ist ganz offenkundig, daß das Mädchen Papa und Mama sehr wohl unterscheidet und nur metonymisch dem ersteren den Namen der letzteren gibt, weil er eine Verrichtung ausübt, die sonst Sache der Mama ist. Nur daß es „nichts vom Geschlechtsunterschied, von Begattung, Zeugen, Gebären weiß" glauben wir natürlich aufs Wort.

[1]) Im gewissen Sinne bietet allerdings die Etymologie und Sprachgeschichte auch wertvolle Aufschlüsse zur Geschichte der Begriffe, aber in ganz anderem Sinne, als hier angenommen wird. Die historische Sprachforschung kann eruieren, welche Begriffe in gewissen Perioden einem Volke geläufig waren und welche nicht, und auch die negativen Schlüsse der Art werden zuverlässig sein, wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die betreffenden Gedanken, falls sie vorhanden gewesen wären, in einem uns erhaltenen besonderen Wurzellaut eine Bezeichnung erhalten und dadurch eine Spur von sich hinterlassen hätten. Die Sprachen können so als die ältesten

Digitized by Google

Etwas derartiges lehrt M. Müller, und sein neuestes Werk „The science of thought“ [1]) will wesentlich eine Illustration und Begründung dieses Gedankens sein. Nicht ohne hohe Befriedigung über die vermeintlich darin [119] gelegene Leistung faßt der Autor schließlich das Resultat seiner Betrachtungen so zusammen: „Weit entfernt, geheimnisvoll und wunderbar zu sein, ist die Sprache völlig einfach und verständlich geworden. Man gebe uns ungefähr 800 Wurzeln, und wir können das größte Wörterbuch erklären; man gebe uns ungefähr 121 Begriffe, und wir erklären die 800 Wurzeln. Selbst diese 121 Begriffe ließen sich auf eine noch kleinere Anzahl zurückführen, wenn man es darauf absehen würde ... Wenn wir sehen, wie viele Spezialbedeutungen auf eine einzige Wurzel wie I, gehen, oder *PAS*, befestigen, zurückgeführt werden können, so erscheint die Annahme, daß ein Dutzend Wurzeln den ganzen Reichtum unseres Wörterbuches hätte liefern können, an und für sich durchaus nicht so lächerlich, wie man vielfach glaubt. Alle unsere Gedanken auf ungefähr 121 Begriffe und alle unsere Wörter auf ungefähr 800 Wurzeln zurückgeführt zu haben bedeutet einen Fortschritt.“ [2])

Urkunden über den intellektuellen und Sittenzustand der Völker und über deren gegenseitigen Zusammenhang gelten; sie werden Quellen der Kulturgeschichte. Dies ist aber etwas ganz anderes, als was z. B. Max Müller für die Psychologie und Erkenntnistheorie aus ihnen machen will.

[1]) „Das Denken im Lichte der Sprache“. Aus dem Englischen von E. Schneider, Leipzig 1888.

[2]) a. a. O. S. 503. Ähnlich S. 383: „Weniges dürfte zu gleicher Zeit so demütigend und so erhebend sein wie die kleine Anzahl der Begriffe, aus welchen alle unsere Gedanken und Worte sich entwickelten. Alle herrlichen Geisteswerke, die wir bewundern ... unsere ganze Literatur, unser ganzes geistiges Leben baute sich aus ungefähr 121 Bausteinen auf.“ „Die Wissenschaft des Denkens ... behauptet mit ... Zuversicht, jeden Gedanken, der je den Menschengeist durchzuckte, auf ungefähr 121 einfache Begriffe zurückführen zu können“ (!). Diese Begriffe, die M. Müller auch idées mères, Fundamentalbegriffe u. dgl. nennt, sind S. 371 aufgezählt; es sind Begriffe wie: Graben, Fechten, Zermalmen, Schärfen usw., die der berühmte Forscher als Urbedeutung der indogermanischen Wurzeln erkannt zu haben glaubt. Mit ihrer Entdeckung, meint er, sei die alte Aufgabe der Philosophie, wie sie Locke und andere gestellt, den Ursprung und die letzten Elemente all unserer Gedanken anzugeben, gelöst und ein Schritt in der Wissenschaft des Denkens getan, wie ihn „nur wenige Philosophen je sich träumen ließen“. (Vgl. auch S. 196.)

Digitized by Google

Die Entdeckung der relativ geringen Zahl von Wurzeln, auf die der Wortschatz unserer indogermanischen Sprachen zurückgeht, werde nun auch ich — soweit sie gelungen ist — gewiß als eine wichtige und erfreuliche Errungenschaft begrüßen. Aber anders muß ich davon denken, wenn M. Müller — denn dies ist offenbar der Sinn seiner Worte — Hand in Hand mit der Einsicht in die Etymologie unserer Worte auch den Ursprung unserer Begriffe erkannt zn haben glaubt, wenn er, wo ich vor allem das Walten eines Notstands und Kunstgriffs der Bezeichnung sehe, alle Geheimnisse der analytischen Psychologie erschlossen sieht, und wenn er darum die Konsequenz zieht, „an die bisher noch kein Philosoph zu denken gewagt" habe, daß die Sprache wenn nicht die einzige, so doch der hauptsächlichste Gegenstand der Philosophie sei, wie die Ereignisse Gegenstand der Geschichte sind. Zugegeben, daß die Forschung nach den letzten Elementen all unserer Begriffe und ihrem Ursprung eines der Hauptprobleme der Philosophie sei, zugegeben auch, daß sie [120] von der Etymologie und Sprachgeschichte im einzelnen manchen dankenswerten Wink empfangen kann, so scheint es mir doch ein gewaltiger Irrtum zu sein, wenn der berühmte Sanskritforscher glaubt, jenes Problem falle mit der Wurzelforschung zusammen oder die Lösung desselben gehe ihr parallel. Etwas anderes ist es: die Bezeichnungen auseinander ableiten, etwas anderes die dadurch bedeuteten Begriffe aufeinander zurückführen. Wie das letztere Hand in Hand mit dem ersteren gegeben sein soll, ist mir in weitem Umfange völlig unverständlich. Die tatsächliche Errungenschaft der etymologischen Forschung kann nur die Erkenntnis sein, wie ein (auf Grund der Einsicht in die Gesetze der Lautverschiebung,

---

Früher hat M. Müller, von einem poetical fiat sprechend, das die Quelle der Wortbildung gewesen sei, eine dem Vorausgehenden widerstreitende, aber viel gesundere Lehre vorgetragen. Und zum Glück kann man auch heute noch, wie von manchem andern, von ihm sagen, daß wenigstens seine Praxis vielfach besser sei als seine Theorie.

Derselben Identifizierung des Ursprungs unserer Begriffe mit dem Ursprung der Worte, wie oben bei M. Müller, begegnen wir auch bei Wundt. Wenn es Logik I, S. 33, heißt: „Aus einem geringen Vorrat ursprünglicher Vorstellungen, die in den Wurzeln der Sprache ausgedrückt sind, geht das reiche Begriffssystem hervor, über welches unsere Sprachen verfügen" (!), so ist dies wesentlich dasselbe, was wir von Müller hören, nur daß auch Wundt anderwärts den Gedanken nicht konsequent festzuhalten vermag.

Digitized by Google

Lautspaltung und des Lautverlustes) als identisch erkanntes Lautgebilde allmählich zum Träger mannigfaltig verschiedener, oft weit auseinander liegender Bedeutungen geworden ist, indem sukzessiv die eine Bedeutung als Hinweis oder innere Form für eine oder mehrere andere benützt wurde. Man mag dies eine „Entwicklung der Bedeutungen auseinander" nennen; nur beachte man dann wohl, daß dabei unter „Bedeutung" nicht der bezeichnete Gedanke zu verstehen ist, sondern daß der Ausdruck als Verbalsubstantiv steht und soviel wie „das Bedeuten" (die Funktion des Bezeichnens) heißt. Nur in diesem Sinne ist die Etymologie eine Geschichte des Übergangs der Bedeutungen ineinander. Aber daraus ohne weiteres eine Entwicklung der bedeuteten Begriffe auseinander zu machen, wäre eine grobe Verwechslung.

So ist z. B. die Vorstellung: etwas mit der Hand umschließen (Begreifen) zur inneren Form geworden für die Bezeichnung des Begriffes: Einsehen oder Verstehen. Aber töricht wäre es, zu meinen, der Begriff dieses psychischen Vorgangs habe sich aus demjenigen jenes physischen umgewandelt oder verfeinert. Er mußte vielmehr wie alle anderen Begriffe von Psychischem aus Erfahrungen sui generis abstrahiert werden und nur um einer Analogie willen, die sich aufdrängte, wurde eine schon gebräuchliche Bezeichnung für etwas Physisches auf die neue und toto genere verschiedene Vorstellung übertragen.[1]) Nur die Namengebung für jene Inhalte, nicht ihr begriffliches Erfassen hat sich also auseinander entwickelt. Ebenso ist es, wenn die Bedeutung der indogermanischen Wurzel *tan*, spannen, innere Form wurde für die Bezeichnung des Begriffes: Ton, und so in tausend Fällen. Kurz: unsere elementaren Begriffe sind aus ihnen entsprechenden Anschauungen geschöpft, und wenn auch die zusammengesetzten aus elementaren entstanden sind ähnlich wie die Wörter aus der Zusammensetzung und Verschmelzung von Wurzeln, so fehlt doch viel, daß etwa jede Wurzel unserer Sprachen gerade einen und nur einen jener elementaren Begriffe bezeichnet hätte, und daß die Zusammensetzung der Gedanken genau der Zusammensetzung der

[1]) Analogien können ja bestehen und bemerkt werden zwischen solchem, was toto genere verschieden ist: Länge der Zeit, Länge des Raumes; helle Töne, helle Farben; König auf dem Schachbrett, König im Reiche, König der Tiere, Eisenbahnkönig usw.

Digitized by Google

Wurzeln parallel ginge. Wer also, trotzdem diese Parallele einums anderemal und in radikalster Weise versagt, dennoch behauptet, unsere Begriffe hätten sich durchweg entwickelt wie die Bezeichnungen, der entwirft ein ganz falsches Bild von [121] ihrem Ursprung und muß unter anderem das Unmögliche versuchen, auch elementare Begriffe, deren jeder nur aus Anschauungen sui generis gewonnen werden konnte, aufeinander zurückzuführen; er muß Begriffe von Tönen aus Begriffen von Gesichtsinhalten und Begriffe von Psychischem aus solchen von Physischem durch Umwandlung oder Umgestaltung herleiten wollen, und dies heißt dem Blinden Farbenbegriffe beibringen und Trauben vom Eichbaum pflücken wollen.[1])

3. Wir haben bisher vornehmlich Beispiele der inneren Sprachform auf dem Gebiete der einfachen Namen im Auge gehabt. Allein etwas Analoges findet sich auch bei denjenigen Redeteilen, welche der Bildung zusammengesetzter Namen, bei dem Ausdrucke des Urteils und der Urteilsverknüpfung usw. dienen, kurz bei den Bezeichnungsmitteln, die durch Syntaxe im

[1]) Würde man bloß bei den durch Synthese entstandenen Begriffen von Umwandlung sprechen, so ließe sich dem ein Sinn abgewinnen. Oft hat sich, wie die Sprachgeschichte zeigt, eine Begriffszusammensetzung, welche die Bedeutung eines Ausdrucks bildete, ganz allmählich geändert, indem, zunächst in ganz verschwommener Weise, neue Momente in sie aufgenommen oder andere fallen gelassen wurden. Das mag man eine in der Sprachgeschichte erkennbare Umwandlung eines Begriffes nennen, obschon man genauer auch hier von einer Sukzession und einem Wechsel mehrerer spräche, mit denen dasselbe Zeichen verknüpft blieb. Dagegen bei elementaren Begriffen von einer Umwandlung ineinander zu reden ist völlig sinnlos; sinnlos ist es, von der „Schöpfung eines neuen Begriffs durch einen alten Namen" zu reden und nur möglich auf Grund gänzlicher Verkennung des Unterschieds zwischen innerer Sprachform und Bedeutung.

Hand in Hand mit dieser Verkennung geht bei M. Müller eine maßlose Überschätzung des Einflusses der Sprache auf das Denken. Er findet am Schlusse des zitierten Werkes: das Resultat der Betrachtungen sei, daß Denken ohne Sprache unmöglich, daß sie das lebendige Organ des Denkens sei, daß wir mit unseren Worten denken, wie wir mit unseren Augen sehen. (S. 502, vgl. 469.) So meint ja auch Noiré (a. a. O. S. 300 u. ö.): Die Sprache sei nicht das Kleid, sondern der Körper der Vernunft. Die allgemeinen Begriffe verdanken ihre Existenz einzig und allein den Lautgebilden, die wir Worte nennen, und seien nur durch diese möglich geworden. Zu ähnlichen Übertreibungen sind aus analogem Grunde Steinthal und Wundt gekommen. Vgl. darüber den dritten Artikel: „Über subjektlose Sätze" usw. a. a. O. S. 313—340. (Wieder abgedruckt in diesen „Gesammelten Schriften" II. Band, 1. Abt. S. 80—101.)

Digitized by Google

weitesten Sinne dieses Wortes zustande kommen. Und ich verstehe unter Syntaxe jeden Fall, wo eine Vereinigung von Zeichen — sei dieselbe nun eine so innige wie bei den Flexionen oder den Präfixen und Suffixen gegenüber den Stämmen oder eine mehr lose — eine Bedeutung besitzt, welche nicht die einfache Summe der Bedeutungen der Elemente bildet, und wo eine Weise des Bedeutens auftritt, die keine selbständige, sondern ein bloßes Mitbedeuten ist. Es war eine notwendige Folge der planlosen Art, wie überhaupt unsere Sprachmittel zu ihren Funktionen gekommen sind, daß diese synkategorematische Verwendung von Lautzeichen sich nur im Anschluß an einen zuvor bestehenden kategorematischen Gebrauch derselben entwickeln konnte.[1]) Die sogenannten grammatischen Formen, Flexionen, Partikeln usw. sind insgesamt aus Namen oder gar aus primitiven Sätzen hervorgegangen. Dabei wurde die Vorstellung jener [122] früheren, irgendwie verwandten Bedeutung anfänglich mit erweckt; ja sie war das, was zunächst ins Bewußtsein trat und neben dem Zusammenhang aller Umstände dazu beitrug, den Hörer auf den neuen Sinn, den er nun mit dem Ausdruck verbinden sollte, zu führen. Sie bildete also eine syntaktische innere Form. Und obschon hier diese Reminiszenzen aus verschiedenen Gründen und Hand in Hand mit weitgehender Einschrumpfung der Lautgestalt, rascher zu verbleichen und ausschließlich der direkten Assoziation zwischen Zeichen und Bedeutung das Feld zu überlassen pflegten, so sind doch immerhin noch manche in den verschiedenen Sprachen lebendig oder wenigstens leicht zum Leben zurückzurufen.[2]) Wie denn jeder noch bemerken oder sich leicht

[1]) Ich nenne ein kategorematisches Zeichen oder einen Namen jedes Wort oder jeden Wortkomplex, der für sich allein eine vollständige Vorstellung erweckt und durch ihre Vermittlung einen Gegenstand nennt; synkategorematische Zeichen aber alle die, welche nur mit anderen Redebestandteilen zusammen eine vollständige Bedeutung haben, sei es, daß sie einen Begriff erwecken helfen, also bloß Teil eines Namens sind, oder zum Ausdruck eines Urteils (einer Aussage) oder zur Kundgabe einer Gemütsbewegung oder eines Willens (zu einer Bitt-, Befehlsformel u. dgl.) beitragen. Vgl. auch meinen „Ursprung der Sprache", S. 107 und die „Untersuchungen" S. 205 f.

[2]) Man kann, auch wo diese syntaktischen Hilfsvorstellungen dem unmittelbaren Sprachbewußtsein entschwunden sind und nur irgendwelche Verschiedenheit in der Methode für den Ausdruck desselben Gedankens zurückgeblieben ist, dies noch mit dem Namen eines Unterschieds der inneren Sprachform belegen. Die Gegenüberstellung von Sprachform und Sprachinhalt umfaßt ja eigentlich alles, was zur Bedeutung einerseits und zu den Mitteln

Digitized by Google

klar machen kann, daß unser „haben“ als Zeichen für die Vergangenheit ursprünglich mit dem Verbum für Besitzen identisch war, daß das französische *-ment* als Adverbialendung aus lat. *mente* entstanden ist, daß die Partikeln „bloß“ und „gar“ mit den gleichlautenden Adjektiven, „mittels“ mit Mittel, „kraft“ mit Kraft, „weil“ mit Weile, die Konjunktion „während“ mit dem Partizip von währen, „*χάριν*“ mit *χάρις* zusammenhängt und überhaupt manche Präpositionen und Adverbien deutlich aus Kasus von Adjektiven oder Substantiven, manche Konjunktionen aus Adverbien und Pronomina hervorgegangen sind.

Der Sprung vom kategorematischen zum synkategorematischen Gebrauch eines Sprachmittels war überall ein besonders kühner. Der Wink, den eine solche Verwendung eines Zeichens, welches sonst als Name oder gar als Satz diente, in der ganz neuen Richtung bot, war ein sehr vager und unangemessener und konnte zunächst nur durch den Zusammenhang und die Gunst der Umstände, die die richtige Auslegung nahelegten, verständlich werden.[1]) Auch hier auf dem Gebiete des synkategorematischen Ausdrucks, ja hier ganz besonders wird darum wieder gelten, daß zuerst der sinnlichen Anschauung Naheliegendes in dieser Weise Bezeichnung fand, insbesondere lokale Verhältnisse, auf die die gemeinsame Aufmerksamkeit von Sprechenden und Hörenden leicht und dauernd hingelenkt werden konnte. Die Bedeutung dieser zunächst verständlich gewordenen Zeichen mußte dann weiter als innere Form dienen für die Bezeichnung temporaler, kausaler und konditionaler und anderer der sinnlichen Wahrnehmung ferner liegender Beziehungen. (Man denke an unser „indem“, „nachdem“ als Be-[123]zeichnung

ihrer Darstellung andererseits gehört. Diese Mittel sind dann wieder entweder mehr äußerliche (wie die Lautunterschiede) oder mehr innerliche, und zu den letzteren gehören die verschiedenen syntaktischen Methoden, auch wo sie nicht mehr von der Erinnerung an die frühere Bedeutung der verwendeten Zeichen begleitet sind. Die Fälle, wo diese Begleitvorstellungen noch auftreten und beim Zustandekommen des Verständnisses teils helfend, teils störend und beirrend mitspielen, sind aber besonders verführerisch in der Richtung, in welcher wir hier warnen und klären möchten.

[1]) Vgl. dazu und zum Folgenden meinen „Ursprung der Sprache“ S. 110ff. und die „Untersuchungen“ S. 532ff. Eben weil dieser Bedeutungsübergang immer etwas besonders Unadäquates, häufig etwas ganz Gezwungenes, hatte, war hier das völlige Vergessenwerden der inneren Form meistens ein entschiedener Vorteil für den ungestörten Gebrauch des (synkategorematischen) Zeichens.

Digitized by Google

für temporale, an dieselben und an „da“ als Partikel für kausale Verhältnisse.) Eine solche Vorstellung, ein Bild galt dabei der Phantasie als genügender Anhalt für eine ganze Reihe verschiedener übertragener Bedeutungen, wie dies jeder Blick auf die Vieldeutigkeit unserer Kasus, Präpositionen, Konjunktionen usw. lehrt. Umgekehrt können zum Ausdruck desselben Gedankens nicht bloß in verschiedenen, sondern auch in derselben Sprache syntaktische Zeichen mit verschiedener innerer Form, verschiedene sogenannte grammatische Kategorien, Verwendung finden. Beides aber ist — indem man auch hier innere Form und Bedeutung verwechselte — vielfach übersehen worden. Man hat, wo verschiedene syntaktische Ausdrucksweisen denselben Inhalt deckten, die Identität des letzteren verkannt[1]) und um-

[1]) Wo verschiedene Sprachen für den gleichen Gedanken verschiedene Methoden des Ausdrucks besitzen, da ist man wohl so weit gegangen, den sie sprechenden Völkern um deswillen ein verschiedenes Denken zuzuschreiben, und zwar denjenigen, deren Ausdrucksweise uns fremdartiger ist, ein weniger richtiges oder klares. Solche naive Versehen ist man gewohnt bei Vertretern der sogenannten logischen oder allgemeinen Grammatik zu suchen. Daß sie aber nicht dort allein heimisch sind, sondern sogar bei Autoren gefunden werden, die eine „logische“ Sprachbetrachtung schlechtweg und auch in dem von uns befürworteten Sinne abweisen, zeigt das Beispiel Steinthals. Oder kann man offenkundiger das, was Sache des sprachlichen Ausdrucks, und das, was Sache des Gedankens ist, verwechseln, als wenn jener Forscher daraus, daß im Anamitischen eine Verbindung wie „Berg hoch“ zugleich für unser: „der Berg ist hoch“ und: „hoher Berg“ steht, ohne weiteres schließt, bei dem betreffenden Volke habe ein bedeutender „Mangel an scharfem Denken“ geherrscht, denn es habe mit seinem „Berg hoch“ weder eigentlich den Gedanken: der Berg ist hoch, noch den: hoher Berg verknüpft, sondern einen dritten, der „die Indifferenz jener beiden“ sei. Dies wäre allerdings ein erstaunlicher „Mangel an scharfem Denken“, und ich wenigstens bin völlig außerstande, mir auch nur ein Bild zu machen von dem Aussehen eines Mittleren zwischen der prädikativen Vorstellungsverbindung: hoher Berg und dem Urteil: der Berg ist hoch, nicht minder wie wenn man mir zumutete, ein psychisches Phänomen auszusinnen, das die „Indifferenz“ zwischen einem Urteil und einer Gemütsbewegung wäre. Aber wird Steinthal aus dem Umstand, daß z. B. die Chinesen: „töten-sehen“ als Ausdruck für das Passiv (also für unser „getötet werden“) verwenden, auch schließen, daß sie beides nicht unterscheiden könnten? Dann muß er mit demselben Recht aus unserem „Getötetwerden“ und aus so vielen anderen Äquivokationen und Bildern in unseren Bezeichnungsmitteln und Methoden, auf die seltsamsten Verwechslungen und monströsesten „Indifferenzen“ in unserem Bewußtsein schließen.

Mit demselben Fehler Steinthals, dem Hineintragen sprachlicher Unterschiede in die ausgedrückten Gedanken, hängt es natürlich auch zusammen,

Digitized by Google

gekehrt die Vieldeutigkeit gewisser grammatischer Kategorien übersehen, weil dasselbe Bild, dieselbe innere Form die verschiedenen Bedeutungen begleitet.

Insbesondere ist hier eine Verwechslung den allermeisten Logikern und Grammatikern begegnet und so für die Logik und Psychologie einerseits, wie für die Grammatik und den grammatischen Unterricht anderseits gleich folgenschwer geworden. Ich wage die Behauptung, daß das alte und verbreitete Dogma von der Zweigliedrigkeit des Urteils, die Meinung, daß jede Aussage Subjekt und Prädikat habe,[1]) auf einer Verwechslung [124] von innerer Form und Bedeutung beruht und ebenso die oft gehörte Lehre, Subjekt und Prädikat drückten das Verhältnis von Inhärenz und Subsistenz aus.

Daß die letztere Vorstellung (diejenige von Substanz und inhärierendem Akzidens) bei der kategorischen Aussage in häufigen Fällen nicht eigentlich, sondern nur symbolisch oder bildlich gemeint sein könne, ist in neuester Zeit von manchen Logikern eingesehen und ausgesprochen worden. Und dies heißt dann, genauer besehen, nichts anderes, als: es werde zwar jene Vorstellung durch die betreffende Aussage erweckt, doch gehöre sie nicht zur Bedeutung, sondern nur zur inneren Form der Ausdrucksmittel. Erklärlich aber ist die erwähnte Begleitvorstellung als Reminiszenz aus Fällen, wo die kategorische Formel, genauer: die in ihr verwendeten Substantiva, Verba und Adjektiva wirklich die Bedeutung eines Dinges und eines ihm inhärierenden Tuns oder Leidens oder einer ihm anhaftenden Eigenschaft besaßen, und aus der Übertragung dieser Formen auf andere Fälle,

---

wenn er den Sprachen, die keine sogenannten grammatischen Formen haben, ein formloses Vorstellen zuschreibt (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 103, 317 ff.). Doch verbietet hier der Raum, näher auf diese seltsame Fiktion einzugehen.

[1]) Manche gehen sogar so weit, bei jedem Satze, auch dem Frage-, Befehl-, Wunschsatze von Subjekt und Prädikat als notwendigen Bestandteilen zu reden. So H. Paul in seinen sonst so vieles Treffliche enthaltenden „Prinzipien der Sprachgeschichte". Es hängt dies mit seiner Meinung zusammen, daß der Inhalt aller unserer sprachlichen Mitteilungen, das gesamte psychische Leben, sich auf Vorstellungen und Zusammensetzung von solchen reduziere und überdies jede Vorstellungszusammensetzung eine Prädikation sei — was alles eine richtigere Psychologie als ungenügende Analyse und Deutung der Tatsachen zurückweisen muß. Mehr darüber an sofort zu erwähnendem Orte.

Digitized by Google

wo ihnen jene Bedeutung nicht zukommt. Allein wie hier oft bloß symbolisch oder bildlich von der Inhärenz eines Akzidens in einer Substanz die Rede sein kann, so ist in manchen Fällen auch das Prädiziertwerden, das scheinbare Ausgesagtwerden eines Prädikats von einem Subjekte nur Bild, nur innere Form der betreffenden sprachlichen Wendung, und tut man durchaus Unrecht, es in die Bedeutung aufzunehmen. Die Genesis der Erscheinung ist einfach die: daß eine Ausdrucksweise, die der Äußerung einer gewissen Klasse von Urteilen (den Doppelurteilen, d. h. dem Zu- und Aberkennen) angepaßt war, auf eine ganz andere Klasse (die einfache Anerkennung und Verwerfung) übertragen wurde, daß sie einen Funktionswechsel erfuhr, und zwar so, daß mit dem der früheren Funktion dienenden Organ auch noch eine Erinnerung an jene als Begleitvorstellung der jetzigen Bedeutung bestehen blieb. So ist es bei den sogenannten Impersonalien und dem Existentialsatz. Sie haben in Wahrheit weder Subjekt noch Prädikat (das „es" in: „es regnet" ist nicht wahrhaft Subjekt, das „ist" in: „Gott ist" nicht wahrhaft Prädikat, sondern bloß Rudiment eines solchen), aber sie erwecken diesen Schein und haben durch ihn viele Logiker und Grammatiker getäuscht. Zur eingehenden Begründung dieser Behauptung fehlt mir an vorliegender Stelle der Raum, und ich muß auf meine bezüglichen Artikel in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie verweisen, teils auf die bereits erschienenen,[1]) teils auf die demnächst erscheinende Fortsetzung derselben.

Doch auch so ist wohl im allgemeinen der Unterschied zwischen Bedeutung und innerer Form zur Genüge klar und die Notwendigkeit einleuchtend geworden, beide konsequent auseinanderzuhalten, wenn die [125] „logische" Betrachtung der Sprache, die wir befürworteten, möglich werden und gedeihen soll.

Es bedarf endlich kaum der Bemerkung, daß ohne die scharfe und sorgfältige Scheidung jener zwei Momente, die man mißbräuchlich beide den „Inhalt" der Sprache genannt hat,

---

[1]) „Über subjektlose Sätze und das Verhältnis von Grammatik, Logik und Psychologie" a. a. O. Bd. VIII, insbesondere S. 75—98 und 161—192. (Wieder abgedruckt in diesen „Gesammelten Schriften", II. Band, 1. Abt., S. 19—62.) Vgl. auch Fr. Brentano: Psychologie vom empirischen Standpunkte I, S. 266—290 und Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, 1889, Anmerkung 22 und 23 und die Beilage („Miklosich über subjektlose Sätze").

Digitized by Google

auch diejenige Sprachbetrachtung unmöglich ist, die man im Gegensatz zu jener „logischen“ eine psychologische nennen mag; ich meine die Forschung nach dem eigentümlichen Gang der Bedeutungsentwicklungen in den verschiedenen Sprachen und Sprachstämmen, wie dieselbe Hand in Hand mit der Lautgeschichte in neuerer Zeit eifrig gepflegt worden ist, sowie der Ausblick nach einer auf diese Spezialuntersuchungen gegründeten universellen Lehre von dem Bedeutungsübergang, insbesondere nach den allgemeinen Gesetzen der inneren Sprachform, wie er von einzelnen versucht, von vielen wenigstens ersehnt wird.[1]) Was jene etymologischen Spezialuntersuchungen betrifft, so ist offenkundig, daß das sichere und gründliche Verständnis der jeweiligen wirklichen Funktion unserer Sprachmittel eine unentbehrliche Vorbedingung dafür ist. Wer die Genesis von etwas

[1]) So von Bechtel a. a. O. und vor ihm von Curtius (Grundz. der gr. Etym.[4] S. 92f.) und L. Tobler in seinem, wie gewöhnlich, ebenso durch gesunden psychologischen Blick wie durch umfassende linguistische Kenntnisse hervorragenden Aufsatze: Versuch eines Systems der Etymologie (Zeitschrift für Völkerpsychologie I, S. 359—387). Nach unserer Meinung — wie schon aus dem oben Gesagten hervorgeht — ist die Forschung nach den Gesetzen des Bedeutungswandels zum guten Teil identisch mit derjenigen nach den Regeln und Faktoren, welche die Wahl der inneren Sprachform bestimmten. Es soll damit nicht geleugnet sein, daß es neben dieser eigentlichen Bedeutungsübertragung auch eine Bedeutungsverschiebung gibt, bei der nicht eine innere Sprachform und bewußte Äquivokation, sondern Verwechslung und Ungenauigkeit des Gebrauchs und deren Folgen allmählich die Brücke zu erheblich veränderter Funktion von Wörtern gebildet haben. Doch darf trotzdem wohl gesagt werden, daß derjenige die Geheimnisse des Bedeutungsüberganges jedenfalls nicht begreifen wird, der nicht vor allem in die Natur und Gesetze der inneren Sprachform Einsicht hat. Ihre Betrachtung aber heißt gewiß nicht unpassend — wie wir sie im Texte genannt haben — eine psychologische, sofern sie nicht primär auf das sogenannte Logische an der Sprache (oder allgemeiner auf die Bedeutung), sondern auf die mannigfachen Methoden und Wege, welche die Sprache eingeschlagen hat, um dieses „Logische“ (oder überhaupt die Bedeutung) zum Ausdruck zu bringen, ihr Augenmerk richtet, hier aber mehr auf das Innerliche oder Seelische an diesen Darstellungsmitteln als auf das Äußerliche, Lautliche. Und psychologisch ist diese Betrachtung auch unzweifelhaft darum, weil sie durchaus der Hilfe der Psychologie bedarf. Sie läuft ja, wie schon früher angedeutet wurde, wesentlich auf das Studium der Gesetze der Phantasietätigkeit und Ideenassoziation hinaus, hinsichtlich der Dienste, welche sie leisten konnten und leisteten bei Lösung der Aufgabe: ohne Plan und Verabredung ein Ganzes von genügenden Bezeichnungsmitteln für die reiche Fülle der Erscheinungen unseres inneren Lebens und seiner Inhalte aufzubauen.

Digitized by Google

erklären soll, muß vor allem wissen, was er vor sich hat; wer das Verhältnis der früheren und späteren Funktionen des (im Lichte der Gesetze des Lautwandels) als identisch erkannten Sprachstoffes ermitteln und Klarheit darüber gewinnen soll, ob ein Band und welches zwischen ihnen bestehe, muß vor allem über sie selbst im klaren sein.

In welchen Grenzen die zweite Aufgabe lösbar ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Wenn aber auch die Mannigfaltigkeit der besonderen und individuellen Umstände, unter denen die Wahl der inneren Form in verschiedenen Fällen statthatte, es nicht gestatten sollte, die bunte und verwirrende Fülle von Tatsachen unter durchgreifende Regeln von mittlerer Allgemeinheit und speziellerem Charakter (so zu sagen: *axiomata* [126] *media*) zu bringen,[1]) so bleibt wenigstens die Erkenntnis

[1]) Diese Eventualität muß, scheint mir, wohl im Auge behalten werden, damit man nicht Zeit und Mühe an unlösbare Probleme verschwende. Bei der Plan- und Sorglosigkeit, womit die Sprachschöpfer die loseste Anknüpfung, die das Neue, Bezeichnung Heischende, an etwas Altes zuließ, eifrig benützten, um dem dringenden Bedürfnis des Augenblicks abzuhelfen, mußte unter verschiedenen Umständen eine unberechenbare Mannigfaltigkeit und Freiheit in der Wahl der inneren Form für die gleichen Begriffe und Gedanken Platz greifen. Im Gebiete der Bedeutungsübergänge ist — wie man öfter betont hat — wirklich fast alles aus allem gemacht worden, und nicht bloß von einer strengen Vorausberechnung der verschlungenen Wege, die beschritten worden sind, kann darum nicht entfernt die Rede sein, sondern auch nachträglich bleiben sie gar manchmal unauffindbar oder schwer begreiflich, nicht bloß wegen des Verfalls und Wandels der Lautgestalten, sondern auch wegen der Schwierigkeit, uns in die eigentümliche Auffassung der Phantasie des Sprachbildners (z. B. die Scheinähnlichkeit, die ihm irgendwo vorgaukelte), oder die ganz besonderen Umstände hineinzudenken, die seine Wahl leiteten. Wohl treffen wir — wie wir ja auch noch fortwährend verschiedene Individuen gelegentlich auf dieselben Vergleiche und analoge witzige Wendungen verfallen sehen — in verschiedenen Sprachen unabhängig voneinander stückweise dieselben oder analoge innere Formen, aber vieles andere unter den Gleichnissen, Metonymien und Synekdochen, womit die Sprachschöpfung und Sprachgestaltung arbeitete, ist da und dort ganz eigenartig und individuell. Daher die häufige Verlegenheit des Etymologen. Und wenn ich auch nicht mit Augustin sagen möchte: Ut somniorum interpretatio ita verborum origo pro cujusque ingenio judicatur, falls man dabei an die Traumdeutung im üblichen phantastischen Sinne denkt, so kann man doch gewisse Schwierigkeiten, die dem Etymologen begegnen, ganz wohl mit denjenigen vergleichen, welche dem vollen Begreifen der Träume aus den Gesetzen der Ideenassoziation entgegenstehen. Die Verwandtschaft der Gebiete liegt eben in dem je nach

Digitized by Google

der allgemeinsten Gesetze der inneren Sprachform etwas Mögliches (wenn man nur nicht einen andern Charakter von ihnen verlangt, als sie der Natur der Sache nach haben können; es ist der unexakt-empirische, der sich mit einem: häufig, in der Regel usw. zufrieden gibt). Aber diese Erkenntnis ist so sehr durch die klare Einsicht in Wesen und Zweck dieser Erscheinungen und somit durch die scharfe Trennung derselben von der eigentlichen Funktion und Bedeutung der Sprachmittel bedingt, daß sie zum Teil geradezu identisch mit dieser Einsicht, zum andern Teil eine einfache und an der Erfahrung leicht und umfassend verifizierbare Folgerung daraus ist. Indem wir oben die Natur und Entstehung der inneren Form im Unterschied von der Bedeutung erörterten, haben wir auch diese allgemeinsten Gesetze ihrer Beschaffenheit bereits mit angedeutet. Näher auf diesen Punkt einzugehen ist hier nicht der Ort.

Umständen unendlich mannigfaltigen Spiel der Ideen, mit dem man es hier und dort zu tun hat.

Am lohnendsten und reizvollsten dürfte es sein, eben den speziellen Umständen sein Augenmerk zuzuwenden, unter denen sich verschiedenenorts die Bewegung der inneren Sprachform vollzogen hat und vollzieht, jene, soweit möglich, aus dem umfassenden Überblick über diese und diese aus jenen begreifend. Und ich meine unter jenen Umständen, welche die zusammengehörigen Erscheinungen der Bedeutungsentwicklung beherrschten und ihnen ein verwandtes Gepräge aufdrückten, teils äußere, teils innere. Innere waren: eine bestimmte Richtung des Interesses und eine Neigung zu eigenartigen Weisen des Vorstellungsübergangs und der Ideenverknüpfung: wurzelnd teils in angeborenen Anlagen, teils in Gewohnheiten, die sich für und für festsetzten. Wie der Einzelne (teils infolge angeborener Dispositionen, teils infolge von Gewöhnung und besonderer Lenkung des Interesses durch die besondere Erfahrung) seine eigenartigen Wege und Sprünge in der Gedankenverbindung, in Witz und Vergleich und infolgedessen seinen eigentümlichen Stil hat, so ist es auch bei einem Volke und seiner Sprache. Innerhalb des so Verwandten kann darum gewiß mannigfach auch von ganz speziellen Bedeutungsübergängen der eine Licht auf den andern werfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

XVII.

Sprache und Abstraktion.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sprache und Abstraktion.[1])

Alt ist die Unterscheidung zwischen Sinnlichkeit und Verstand, anschaulichem Vorstellen und abstraktem oder begrifflichen Denken.

Das letztere ist in Wahrheit nichts Einfaches. Als Grundlage aber sieht man seit alter Zeit gewisse Vorgänge auf dem Gebiete des Vorstellens an und nennt sie abstrakte Vorstellungen. In ihnen glaubte man den fundamentalsten Unterschied zwischen Mensch und Tier zu erkennen und mit Bezug auf sie wurde einerseits behauptet, daß sie die Bedingung für die Entstehung der menschlichen Sprache bildeten, aber auch umgekehrt, daß ohne diese ihr eigenes Werden und Dasein unbegreiflich wäre.

I.

1. Am entschiedensten ist die letztere Behauptung aufgetreten im Zusammenhang mit der Meinung, daß das sogen. abstrakte Vorstellen sich gänzlich in eine besondere Weise der Assoziation von anschaulichen Vorstellungen auflöse, und es etwas wie eine Analyse von solchen und ein besonderes Vorstellen oder auch nur Beachten von unanschaulichen Elementen einer Anschauung (wie: Farbe im allgemeinen, Größe im allgemeinen) nicht gebe. Allgemeinheit kommt danach eigentlich nur gewissen Namen zu, und sie besteht darin, daß ein solcher mit unbegrenzt vielen individuellen Gegenständen als Zeichen verknüpft ist und zwar — dies soll ihn vom äquivoken unterscheiden — nicht mit beliebigen, sondern mit untereinander ähnlichen.

Allein diese Auffassung ist in keiner ihrer Formen imstande, den Sinn einer allgemeinen Aussage, z. B. eines mathematischen Satzes, und die Art, wie der Beweis dafür zustande

[1]) Mitteilung an den 3. Internationalen Kongreß für Psychologie in München vom 4.—7. August 1896. Kongreßbericht, München 1897, S. 281—284.

Digitized by Google

kommt, begreiflich zu machen. Speziell die Lehre D. Humes von einer an den Namen geknüpften „Gewohnheit", wodurch z. B. das einzelne Dreieck virtuell zum Repräsentanten aller übrigen werde, bietet offenbar das zu Erklärende selbst als die Erklärung aus. Die andere Theorie aber, wonach alle individuellen Dreiecke uns bei Nennung des Namens irgendwie wirklich gegenwärtig wären, enthält evident Unmögliches.

2. Die Erscheinungen des sog. abstrakten Denkens sind nicht zu verstehen ohne etwas wie eine wirkliche Abstraktion, ein Erfassen von unanschaulichen Elementen einer Anschauung und das Vermögen, diese Elemente auch neu und selbständig zu verknüpfen. Doch zeigt die Erfahrung deutlich, daß es sich nicht um ein eigentliches Ablösen derselben (so daß die Anschauung wegfallen könnte) handelt;*) und dahingestellt mag hier bleiben, ob wir es dabei bloß mit einer Konzentration unseres Urteils und Interesses zu tun haben, oder ob dieser ausschließlichen Beschäftigung mit einem Zuge des Konkretums auch ein neues Phänomen auf dem Vorstellungsgebiete zugrunde liege, eine (zwar nur im innigsten Zusammenhang mit der Anschauung denkbare, aber doch von ihr verschiedene) besondere Modalität des Vorstellens. — Doch auch für die so gefaßten Vorgänge könnte man Sprachzeichen als ein unentbehrliches Mittel ansehen.

Dementgegen stehen Beobachtungen an Aphasischen und an Taubstummen, welche allgemeine Begriffe zeigen vor jedem Sprachunterricht und bei aphasia amnestica. Sicherer aber noch dürfte die Untersuchung, in welcher Weise überhaupt Worte oder etwas ihnen Analoges die Abstraktion fördern können, hier zu einer Entscheidung führen. Sie ergibt, daß weder für die Erneuerung noch für die erste Entstehung eines abstrakten Gedankens die Hilfe von Zeichen schlechterdings notwendig sein kann. Die Unterstützung bei der Erneuerung ist ein Fall von Assoziation; eine solche aber kann sich ebenso wie zwischen Sprachzeichen und begrifflichen Akten, auch zwischen diesen untereinander und zwischen ihnen und anderen

*) Später hielt Marty das Vorhandensein entsprechender Anschauungen nur für die erste Entstehung eines einfachen begrifflichen Gedankens, nicht aber auch für dessen Erneuerung im Bewußtsein unentbehrlich. Vgl. „Untersuchungen" S. 441 ff. 448. 469.

Digitized by Google

psychischen Phänomenen bilden und so zu gewohnheitsmäßiger Wiedererweckung von Gedanken und Gedankengängen führen. Was jedoch das erste Erfassen eines abstrakten Inhalts betrifft, so ist die fundamentale Bedingung dafür die: daß einem mit der Gabe der Abstraktion ausgestatteten Geiste eine Mehrheit von Anschauungen gegenwärtig sei, welche möglichst in allen Zügen differieren Einen ausgenommen, oder Einen ausgenommen möglichst in allen übereinstimmen. Wo dies gegeben ist, da kann das Abstraktum — wenigstens in einfacheren Fällen — ohne jede Hilfe von Zeichen erfaßt werden. Das Aufmerksamwerden auf jene Züge der Differenz oder Übereinstimmung wird durch die Namen einer schon gebildeten Sprache unterstützt (unsere Kinder lernen an der Hand der überlieferten Sprache abstrahieren); aber ersetzen können sie die vergleichende und analysierende Selbsttätigkeit auch in diesem günstigen Falle nicht, viel weniger im Falle, wo — wie am Beginne der phylogenetischen Entwicklung des menschlichen Denkens — der Begriff zum allerersten Male aus der Anschauung zu schöpfen und die feste Assoziation zwischen ihm und einem Zeichen erst zu begründen ist.

3. Das Wort kann stückweise auch geradezu als Stellvertreter des abstrakten Gedankens fungieren und ist als solcher bei gewissen sehr komplizierten Begriffsgebilden ganz unentbehrlich. Aber universell kann auch dieses symbolische Denken nicht sein; nicht bloß wegen der Unvollkommenheit unserer Sprachen (Äquivokationen, Synonymien, die bei durchgängig symbolischem Gebrauch heillose Verwirrung stiften müßten), sondern auch aus anderen Gründen.

Resultat: Die primitivsten Akte der Abstraktion sind von aller Sprache unabhängig.

II.

So und nur so ist dann auch der Zirkel zu vermeiden, der sonst hinsichtlich der Entstehung der menschlichen Sprache unausweichlich drohen würde. Sie setzt nämlich in doppelter Weise abstraktes Denken voraus. 1. Einmal für die Entstehung der eigentümlichen Inhalte, die sie mitteilt. Der allgemeine Name setzt den allgemeinen Begriff voraus. Davon oben. 2. Dann aber auch für die Entstehung ihrer eigentüm-

Digitized by Google

lichen Ausdrucksmittel. Nicht als ob diese durch planmäßige Berechnung geschaffen wären. Vielmehr planlos. Aber eben die Planlosigkeit ihrer Bildung bringt die Erscheinungen der sog. inneren Sprachform mit sich, d. h. die Zuhilfenahme von gewissen Vorstellungen, die, unmittelbar von den gewählten Zeichen erweckt, nicht selbst ihre Bedeutung, sondern nur berufen sind, dieselbe nach den Assoziationsgesetzen zu vermitteln. Diese Bindeglieder zwischen Wort und Begriff sind nicht Anschauungen, sondern selbst abstrakte Gedanken, und an diesem Vehikel des Verständnisses, dessen Allgegenwart auch auf den primitivsten Stufen der Sprachentwicklung, ja dort ganz besonders, außer Zweifel steht, haben wir den schlagendsten Beweis dafür, daß die ersten Anfänge begrifflichen Denkens allen Sprachzeichen gegenüber ein Prius sein müssen.

Digitized by Google

XVIII.

Über die Ähnlichkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Wenn man alle Verwendungen des Terminus „ähnlich“ im gemeinen Sprachgebrauche ins Auge faßt, so möchte man auf den ersten Blick darauf verzichten, sie völlig aus einer Bedeutung begreifen zu wollen.*) Man ist versucht zu sagen, es lägen zwei verschiedene vor. „Ähnlich“ werde *einerseits* solches genannt, was nahezu gleich das heißt wenig verschieden ist, so daß es leicht verwechselt wird; *anderseits* das, was durch Übereinstimmungen aneinander erinnert. Es gebe allerdings Fälle, wo das im letzteren Sinne Ähnliche es auch im ersten Sinne ist. Aber nicht immer treffe dies zu.

2. Allein diese Versuchung scheint bei näherem Zusehen nur in einer zu engen Fassung des Begriffes der Erinnerung zu liegen, wenn man nämlich von Aneinander-erinnern bloß sprechen wollte, wo das, was aneinander erinnert, zum Beispiel a und a', auch unterschieden wird. In Wahrheit aber ist solches Unterscheiden für die Erinnerung nicht wesentlich. Vielmehr findet alles, was zu diesem Phänomen gehört, auch statt, wo ich a und a' verwechsle.

Ist dem aber so, dann dürfte sich zeigen, daß Ein allgemeiner Begriff der Ähnlichkeit gegeben und nur *das* zuzugestehen sei, daß die Ähnlichkeit Stufen unterscheiden läßt. Alles Ähnliche kann unter Umständen aneinander erinnern,[1])

[1]) Das unter sich Ähnliche, wie auch das Gleiche, erinnert *nicht immer* aneinander. Die Wirkung unterbleibt, wenn zum Beispiel die Vorstellungen von relativ geringem Interesse sind. Aber auch in *dem* Sinne kommen die „Umstände“ in Betracht, als nicht das absolute Maß der Übereinstimmung zwischen zwei Inhalten, sondern ihr Verhältnis zu der Gesamtheit der Differenzen und Übereinstimmungen, welche die Umgebung aufweist, dafür ausschlaggebend ist, ob sie aneinander erinnern oder nicht. Zwei Neger unter lauter Weißen erinnern leicht aneinander, während vielleicht dieselben Individuen unter ihresgleichen durchaus nicht so ähnlich gefunden werden, um

*) Vgl. Untersuchungen I S. 332, 407, 435, 521, 530, 713 u. f.

Digitized by Google

aber nicht alles, sondern nur das *in hohem Grade* Ähnliche, ist so wenig verschieden, daß es leicht verwechselt wird. Man könnte somit einheitlich sagen: „Ähnlich" ist das voneinander Verschiedene, wenn dessen Verschiedenheit nicht so groß ist, daß es gar nicht mehr aneinander zu erinnern vermag. Die Ähnlichkeit ist um so geringer, je mehr die Verschiedenheit sich dieser Grenze nähert und sie erreicht eine um so höhere Stufe, je mehr sie sich von dieser Grenze entfernt, die höchste aber bei dem, was infolge geringer Verschiedenheit „zum Verwechseln ähnlich" ist.

3. Die Frage, für welche dieser Stufen der Name „Ähnlichkeit" zuerst verwendet worden sei, möchte nicht leicht zu entscheiden sein. Dafür, daß zunächst die höchste, der Gleichheit nächststehende, den Namen erhalten habe, könnte man sich auf die Etymologie des Terminus berufen, welcher in verschiedenen indogermanischen Sprachen mit derselben Wurzel zusammenhängt, von welcher auch die Bezeichnungen für „gleich", „eines", „dasselbe" herstammen. Aber anderseits liegt auf der Hand, daß ein Verwechseln auf Grund minimalen Unterschiedes doch seltener bemerkt wird als ein bloßes Aneinander-erinnern infolge relativ geringer Verschiedenheit, und dies ergibt eine größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser öfter und so auch wohl früher erfahrene Fall auch früher Benennung gefunden habe.

4. An diesen Fall knüpft auch der (präzise, technische) Gebrauch des Terminus „Ähnlichkeit" in der Geometrie an. Nicht die Gefahr der Verwechslung, nur die Fähigkeit aneinander zu erinnern, während sie doch sehr wohl unterschieden werden, braucht bei Figuren gegeben zu sein, welche der Geometer ähnlich nennt. Daß aber dabei der Sprachgebrauch der Geometrie gegenüber dem gemeinüblichen verschwommenen präzisiert zu nennen ist, erscheint zweifellos. Nur Dreiecke mit gleichen, nicht solche mit nahezu gleichen, Winkeln werden ähnlich genannt, obwohl auch die letzteren aneinander erinnern.

---

sich gegenseitig in Erinnerung zu rufen. Analoges gilt beim Verwechseln, und hier kommt natürlich noch hinzu, daß außer dem Maße der Verschiedenheit gewisser Inhalte auch die allgemeine oder spezielle Übung im Vergleichen und Unterscheiden (die wieder mit dem theoretischen und praktischen Interesse zusammenhängt) eine Rolle spielt. Für den erstbesten sind die meisten Schafe einer Herde „zum Verwechseln ähnlich", für den Schäfer nicht.

Digitized by Google

5. Kaum bedarf es noch der Bemerkung, daß die Ähnlichkeit auf der einen und andern Stufe in doppelter Weise gegeben sein kann: 1. durch teilweise Gleichheit; 2. ohnedies (bei nahestehenden Spezies einer Gattung).

6. Auch gilt von der einen und andern „Ähnlichkeit", daß man sie unmittelbar zu erkennen vermag, sofern es bloß auf ein mehr oder weniger vages Erfassen der Tatsache ankommt. Eine genauere Bestimmung der „Art" der Ähnlichkeit dagegen, das heißt die Erkenntnis des Umstandes, ob sie in teilweiser Gleichheit bestehe oder nicht, und, wenn ersteres, *worin* die Übereinstimmung liege, erfordert ein durch mannigfache Erfahrungen vorbereitetes Analysieren und Vergleichen.

Digitized by Google

Digitized by Google

XIX.

Besprechung von C. Stumpf: Erscheinungen und psychische Funktionen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir haben „Psychologien", aber noch immer keine „Psychologie". Diese Klage ist von einem hervorragenden, neueren Forscher auf diesem Gebiet ausgesprochen worden, und den damit bezeichneten Übelstand allmählich zu beheben, muß — wie er mit Recht sagt — das Bemühen aller sein, denen es mit der Förderung dieser Disziplin und der Philosophie überhaupt Ernst ist.

Ein schöner Beitrag zu der hierauf abzielenden Schlichtung der Gegensätze und Beilegung der Kontroversen ist die vorliegende Arbeit des ausgezeichneten Berliner Psychologen, die sich mit dem Streite jener verschiedenen Richtungen seiner Wissenschaft beschäftigt, von denen die eine das ganze psychische Leben aus Sensationen und abgeblaßten „Bildern" von solchen aufbauen will, während die zweite außerdem auch andere und anders geartete psychische Funktionen anerkennt. Der Verf. entscheidet sich für die letztere Ansicht und zählt als wichtigste Beispiele solcher „Funktionen" (oder „Akte", „Zustände"), deren Annahme — wie er glaubt — durch die Erfahrung gefordert ist, auf: das Bemerken von Erscheinungen und ihren Verhältnissen, das Zusammenfassen von Erscheinungen zu Komplexen, die Begriffsbildung, das Auffassen und Urteilen, die Gemütsbewegungen, das Begehren und Wollen. Den Hauptgegenstand der Abhandlung bildet der scharfsinnige und unter sorgfältiger Berücksichtigung der einschlägigen Literatur geführte Nachweis, daß diese „Funktionen" sich verändern können ohne Veränderung in dem, was Stumpf die „Erscheinungen" nennt (nämlich den Farben, Tönen usw.), und daß „Veränderungen an den Erscheinnngen möglich sind ohne Veränderungen der Funktionen".

In der Tat ist die Anerkennung einer solchen gegenseitigen unabhängigen Veränderlichkeit zwischen „Erscheinungen" und „psychischen Funktionen" streng richtig, sofern man dem letzteren Namen den engeren Sinn gibt, den St. damit verbindet, indem er — wenn ich recht verstehe — den psychischen Zustand oder

Digitized by Google

Akt, wodurch uns das „ungeschiedene Chaos der Erscheinungen“ (Farben, Töne usw.) gegenwärtig ist, also das, was ich die Akte oder Zustände des bloßen Empfindens und überhaupt anschaulichen Vorstellens von Farben, Tönen usw. nennen möchte, nicht selbst als psychische Funktionen gelten läßt, und wenn man der Ansicht ist, daß Farben, Töne usw. dem Bewußtsein gegeben sind, ohne immanente Korrelate solcher Akte zu sein. Aber auch wenn man, wie ich es tue, nur empfundene Farben usw. oder besser bloß Akte des Empfindens, welche Farben usw. zum Inhalte haben, als Tatsachen gegeben sein läßt, so ist jedenfalls richtig, daß einerseits jene Zustände, die St. „psychische Funktionen“ nennt, auftreten und in gewissen Grenzen einen Wechsel der ihnen eigentümlichen Modi aufweisen können, während die Akte der Empfindungen sich gleich bleiben, und daß andererseits diese Modi als solche sich unter Umständen spezifisch gleich bleiben oder auch fehlen können, während die anschauliche Vorstellungsgrundlage und speziell die Sinnesanschauungen wechseln.

Was die von St. „psychische Funktionen“ genannten seelischen Zustände betrifft, so gibt er als charakteristisch für sie an, daß jede — „außer der grundlegenden des Wahrnehmens“ — ein Korrelat habe, welches er das ihr eigentümliche „Gebilde“ nennt, und er ist im übrigen geneigt, nach der Zahl solcher Gebilde, die wir im psychischen Leben vorfinden, die Zahl der Klassen von Funktionen zu bestimmen. Diesem Grundsatz kann ich unter gewissen Modifikationen entschieden zustimmen, doch bedarf m. E., was der Verf. über die Natur dieser „Gebilde“ sagt, einiger Bemerkungen. Was er z. B. als das dem Urteilen eigentümliche „Gebilde“ bezeichnet, ist — wie er selbst erwähnt — nichts anderes, als was man auch den Urteilsinhalt genannt hat (z. B. die Existenz von A oder die Nichtexistenz von B — oft äquivok auch kurzweg „Urteil“ geheißen); das „Gebilde“ der Gefühle und Begehrungen sind die Werte usw. Auch St. nun schreibt diesen „Gebilden“ ausdrücklich einen objektiven Charakter zu in dem Sinne, daß sie alle „in ihrem Begriffe nichts von dem augenblicklichen individuellen Akt enthalten“. Aber wenn damit nicht mehr gemeint wäre, als daß z. B. ein Urteilsinhalt von beliebig vielen Urteilenden geurteilt und verstanden werden kann, so wäre dies nicht das Ganze und Wesentliche der Objektivität, die ich Urteilsinhalten zuschreiben möchte. Denn jener Umstand ist etwas, was dem Inhalt des falschen, ja

Digitized by Google

absurden Urteilens so gut zukommt wie dem des richtigen. Ich aber möchte dem letzteren (und so auch dem Inhalt des durch einen analogen Charakter ausgezeichneten Interesseaktes) außerdem Objektivität in einem ganz andern, nämlich im Sinn einer Unabhängigkeit vom Bewußtsein zuschreiben, und dies ist es wohl, was St. — obwohl er auf dem Gebiete des Urteilens die Evidenz und auf demjenigen des Gemütes ein Analogon anerkennt — leugnen will, und was mit unter der „logischen Abhängigkeit" gemeint erscheint, die er für die „Gebilde" gegenüber den Funktionen in Anspruch nimmt.

Ich wäre vollkommen einverstanden, wenn damit bloß gesagt sein sollte, daß wir z. B. einen Urteilsinhalt zwar nicht bloß urteilen, sondern uns auch bloß in der Vorstellung vergegenwärtigen können, aber dies nicht ohne daß wir gleichzeitig auch den Begriff der Urteilsfunktion haben, und daß etwas Analoges auch hinsichtlich der Interesseinhalte gilt. (Nur die Inhalte unserer einfachen Abstraktionen, wie: Farbiges, Ausgedehntes usw., möchte ich in diesem Sinne nicht zu den Gebilden rechnen, weil m. E. das Wesen des Vorgangs in einer Objektsdifferenz, nicht in einem Modus des psychischen Verhaltens liegt. Und gegenüber der Behauptung, daß solche Begriffe nicht gedacht werden könnten ohne den abstrakten Gedanken an dieses Denken selbst, könnte man fragen, wie dabei eine unmögliche Vervielfältigung dieses Gedankens zu vermeiden wäre.) Es hat weiter meinen vollen Beifall, wenn der Verf. in Opposition gegen einen verkehrten Objektivismus betont, daß Urteilsinhalte und Werte nur erkannt oder erfaßt werden können, indem uns ein Urteilen und Interessenehmen als unmittelbare Tatsachen gegeben sind.

Allein, obschon sie nur erkannt oder erfaßt werden, indem sie Inhalte (speziell Inhalte als richtig charakterisierter Akte) sind, so werden sie m. E. doch nicht erfaßt als etwas, das nur als Inhalt oder Korrelat eines Aktes existiert, vielmehr — und mit mehr Recht denn die Erscheinungen (wenn damit die Farben, Töne usw. schlechtweg gemeint sind) — als etwas gewissermaßen „neben den Funktionen" Gegebenes.[1]) Und

[1]) Sofern es — was auch Stumpfs Meinung ist — nicht unmittelbar sicher ist, daß Farben usw. unabhängig vom Bewußtsein tatsächlich existieren, wenn auch in der Annahme einer solchen Existenz kein Widerspruch

Digitized by Google

während diese letzteren Gegenstand des inneren Bewußtseins sind, kann man dies von dem Inhalt eines evidenten Urteils, wie z. B. der Nichtexistenz eines viereckigen Dreiecks, nicht sagen.

Kurz: wenn St. — und dies scheint allerdings seine Meinung — mit der „logischen Abhängigkeit" der Gebilde gegenüber den Funktionen (im Gegensatz zur „logischen Unabhängigkeit der Erscheinungen") sagen will, daß sie nicht widerspruchslos ohne irgendeine Funktion sein und in dem Sinne nicht ohne eine solche begriffen werden könnten, so muß ich dem widersprechen. Das würde gelten, wenn die „Gebilde" etwas und nur etwas den Akten Immanentes, mit ihnen sich Verwirklichendes und wieder Aufhörendes und überhaupt stets Korrelate derselben wären. Dann könnten sie natürlich nur als Inhalte irgendeines tatsächlichen Aktes sein und begriffen werden.

Allein in Wahrheit kommt dem Urteilen gegenüber seinem Inhalt (und umgekehrt) oft nur der Charakter einer relativen Bestimmung, d. h. eine solche Beschaffenheit zu, vermöge deren es geschieht, daß, wenn neben ihr noch jenes andere existiert, zu dem sie relativ genannt wird, beide notwendig im Verhältnis einer Korrelation stehen müssen. Auch eine solche relative Bestimmung kann zwar nicht vorgestellt werden, ohne daß jenes andere Fundament (wenigstens im allgemeinen) mit vorgestellt wird, aber sie kann widerspruchslos ohne dasselbe sein und als ohne dasselbe seiend begriffen werden. In diesem, und bloß in diesem, Sinne eine Objektsbeziehung zu sein kommt den psychischen Funktionen jedesmal dann zu, wenn kein wirkliches Korrelat

---

liegt. — Auf die Farben usw. schlechtweg bezieht sich auch St.'s Bemerkung, daß „Erscheinungen" und psychische Funktionen, ähnlich wie Farbe und Ausdehnung, durch Abstraktion auseinandergehalten werden könnten (S. 13). Und danach ist, was ich in meinen „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" 1908, S. 390 darüber sage, zu berichtigen. Eine wesentliche Differenz zwischen St. und mir ist, daß nach ihm Farben usw. zwar nur mit den psychischen Funktionen oder Akten, aber neben ihnen dem Bewußtsein gegeben (d. h., wenn ich recht verstehe, für uns Tatsachen) sind, während nach mir nur der von einem tatsächlichen „Gegebensein" von Farben usw. reden kann, der sie als immanente Korrelate psychischer Akte faßt, und andererseits die Farben usw. für uns nur dann wahrhaft neben den Funktionen gegebene Tatsachen wären, wenn sie als etwas unabhängig vom Bewußtsein Existierendes erkannt würden. In diesem Lichte ist auch das zu deuten, was ich (a. a. O. S. 389 ff.) über die Lehre von den „Erscheinungen" bei St. sage.

Digitized by Google

für sie existiert. Im einen oder andern Sinne aber, nämlich entweder im Sinne einer Korrelation oder in dem einer relativen Bestimmung eine Objektsbeziehung zu sein, ist m. E. allen psychischen Zuständen, auch den Empfindungsakten, wesentlich. Und wenn gleichwohl der Unterschied besteht, daß wir — wie schon bemerkt — den Inhalt eines Urteils nicht denken können ohne auch den Begriff eines Urteilenden zu denken, während wir die Inhalte unserer Sinnesempfindungen (Farben, Töne schlechtweg — nicht die empfundenen Farben als solche!) denken können, ohne gleichzeitig den Begriff eines Empfindenden zu haben, so hängt dies damit zusammen, daß die Funktion des Empfindens (und so m. E. die des Vorstellens überhaupt) nur Unterschiede des Was, nur Objektsdifferenzen, kennt, die Funktion des Urteilens und Interesses dagegen auch Unterschiede des Wie oder des Modus. Durch diesen Modus wird z. B. der Urteilsinhalt mitbestimmt, während beim Empfinden nichts derart vorhanden ist. Und weil die Differenzen der Sinnesinhalte nur Unterschiede des Was sind, können sie vorgestellt werden, ohne als relativ zu einem Modus psychischen Verhaltens gedacht zu werden, während von den Urteilsinhalten usw. das Gegenteil gilt.

Digitized by Google

Digitized by Google

XX.

Selbstanzeige der Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Den vornehmsten Gegenstand des Werkes, dessen vorliegenden ersten Band ich, einer freundlichen Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift*) folgend, hier in kurzem Auszug, jedoch mit eingehender Rücksicht auf mein Verhältnis zu Kant, wiederzugeben mir erlaube, bilden die Grundprobleme einer allgemeinen, deskriptiven Bedeutungslehre. Daß ich als Philosoph an ihre Lösung gehe, wird nicht Wunder nehmen. Sie ist ja vornehmlich Aufgabe des Psychologen. Und die Grammatiker, welche Anfänge dazu boten, haben eben damit ein Stück wirklicher oder vermeintlicher psychologischer Arbeit getan. Meist waren sie auch bemüht, sich dabei mehr oder weniger an die Leistungen der Philosophen von Fach anzuschließen und auf sie zu stützen; wie auch umgekehrt die Philosophen ihrerseits in ihren psychologischen, logischen und metaphysischen Untersuchungen bewußt oder unbewußt sich an Sprache und Grammatik anlehnten. Das gilt u. a. auch von Kant in gewissem Maße. Für das Umgekehrte aber sind jedenfalls seine Lehren ein sprechendes Zeugnis, und schon Fr. Pott hat darauf hingewiesen, wie einst Gottfr. Hermann, G. F. Bernhardi, Reinbeck, Roth u. a. „in einmütiger Gier und gleichwie verabredetermaßen" nach den Kantischen Kategorien griffen, um sie für den Zweck der Grammatik auszubeuten. Offenbar, indem sie in ihnen allgemeine Züge alles menschlichen Denkens zu erblicken glaubten oder Begriffe, die durch Reflexion auf verschiedene fundamentale Weisen der Denktätigkeit gewonnen würden.

Was mich betrifft, so kann ich die Kantische Klassifikation der Urteile, die ihm bekanntlich die Grundlage für die Deduktion der Kategorien bot, nicht durchaus als der Natur der Dinge entsprechend ansehen, indem ich gar manche Einteilungsglieder derselben nicht für elementare Modi der Urteilsfunktion halte, wie sich dies in den Ausführungen des zweiten Bandes näher zeigen wird, wo im einzelnen vom sprachlichen Ausdruck des

*) Diese Selbstanzeige ist erschienen in den „Kantstudien", Bd. 13, S. 457—460.

Digitized by Google

Urteils, Interesses und Vorstellens die Rede sein wird. Aber auch schon in Hinsicht auf diese Dreiteilung der psychischen Vorgänge, die ich im vorliegenden ersten Band als Grundlage für die fundamentale Scheidung der autosemantischen Sprachmittel (in Aussagen, Emotive und Vorstellungssuggestive) darzutun suche, mußte ich von Kant abweichen, der mir mit Unrecht (obwohl mit vielen anderen zusammen) die Phänomene des Interesses in Gefühle und Willensakte, als zwei vermeintlich grundverschiedene Klassen, zu scheiden scheint, während er andererseits das Urteilen nicht fundamental vom Vorstellen trennt, sondern beide unter dem konfusen Namen „Denken" in eine Grundklasse zusammenrechnet.

Auch darin konnte ich mit Kant nicht übereinstimmen, daß er (in den sog. Formen des äußeren und inneren Sinns) etwas wie subjektive Vorstellungsmodi lehrt. Was an seiner Lehre von der Zeit trotzdem Richtiges ist, wird im zweiten Bande*) zu würdigen sein. Aber im höchsten Grade bedenklich erscheint mir, daß durch die Annahme solcher subjektiver Formen des Anschauens und „Denkens" das, was die innere Erfahrung zeigt, ebenso zur bloßen „Erscheinung" wird, wie das, was die äußeren Sinne uns unmittelbar darbieten, so daß es hier wie dort zweifelhaft, ja nach Kant eine unlösbare Frage ist und bleibt, was dem im Bewußtsein Erscheinenden in Wirklichkeit entspreche. Wohl läßt es sich hören, wenn die moderne Physik und Physiologie lehrt, die Sinnesanschauungen im Sinne der Inhalte unserer Empfindungen (der Farben, Töne usw.) seien bloße Erscheinungen: aber wenn dies auch von den „Sinnesanschauungen" im Sinne der psychischen Vorgänge des Sehens, Hörens usw. selbst gelten soll, wo bleibt die unumgänglich nötige, unmittelbar sichere Grundlage für unser Erfahrungswissen?

So kann ich die Annahme subjektiver Vorstellungsmodi, durch welche all unser Anschauen und Denken bedingt sei, nur im höchsten Grade bedenklich finden. Aber hinzufügen muß ich, daß m. E. allerdings, wer überhaupt auf dem Gebiete des Vorstellens im strengen Sinne verschiedene Modi und Formen statuiert, wie uns dieselbe Materie gegenwärtig sein könne, sie

*) Marty hat diese Untersuchungen zum größten Teile aus dem zweiten Bande ausgeschieden; sie sind als selbständiges posthumes Werk unter dem Titel „Zeit und Raum" 1916 bei Niemeyer, Halle a. S., erschienen.

Digitized by Google

notwendig für subjektiv halten muß. Objektive, verschiedene Modi des Vorstellens beim selben Objekt scheinen mir durch die Natur dieser Grundklasse psychischer Betätigung ausgeschlossen. Wie m. E. überhaupt das Wesen des Bewußtseins in einer ideellen Adäquation mit etwas besteht, aber in so verschiedenem Sinne wie die Gattungen psychischer Verhaltungsweisen verschieden sind, so liegt speziell das des Vorstellens in einer Verähnlichung mit dem Was der Gegenstände, das des Urteils in einer Konformation mit ihrem Sein und Nichtsein, das des Interesses in einer Adäquation zu ihrem Wert und Unwert.

Da es auf dem Gebiete des Vorstellens nicht in analogem Sinne wie z. B. beim Urteil, verschiedene Modi gibt, so ist da auch nicht in streng analogem Sinne von einem Inhalt im Unterschied vom Gegenstand zu reden. Nur in einem wesentlich verschiedenen Sinne kann dies hier geschehen, indem man, wo etwas eine Mehrheit von Seiten darbietet, wonach es in die Vorstellung aufgenommen sein kann, diese verschiedenen Seiten, wodurch es bald so, bald so, unvollständig vorgestellt ist, den (wechselnden) Inhalt, und das Ganze den Gegenstand nennt.

Dagegen scheint es mir nicht passend, etwa Inhalt und Gegenstand in der Art zu unterscheiden, daß man Inhalt das nennte, was bloß Zeichen eines Wirklichen ist, wie z. B. die empfundenen Farben, die Töne, Gegenstand hingegen das, wofür jenes ein Zeichen ist, z. B. die wirklichen physikalischen Vorgänge, auf welche die empfundenen Farben, Töne usw. uns schließen lassen. (Dies heißt eben besser: das bloß erschlossene Wirkliche und jenes: das in der Anschauung Gegebene aber nicht Wirkliche.) Die obige Unterscheidung aber läßt sich sowohl an dem einen wie dem andern machen; wie denn der gemeine Mann, der an die Existenz von Farbigem, Tönendem glaubt, an dem, was er Körper nennt, ganz ebenso verschiedene Seiten unterscheidet, wie der Physiker an dem, was ihm Körper heißt. Und beide geben dem Ganzen auf Grund dieser verschiedenen Seiten, die sie an ihm unterscheiden, verschiedene Namen. Für diese Unterscheidung zwischen etwas Zusammengesetztem, dem — wenn es existierte — jede aus einer gewissen Reihe von Vorstellungen unvollständig entspräche, und den verschiedenen Seiten, wonach es so unvollständig in die Vorstellung aufgenommen ist, scheinen mir die Namen Vorstellungs-Gegenstand einerseits und Vorstellungs-Inhalt andererseits wohl zu

Digitized by Google

passen, und darin haben wir, wie eben angedeutet, die Lösung für die Frage, was die Namen nennen einerseits und was sie bedeuten andererseits.

Die Erörterung dieses Problems, samt demjenigen nach der Bedeutung der Aussagen, sowie derjenigen der interesseheischenden Äußerungen, ferner die Klarstellung der Frage, was im Unterschiede von der Bedeutung (die eine vermittelte Funktion oder Weise des Zeichenseins ist) dasjenige sei, was jede dieser Klassen autosemantischer Sprachmittel äußert oder ausdrückt (d. h. das, wofür sie in unmittelbarer Weise Zeichen sind), bildet den Mittelpunkt der Untersuchungen des vorliegenden ersten Bandes.

Man hat den Terminus Vorstellungsinhalt (wie er denn überhaupt äquivok geworden ist) bekanntlich auch für den sog. immanenten Gegenstand der Vorstellung verwendet, und es könnte Einer meinen, in ihm sei das zu suchen, was die Namen bedeuten, im Gegensatze zu dem, was sie nennen. Allein — von allem andern abgesehen — wäre diese Lösung schon darum nicht zu billigen, weil der sog. immanente Gegenstand — wie ich ebenda gezeigt zu haben glaube — eine Fiktion ist und in keinem eigentlichen Sinne ist, existiert oder besteht.[1]) Es bleibt also bei der obigen Deutung des Unterschieds von Inhalt und Gegenstand der Vorstellung, und wenn man unter Vorstellungsgegenstand das versteht, was unseren Vorstellungen entsprechen kann, sofern es zugleich ein Genanntes und Gegenstand der Rede sein kann, dann darf man auch sagen: nur unser begriffliches Denken schaffte Gegenstände. Denn das, wovon wir zueinander sprechen, oder das, was durch unser Sprechen

---

[1]) Daß es einen immanenten Gegenstand gebe, wird jetzt von verschiedener Seite in Abrede gestellt, doch meist nicht mit der wünschenswerten Klarheit und Konsequenz. Eine solche Inkonsequenz scheint es mir z. B., wenn solche, die das immanente Objekt leugnen, doch wieder davon sprechen, daß Farben, Töne usw. von uns „erlebt" würden u. dgl. Denn um erlebt zu werden, müssen sie doch vor allem sein, und da Farben, Töne usw. schlechtweg (wie auch diese Autoren zugeben) nicht existieren, bliebe doch nichts übrig, als daß, was da existieren und erlebt werden soll, eben die Farben, Töne usw. als immanente Objekte des Bewußtseins seien. So kann ich denn die Rede von einem Erlebtwerden der Farben usw. nur als einen Rückfall in die Lehre von immanenten Gegenständen ansehen, und dahin gehört es natürlich auch, wenn gelehrt wird, daß wir durch jene sog. Inhalte die wirklichen Gegenstände erfaßten oder „meinten". So lehrten ja auch die Scholastiker von den species sensibiles und intelligibiles, sie seien das quo intelligitur.

Digitized by Google

und Nennen vermittelt wird, sind nicht Anschauungen, die bei verschiedenen psychischen Individuen ins Unendliche variieren können, sondern nur Vorstellungen, von denen dies nicht gilt, und in diesem Sinne begriffliche Gedanken.[1])

Ich sagte, die Lehre von der Bedeutung der autosemantischen Sprachmittel bilde den Mittelpunkt der Untersuchungen dieses ersten Bandes. Was die synsemantischen (d. h. nicht für sich bedeutenden) betrifft, die neben den autosemantischen zu unterscheiden sind, so ist hier nur das allgemeinste über sie geboten, insbesondere ihre Klassifikation in solche, die logisch (d. h. in einer richtigen Analyse der Bedeutungen) begründet sind, und solche, von denen dies nicht gilt. Die weiteren Ausführungen darüber soll der zweite Band bringen.

Die Unterscheidung zwischen selbstbedeutenden und bloß mitbedeutenden Sprachmitteln ist von fundamentaler Wichtigkeit. In ihr ist das Wahre an der Unterscheidung von Stoff und Form auf dem Gebiete der Bedeutungen beschlossen, die m. E. recht im Mittelpunkte der deskriptiven Semasiologie liegt, und deren Klarstellung ich darum zur Hauptaufgabe meines Buches gemacht habe. Ihr ist nicht bloß der größte Teil des zweiten Stücks der „Untersuchungen" gewidmet, sondern in gewissem Sinne auch das dritte und vierte Stück (die im zweiten Bande folgen werden). Einleitend aber habe ich (im zweiten Stück) auch über die Termini Stoff und Form im allgemeinen und die Äquivokationen, die hier üblich sind, gehandelt (wobei schon Anlaß war, Kants zu gedenken) und habe dann — um diese Begriffe in ihrer speziellen Anwendung auf semantischem Gebiete noch mehr ins Licht zu rücken — alle wichtigen Bedeutungen in Betracht gezogen, welche diese Termini speziell im Bezirke der Sprache und Grammatik haben. Hier war neben dem Begriffe der äußeren vor allem auch der-

---

[1]) Natürlich ist auch dann nicht jedes Vorstellen ein Gegenstandsbewußtsein, wenn damit das begriffliche Bewußtsein des Gegenstands als solchen und im Gegensatz zum Subjekt des Bewußtseins gemeint ist. Aber neben diesem engeren Sinn vom Gegenstand und Gegenstandsbewußtsein gibt es einen weiteren — und er ist der nächste und natürlichste — wonach es jedem Vorstellen wesentlich ist, einen Gegenstand zu haben, auch den Anschauungen, und hier heißt: einen Gegenstand haben, nichts anderes, als die wirkliche oder mögliche ideelle Verähnlichung mit irgendeinem Was.

Digitized by Google

jenige der „inneren Sprachform“ zu klären, und die richtige Beschreibung und Abgrenzung der Erscheinungen, die passend mit dem letzteren Namen bezeichnet werden, war um so wichtiger, als sie vielfach teils übersehen, teils falsch aufgefaßt (namentlich mit der Bedeutung verwechselt) wurden und diese Verkennung folgenschwere Irrtümer auf dem Gebiete der deskriptiven wie der genetischen Semasiologie und weiterhin auch in der Psychologie, Logik und Ethik, ja selbst in der Metaphysik gezeigt hat.[1])

Was die Fragen der genetischen Semasiologie betrifft, deren Behandlung nicht eigentliche Aufgabe des Werkes ist, konnte doch der Autor nicht umhin, da und dort seine bezüglichen Ansichten auszusprechen. Und da ihnen aus neuester Zeit insbesondere die Lehren Wundts (seine Opposition gegen die „teleologische Sprachbetrachtung“ und seine Theorie vom regulären und singulären Bedeutungswandel) entgegenstehen, so wurde demgegenüber — um nichts zu versäumen — ein Anhang eigens ihrer Begründung und Rechtfertigung gewidmet.

Das erste Stück der „Untersuchungen“ aber beschäftigt sich mit dem Begriff und den Aufgaben der Sprachphilosophie und ihrem Verhältnis zur Psychologie, mit dem Wesen der allgemeinen Grammatik und der Frage nach der Möglichkeit einer solchen.

---

[1]) Statt vieler anderer Beispiele sei nur Nietzsche erwähnt, der — infolge gänzlicher Mißdeutung der inneren Sprachform — hinsichtlich der ethischen Termini rundweg leugnet, daß hier etwas wie eine wirkliche Übertragung von einer Bedeutung auf eine davon unterschiedene (eine donatio inter vivos) stattgefunden habe. Es handle sich, meint er, immer um „Vererbung“, d. h. der Bedeutungswandel sei stets eine Wirkung einer ebensolchen Umwandlung der Begriffe gewesen. Andere ziehen allgemein aus dem Umstand, daß unsere Bezeichnungen für Psychisches meist oder immer von etwas Physischem hergenommen sind, in voreiliger Weise die (in Wahrheit absurde) Konsequenz, die letzteren Begriffe hätten sich aus den ersteren irgendwie umgewandelt oder verfeinert, und kein Geringerer als A. Bain meint, in jener Tatsache liege ein Beweis, wie viel die Psychologie der Physiologie verdanke. — Ein erstaunlich schlechtes Argument! — Überall aber spielt hier die Verkennung der wahren Natur der Erscheinungen der inneren Sprachform die bedenklichste Rolle. Beispiele anderer psychologischer Irrtümer, wie auch solcher in der Logik und Metaphysik, die auf einer Verwechslung der inneren Sprachform und Bedeutung beruhen, wird insbesondere der zweite Band bringen.

Digitized by Google

XXI.

Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie.

Digitized by Google

Digitized by Google

[257] 1. Als ich den Namen „allgemeine Grammatik“ in den Titel meiner „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“ aufnahm, war mir wohl bewußt, daß, wie die Sache, so auch der Name nicht bei allen beliebt ist. Aber da mir gerade daran liegt, das Richtige, das meines Erachtens den früheren Bestrebungen nach der Aufstellung einer „allgemeinen Grammatik“ zugrunde lag, im Vereine mit hervorragenden Sprachforschern, die einen ähnlichen Wunsch haben, wieder zu Ehren zu bringen und, soweit es in meinen Kräften steht, zu ergänzen und weiter auszubauen, so schien es mir nicht unzweckmäßig, auch den Namen beizubehalten, trotzdem er bei manchen verpönt ist. Was ich erwartete, daß er nämlich Anstoß erregen werde, ist eingetroffen. Aber allerdings nicht ganz, oder wenigstens nicht bloß, in der Weise, wie ich es vorausgesehen hatte. Denn daß er in der Weise mißverstanden werde, wie es von K. Vossler im 3. und 4. Hefte des 52. Bandes dieser Zeitschrift*) (Jahrg. 1909, S. 305 ff.) geschehen ist, hat mich überrascht. Dieser Autor findet nämlich, schon in diesem Titel „Allgemeine (oder — wie er hinzusetzt — „philosophische“) Grammatik“ sei eine „Vermischung von Theorie und Praxis“ gelegen und ein Anzeichen dafür, daß der Verfasser des Buches die Alternative nicht gesehen habe „entweder sich in den Dienst der Wissenschaft zu begeben und eine theoretische Prinzipienlehre“ zu bieten oder „in den Dienst des Sprachunterrichts und der Schule hinabzusteigen und eine praktische Prinzipienlehre und eine Art linguistischer Pädagogik“ zu liefern und daß er weder das eine noch das andere ganz tue.

[258] Der Leser wird vielleicht mit mir fragen, wieso schon in dem Titel „Allgemeine Grammatik“ diese „grundsätzliche Verquickung von Theorie und Praxis“ liegen soll? Darauf antwortet Vossler: „Grammatik ist etwas Pädagogisches, eine Anleitung

*) „Zeitschrift für Psychologie“, herausgegeben von F. Schumann.

Digitized by Google

zum richtigen Sprechen, ein nützliches Schema, dessen theoretische Unzulänglichkeit von der wissenschaftlichen Forschung fortwährend nachgewiesen, überwunden und bald in der Richtung auf das Allgemeinere, bald in der auf das Besondere zertrümmert wird. Die Wissenschaft mit ihren theoretischen Interessen stürmt fortwährend auf das Letzte und Extreme, sei es ein allgemeines, sei es ein individuelles Letztes und Extrem. Für die Grammatik aber kommt alles darauf an, daß sie eine geschickte Mittelstellung halte, daß sie weder universal noch individuell werde, sich weder in Prinzipien noch in Einzelfälle auflöse, sondern beide Endpunkte mit einem praktischen und wesentlich utilitaristischen Bande zusammenhalte."

2. Ich will nicht untersuchen, ob, wenn man unter Grammatik etwas versteht, was wesentlich einen „utilitaristisch"-„pädagogischen" Zweck verfolgt und um deswillen — wie unsere sog. Schulgrammatiken — vielfach wissenschaftlich unzulänglich ist, dann die Zeichnung, die Vossler von ihrer Mittelstellung zwischen dem Allgemeinen und Individuellen, von dem Verhältnis der Wissenschaft zu ihr, sowie von den Aufgaben der letzteren gibt, völlig verständlich und richtig sei. Denn ich muß die ganze Voraussetzung von V. bestreiten, nämlich daß die Grammatik wesentlich etwas Utilitaristisch-Pädagogisches und darum Unwissenschaftliches sei. Und mit mir werden hierin alle diejenigen einig sein — und ihrer sind nicht wenige — die heute von einer wissenschaftlichen Grammatik dieser oder jener Sprache reden. V.s Satz: „Grammatik ist etwas Pädagogisches, ein nützliches Schema" usw. kann also jedenfalls nicht heißen: Man versteht allgemein oder regelmäßig unter Grammatik etwas Pädagogisches, sondern bloß: ich verstehe usw., und die alleinige Berechtigung dieses seines Sprachgebrauchs hat er mit keinem Worte bewiesen. Die Meinung kann vielmehr nach dem heutigen Stande der Dinge als veraltet gelten. Un wie die historischen Grammatiken, die wir hervorragenden Sprachforschern verdanken, in ihrem Sinne als etwas Wissenschaftliches und Theoretisches gemeint sind und meines Erachtens diesen [259] Namen auch verdienen,[1]) so verdient auch die möglichst exakte Beschreibung

[1]) Falls Vossler einwendete (vgl. seine Schriften: „Positivismus und Idealismus" 1904 und „Sprache als Schöpfung und Entwicklung" 1905, die für eine philosophische Reform der gesamten modernen Sprachwissenschaft Bahn brechen sollen), was man heute als wissenschaftliche Grammatik

Digitized by Google

und Fixierung des zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Ort an Lauten, Wortformen und Bedeutungen Bestehenden ganz wohl den Namen eines Beitrags zur Wissenschaft. Schon darum, weil ein solches (nicht bloß schematisches und auf das praktisch Wichtigste sich beschränkendes, sondern lückenloses) Bild die unentbehrliche Vorbedingung für alle exakte genetische Forschung nach dem Werden und Wandel der Erscheinungen ist.

Wie man aber von der wissenschaftlichen deskriptiven Grammatik einer einzelnen Sprache reden kann, so auch von einer ebensolchen allgemeinen Grammatik, welche die gemeinsamen Züge und Elemente aller menschlichen Rede in exakter Weise beschreibt. Und daß sich solche, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch überall finden und finden müssen, dafür garantieren schon die Übereinstimmungen im auszudrückenden Inhalt und in den Mitteln und Wegen, welche vermöge der allgemeinen Fähigkeiten und der psychischen und physischen Organisation des Menschen, diesem in bezug auf den Ausdruck zu Gebote stehen. Diese beschreibende allgemeine Grammatik ist die notwendige Ergänzung zu der Lehre von den allgemeinen Eigentümlichkeiten und Gesetzen der Sprachentwicklung, die man passend Lehre von den Prinzipien der Sprachgeschichte nennen kann und verhält sich zu ihr wie die Bescheibung der Organismen und ihrer Teile zur Lehre von den organischen Veränderungen oder von der Genesis und Sukzession der bezüglichen Erscheinungen. Dort wie hier ist ja — wie schon angedeutet wurde — eine befriedigende Erklärung für den Fluß des Werdens und der Entwicklung gar nicht möglich außer auf Grund einer möglichst exakten Analyse und Beschreibung des in seinem Entstehen und Wandel zu Erklärenden nach seinen Bestandteilen und ihren Besonderheiten [260] und Funktionen. Beide Zweige dieser sprachlichen Prinzipienlehre, den auf das Genetische und den auf das Deskriptive gerichteten, mag man aber „philosophische Grammatik“ und einen Teil der Sprachphilosophie nennen, soweit und sofern es sich dabei um Probleme handelt, deren Lösung vornehmlich Sache des Psychologen ist,

---

darbietet, sei in Wahrheit nicht theoretisch befriedigend und wissenschaftlich, sondern nur etwa vom praktisch-pädagogischen Standpunkte brauchbar, so werde ich darauf an späterer Stelle zurückkommen, um die hauptsächlichsten Gründe, die er dafür vorbringt, zu prüfen.

Digitized by Google

wie dies namentlich von den deskriptiven sowohl als den genetischen Fragen einer allgemeinen Semasiologie gilt.

3. „Als philosophisch", behauptet Vossler (Zeitschrift für Psychol. a. a. O. S. 305), gelte mir alles, „was auf die Erkenntnis von allgemeiner Gesetzmäßigkeit gerichtet ist." Dies ist, wie jeder nicht allzu flüchtige Leser meiner „Untersuchungen" weiß, unrichtig und ich habe diese Begriffsbestimmung (S. 6, 16 meines Buches) sogar ausdrücklich als zu weit abgelehnt. Den Begriff des Philosophischen und der Philosophie bestimme ich vielmehr so, daß dahin alle jene auf das Allgemeine und Gesetzmäßige gerichteten Untersuchungen gehören, die entweder geradezu Fragen der Psychologie betreffen oder im Interesse ihres gedeihlichen Fortschritts sich soweit an die psychologischen Erkenntnisse und Methoden anlehnen müssen, daß es als eine Forderung der richtigen Organisation und Teilung der Arbeit erscheint, sie in der Hand des Psychologen zu vereinigen.[1])

Meines Erachtens war es denn diese Rücksicht, die, wenn auch nicht oder nicht immer auf Grund klarer Reflexion, dazu geführt hat, daß man seit alter Zeit diejenigen Wissenszweige, die heute noch philosophisch heißen, zum Bereiche der Philosophie zusammengerechnet hat, nämlich neben der Psychologie auch die praktischen Disziplinen der Logik, Ethik und Ästhetik und weiterhin die Metaphysik, zu der ich auch die Erkenntnistheorie im Sinne einer Apologie und Grundlegung alles menschlichen Wissens rechne. Denn es ist meines Erachtens leicht zu zeigen, daß nicht bloß die Logik, welche die Normen für das [261] richtige Urteilen aufstellt und Anleitung zu ihm geben will, ferner die Ethik, welche ebenso zur richtigen Gemütstätigkeit, und die Ästhetik, welche zum schönen Vorstellen und dessen Ausdruck anzuleiten hat, naturgemäß in der Psychologie — welche die deskriptiven und genetischen Gesetze jener fundamentalen Klassen psychischer Funktionen erforscht — ihre gemeinsame Nährquelle

[1]) Der Grundsatz der richtigen „Teilung der Arbeit" ist also nicht, wie Vossler (a. a. O.) merkwürdigerweise referiert, für mich ein Grund, Philosophie und Psychologie, die denselben Gegenstand hätten, zu trennen (wie in aller Welt sollte dies sein?), sondern die Psychologie mit anderen Disziplinen zusammen zum Ganzen der Philosophie zu vereinigen. Was V. berichtet, habe ich nicht nur „nicht mit entschiedener Schärfe und Unzweideutigkeit" und nicht bloß nur „teilweise", sondern — weil ich es für unsinnig hielte — gar nicht und mit keinem Worte ausgesprochen.

Digitized by Google

haben, sondern daß diese zentrale philosophische Disziplin eine solche Fundgrube (wenn auch durchaus nicht die einzige) selbst für die metaphysischen Untersuchungen ist.

Daraus ist klar, wie unrichtig es ist, wenn Vossler sagt, ich komme durch meine Anschauungen in Verlegenheit, überhaupt noch einen Unterschied zwischen Psychologie und Philosophie anzugeben, da nach mir beide nicht bloß dieselbe Methode, sondern auch denselben Gegenstand hätten (nämlich „das Gesetzmäßige des geistigen Lebens"). Und ebenso, wenn er fortfährt, außer dieser Lehre vom Verhältnis beider (die er fälschlich in mich hineinträgt), gehe bei mir noch eine andere bezügliche Anschauung nebenher, indem ich in einer dem Vorgesagten widerstreitenden Weise auch wieder einen Gegensatz statuiere zwischen der Psychologie, die doch etwas Theoretisches sei, und der Philosophie, die ich da als etwas wesentlich Praktisches fasse.

Jeder halbwegs aufmerksame Leser meines Buches weiß, daß ich die Philosophie nirgendwo weder bloß mit der Psychologie noch mit den praktischen Disziplinen identifiziert habe. Wenn es Vossler gefällt, meine Lehre von einer zentralen Stellung der Psychologie unter den anderen Zweigen der Philosophie „Psychologismus" zu nennen und die Ansicht, daß es da neben den theoretischen auch praktische Disziplinen gebe, ebenso willkürlich „Pragmatismus" zu heißen (obwohl ich die praktische Brauchbarkeit durchaus weder ohne weiteres für das Kriterium der Richtigkeit noch für den Maßstab des Erkenntniswertes einer Wahrheit halte), so ist dies seine Sache. Denn, wie wir noch sehen werden, schaltet er auch sonst in der souveränsten Weise mit der Bedeutung wissenschaftlicher Termini. Aber dann muß er jedenfalls sagen, daß ich zugleich Psychologist und Pragmatist sei und sein wolle (was sich — den angegebenen Sinn der Termini vorausgesetzt — sehr wohl verträgt), nicht, daß ich, um dem Psychologismus zu entgehen, mich dem Pragmatismus in die Arme werfen müsse. Dies ist eine völlige Fiktion.

4. Diesem Begriffe der Philosophie und des Philosophischen überhaupt entsprechend ist meines Erachtens nun auch speziell der der Sprachphilosophie zu fassen. Sie umfaßt alle auf das Allgemeine und Notwendige oder Gesetzmäßige gerichteten sprachlichen Untersuchungen und Fragen, bei denen die Hauptschwierigkeit und der vornehmste Anteil bei der Antwortfindung auf psychologischem Gebiete liegt, und wo es also nach den Grundsätzen [262] praktischer Teilung und Vereinigung der Arbeit geboten erscheint, daß vornehmlich der Psychologe die Lösung in Angriff nehme.

Diese sprachphilosophischen Untersuchungen können aber weiterhin wie die der Philosophie überhaupt in theoretische und praktische geschieden werden. Die theoretischen sind nichts anderes als was man auch sprachpsychologische Untersuchungen oder „philosophische Grammatik" nennen kann und der Löwen-

Digitized by Google

anteil gebührt hier — wie schon früher bemerkt wurde — den Fragen der allgemeinen deskriptiven und genetischen Semasiologie.

Speziell für den deskriptiven Teil einer allgemeinen Semasiologie möchte ich den Namen „philosophische Grammatik" am passendsten erachten. Ich rechne aber, wie schon bemerkt, auch sie zur „Sprachpsychologie" und finde es unpassend und mißverständlich, wenn diese Untersuchungen, wie es vielfach vorkommt, „logische" oder — wie es von Vossler außerdem noch geschieht — sogar „erkenntnistheoretische" genannt werden. Über die letztere Willkür ist kein Wort zu verlieren. Was aber das erstere betrifft, so ist es ja richtig, daß man häufig die Bedeutung der Ausdrucksmittel kurzweg das „Logische" im Gegensatz zum Grammatischen nennt. Auch ist es zweifellos, daß die Logik als Anleitung zum richtigen Urteilen gut daran tut, auch auf den sprachlichen Ausdruck, speziell den der Begriffe und Urteile, ihr Augenmerk zu richten und somit gewissen deskriptiv-semasiologischen Betrachtungen bei sich Raum zu geben. Aber es wäre verkehrt, die letzteren darum für solche zu halten, die nur im letzterwähnten Umfange von Wert und nur Sache dieser praktischen Disziplin wären. Sie sind auch, und zwar nicht bloß was den Ausdruck der Begriffe und Urteile (die den Logiker speziell angehen) sondern was den des gesamten psychischen Lebens betrifft, von theoretischem Interesse, und sie kurzweg „logische Untersuchungen" zu nennen, könnte leicht zur Verkennung ihres theoretischen Wertes verführen. Die Wahrheit ist ja die, daß den genetischen Erkenntnissen über die Sprache, soweit sie wirklich psychologisch sind, naturgemäß eben solche deskriptive zugrunde liegen, und daß diese schon darum auch hohen theoretisch-psychologischen Wert haben.

Noch verkehrter ist es meines Erachtens bei den deskriptiven Untersuchungen etwa von „logischer" im Gegensatz zu psychologischer Methode zu sprechen. Jene Methode ist in keinem andern Sinne „logisch" als wie dies von jeder genauen wissenschaftlichen Analyse und Zergliederung gelten muß, und eine solche beschreibende Analyse der Erscheinungen gehört eben auch zu den Fundamenten aller exakten Psychologie und damit zur echt psychologischen Methode. Die deskriptiv-semasiologischen Untersuchungen endlich ein „Mittelding zwischen Logik und Psychologie" zu nennen — wie es auch geschieht — kann eben nur den Sinn haben, daß ihre theoretische Heimat die Psychologie sei, daß sie aber zum praktischen Zwecke der Anleitung zum richtigen Urteilen in gewissen Grenzen auch [263] vom Logiker benützt werden. Analog, wie wenn man die Erforschung und Erkenntnis des Blutumlaufs, der chemischen Vorgänge bei der Verdauung usw. ein Mittelding zwischen Biologie und Medizin nennen wollte, darum, weil ihr theoretisches Heim die erstere Wissenschaft ist, die praktische Medizin aber es sehr nötig hat sie auch bei sich aufzunehmen. Jedenfalls aber muß dagegen protestiert werden, daß die deskriptiv-semasiologischen Betrachtungen von der Psychologie ausgeschlossen würden. Und natürlich auch dagegen, daß man den Namen „Sprachpsychologie" (wie einen Ehrentitel) bloß solchen philosophischen Arbeiten über die Sprache vorbehalten wollte, die kunterbunt deskriptive und genetische Fragen durcheinander und die ersteren in mehr populärer und unexakter Weise behandeln und unter beständiger Vermengung desjenigen, was

Digitized by Google

die Bedeutung bildet, mit solchem, was nur zu den Eigentümlichkeiten der Ausdrucksmittel gehört. Eine solche „Sprachpsychologie" mag manchen gegenwärtig herrschenden Ansichten in der Bedeutungslehre kongenial und darum — besonders, wenn sie von angesehener Seite kommt — vielfach mehr Anklang finden als exaktere Forschungen, die ein sich Lossagen von vulgären Vorurteilen fordern. Aber hier wie anderwärts in der Wissenschaft haben doch endlich nicht Stimmenmehrheit und Autoritäten zu entscheiden, sondern Einsichten und Gründe.

Ich habe im vorausgehenden, wie andere es tun, den Namen „Sprachpsychologie" gebraucht. Ich bemerke aber noch, daß ich dies nicht in dem Sinne tue, als ob damit im strengen Sinne ein besonderer Zweig der Psychologie gemeint wäre. Und ich muß H. Paul recht geben, wenn er („Prinzipien der Sprachgeschichte", 4. Aufl., S. 21) bemerkt, psychologisch müsse zwar die Sprachwissenschaft durchaus sein, auch wo es sich um die Feststellung einzelner Tatsachen handelt, aber von einer besonderen „Sprachpsychologie" könne man nicht in anderem Sinne sprechen, als man auch von einer besonderen Rechtspsychologie, Wirtschaftspsychologie reden könnte. Und wenn das Spiel (Schach, Skat usw.) nicht eben bloß Spiel wäre, sondern eine ernste Angelegenheit, so daß es sich lohnte, die psychologischen Probleme und Erkenntnisse, die diese Vorgänge betreffen, besonders zusammenzustellen, so könnte man meines Erachtens auch mit demselben Recht von einer „Schach"- und „Skatpsychologie" reden. Darin glaube ich mit dem ausgezeichneten Forscher, dem die „Sprachpsychologie", ohne daß er ein Vertreter derselben sein will, mehr zu verdanken hat, als manchem, der sich dafür ausgibt, wesentlich einig zu sein.

Aber auf diese sog. „Sprachpsychologie" bauen sich, ähnlich wie auf die allgemeine Psychologie (und wie auf Chemie und Physik und wiederum auf Anatomie und Physiologie), praktische Untersuchungen. Ich meine damit eine „Anleitung zum richtigen Sprechen" nicht im Sinne eines solchen, das einfach dem da oder dort und jetzt oder irgendeinmal üblichen konform ist (diese Anleitung ist keine philosophische Angelegenheit und überhaupt nicht Sache der Wissenschaft), sondern im [264] Sinne eines solchen, das in idealer Weise richtig oder zweckentsprechend ist. Und dieses „richtig" hat eine mehrfache Bedeutung entsprechend den verschiedenen höchsten Zwecken, für welche der Gebrauch sprachlicher Zeichen in mehr oder weniger vollkommener Weise dienlich sein kann. So kann von einer idealen Sprache die Rede sein, wofür die individuelle und kommunikative Logik und Methodenlehre die Forderungen stellt; mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Sprache, welche für die Gewinnung und Mitteilung der Erkenntnisse am zweckdienlichsten wäre. Weiter von einer solchen, wobei die Rücksicht auf Sitte und Recht sowie auf die daran sich anlehnende soziale Ökonomie und

Digitized by Google

Weltpolitik die Vorschriften und Direktiven gibt. Endlich von einer solchen, wo die Ästhetik zu sagen hat, welche Beschaffenheiten der Sprache sie zu einem möglichst tauglichen Werkzeug machen im Dienste der Schönheit und Kunst. In diesem Sinne also gibt es meines Erachtens praktische Zweige der Sprachphilosophie, welche sich mit der Erforschung und Darlegung der allgemeinen Grundgesetze und Methoden befassen, nach denen eine solche ideale Sprechgestaltung zu vollziehen wäre. Ich habe sie Glossonomie oder Glossotechnik genannt und im einleitenden Stück meiner „Untersuchungen" mit Bezug auf ihre Stellung zum Ganzen der Sprachphilosophie erwähnt, aber im übrigen von der Behandlung in meinem Buche ausgeschlossen.[1]) [265] Dasselbe ist nur theoretischen Untersuchungen und — das einleitende Stück und den Anhang ausgenommeu — speziell der Grundlegung einer allgemeinen deskriptiven Bedeutungslehre gewidmet, die ich — wie früher angedeutet — für ein

[1]) Doch durchaus nicht darum, weil ich sie etwa für unwissenschaftlich hielte. Es ist ganz und gar nicht in meinem Sinne gesprochen, wenn Vossler von den praktischen Disziplinen (und so auch von dem, was ich Logik, Ethik, Ästhetik nenne) sagt, daß sie aus der Reihe der Wissenschaften ausscheiden und zu den „dogmatischen Lehren" hinübertreten, daß, indem sie der Praxis dienen, sie nicht mehr im Dienste der Wahrheit stehen. Nach meiner Ansicht scheiden nur dann, wenn man unter Wissenschaften eben bloß die theoretischen Disziplinen versteht, die praktischen aus der Reihe derselben aus, nicht aber in dem Sinne, daß sie einen „dogmatischen" und unwissenschaftlichen Charakter hätten. Das praktische Wissen ist so gut wie das theoretische auf die Wahrheit und nur auf sie, nicht auf irgendwelche Autoritäten oder Postulate, deren Inhalt und Diktat unbewiesen und blind hingenommen werden dürfte, eingeschworen. Und der ganze Unterschied besteht darin, daß, während die theoretische Forschung auf die Erkenntnisse als solche gerichtet ist, diese in den praktischen Disziplinen nicht Selbstzweck sind, sondern mit Rücksicht darauf erstrebt werden und eine Stelle finden, weil sie als Mittel in besonders naher Beziehung stehen zu einem gewissen praktischen Ziele. Nicht Wahrheit und Praxis sind also Gegensätze, sondern einerseits Wahrheiten, die in Hinsicht auf ihre Nützlichkeit für einen außer ihnen selbst liegenden Zweck (z. B. ein bestimmtes Handeln) erforscht, ausgewählt und zusammengeordnet werden, und andererseits solche, denen diese Nützlichkeit fehlt oder wo die Erforschung und Zusammenordnung wenigstens nicht durch diesen praktischen Gesichtspunkt geleitet ist. Daß aber nach meiner Ansicht auch solche praktische Disziplinen zur „Sprachphilosophie" gehören, ist (wie ich schon S. 41 meines Buches betont habe) der Grund, warum ich fortfahre auch diesen Namen (trotz seines mißliebigen Klanges) und nicht bloß den der „Sprachpsychologie", zu gebrauchen.

Digitized by Google

Fundament aller anderen theoretischen und praktischen Sprachbetrachtung für den Philosophen halte.

5. Unter den Fragen dieses Gebietes kann und muß meines Erachtens vor allem derjenigen nach dem Unterschiede von dem, was man in semantischer Beziehung Stoff und Form nennt, eine zentrale Stellung zugeschrieben und eingeräumt werden. In allen Sprachen kehrt sie wieder, und man hat mit Bezug darauf auch unter den Sprachzeichen Stoffworte und Formworte oder „Formen" unterschieden, sei es daß man dabei alle Ausdrucksmittel im Auge hatte, die tatsächlich zur Bezeichnung der einen und der anderen Bedeutungselemente gebraucht werden, sei es daß man nur solche Bezeichnungsmethoden und -mittel meinte, die man für den Ausdruck der Form resp. des Stoffes in der Bedeutung ausschließlich oder besonders geeignet oder für ihnen „adäquat" hielt.[1]) Bei jenem weiteren Gebrauche pflegt man dann zu sagen: die Stoffworte bedeuteten „Begriffe" oder sie bezeichneten „Gegenstände", die „Formworte" oder Formen dagegen „Beziehungen" (der Begriffe resp. der Gegenstände). Oder statt des Letzten auch: die Formwörter oder „Formen" bezeichneten „Beziehungen der Worte".

[266] Dies ist nun meines Erachtens jedenfalls ganz unglücklich und bildet auch keinen richtigen Gegensatz dazu, daß die Stoffwörter Begriffe bedeuten resp. Gegenstände bezeichnen sollen. Dem entspricht als Gegensatz in natürlicherer Weise, daß etwas wie die Beziehungen der Gegenstände (resp. der Begriffe) durch die Formen bezeichnet würden, indem dies ebenfalls eine Charakteristik von zweifellos semantischer Natur ist.

Aber wenn auch diese Rechenschaft von dem, was das formale resp. materiale Element an der Bedeutung eigentlich sei, der Wahrheit näher kommt, so ist sie doch noch weit davon entfernt. Und wir stehen hier überhaupt vor einer Frage, wo sich besonders klar zeigt, daß die üblichen Begriffe der Grammatik,

---

[1]) Im Anschluß an den letzteren Sprachgebrauch haben dann manche von Form- und Stoffsprachen geredet und mit den ersteren solche Sprachtypen gemeint, wo auch für die sog. formalen Bedeutungselemente geeignete und „adäquate" Ausdrucksmittel (derart sollen z. B. die sog. Flexionen sein) vorhanden sind, während man Stoffsprachen solche hieß, denen — wie man meinte — unter ihren Ausdrucksmitteln „wahrhafte Formen" fehlen, mit anderen Worten solche, die auch die formalen Bedeutungselemente mit gleichen oder ähnlichen Mitteln wie die „stofflichen" (also „stofflich") ausdrücken.

Digitized by Google

soweit sie semasiologischer Natur sind, zu ihrer Klärung und schärferen Fassung und Begrenzung durchaus solcher Untersuchungen bedürfen, wie diejenigen, welche Vossler als bloß „logisch“ und für die Grammatik angeblich irrelevant und ihr „heterogen“ bezeichnet. Ich meine die exakte Analyse und Beschreibung der psychischen Funktionen und ihrer Inhalte, ohne welche die Angaben über die Bedeutung unserer Sprachmittel ebenso lückenhaft und in einem konfusen Halbdunkel befangen bleiben, wie es von der medizinischen Kenntnis der Organe und Funktionen des menschlichen Körpers galt, ehe sie sich auf wissenschaftliche Anatomie und Physiologie stützte.

Was speziell jene Begriffe von Stoff und Form auf dem Gebiete der Bedeutung betrifft, so zeigt die nähere Untersuchung, daß bei dieser Unterscheidung allerlei Fiktionen und Verwechslungen unterlaufen sind, und daß, wenn das Tatsächliche, das ihnen gleichwohl zugrunde liegt, aus jener Verhüllung herausgeschält wird, man auf den wichtigen Unterschied der autosemantischen und synsemantischen Bestandteile der menschlichen Rede stößt, der sich in jeder Sprache findet und dessen Erörterung im Mittelpunkte der deskriptiven Semasiologie liegt. Unter einem autosemantischen Sprachmittel verstehe ich ein solches, welches für sich allein den vollständigen Ausdruck eines für sich mitteilbaren psychischen Phänomens (resp. Inhalts) bildet, und sie zerfallen meines Erachtens — entsprechend den Grundklassen solcher psychischen Tätigkeiten, die ich unterscheiden zu müssen glaubte — in Vorstellungssuggestive (unter denen die „Namen“ im weitesten Sinne dieses Wortes eine hervorragende Rolle spielen), Aussagen und interesseheischende Äußerungen oder Emotive. Es ist darum [267] eine grundlegende Aufgabe der allgemeinen oder philosophischen Grammatik im Sinne einer allgemeinen deskriptiven Semasiologie, vor allem die Frage nach der Funktion dieser Autosemantika — sowohl im Sinne dessen, was sie ausdrücken oder (unmittelbar) kundgeben, als dessen, was sie (mittelbar) bedeuten — zu lösen, und dies führt naturgemäß zu einer Erörterung noch tieferliegender psychologischer Probleme, nämlich nach dem Wesen des Bewußtseins, nach dem Unterschiede von Akt und Inhalt und nach der Natur und den Differenzen dieser Inhalte bei jenen verschiedenen Grundklassen von Bewußtseinsfunktionen (vgl. den I. Band meiner „Untersuchungen“).

Digitized by Google

Ein besonders breiter Raum mußte dabei der Frage nach der Natur des Urteils und seinem Verhältnis zum Vorstellen sowie zu dem, was eine Annahme genannt wird, gewidmet werden, weil hierüber die Psychologen vielfach uneinig sind und es geboten schien, auch die wichtigsten gegnerischen Positionen und die dafür vorgebrachten Argumente zu prüfen. Hier insbesondere hat man die Meinung ausgesprochen, es seien dies Untersuchungen, die mehr den Logiker als den Grammatiker angehen. Aber darauf ist zu sagen, daß sie in erster Linie Sache des Psychologen sind, daß aber der Logiker allerdings der Psychologie des Urteilens und überhaupt des Denkens (auch des begrifflichen Vorstellens, das gewöhnlich neben dem Urteilen mit unter diesen Terminus gefaßt wird) soweit Aufmerksamkeit zuwendet, als es für seinen praktischen Zweck nötig ist. Nebstdem aber gehen diese Dinge — wie schon aus dem oben Gesagten hervorgeht — zweifellos auch den Grammatiker *als Semasiologen* an. Eine der ersten Fragen, die man an den philosophischen Grammatiker oder „Sprachpsychologen" zu stellen pflegt, ist die: was ein Satz sei. Aber eben *solche* Fragen, die jeden Grammatiker interessieren dürfen, sind nicht ohne Untersuchungen zur deskriptiven Psychologie wie die oben erwähnten zu exakter Lösung zu bringen.

Nebenbei bemerkt ist auf jene Frage, was ein Satz sei, zunächst zu antworten, daß der Terminus vieldeutig gebraucht wird und eine Mehrheit von Gesichtspunkten ungeschieden dabei mitspielen. Hält man strenge und nur den semantischen fest, so sind jedenfalls alle Aussagen und Emotive dazu zu rechnen. Ob auch Vorstellungssuggestive und welche, muß näher untersucht werden. Indem man aber mit dem semantischen auch andere Gesichtspunkte (namentlich den der Ausdrucksform) vermengte, ist man dazu gekommen, Verwirrung und Äquivokationen zu stiften und dabei einerseits manchen Aussagen und Emotiven den Charakter von Sätzen abzusprechen und andererseits manchem den Namen eines solchen beizulegen, was im obigen Sinne ihn gar nicht verdient, da es ein bloßes Synsemantikon ist. Alle diese Fragen und Kontroversen (die, wie man weiß, in der grammatischen Literatur einen breiten Raum einnehmen und es gewiß so lange tun werden, bis jene entscheidenden Verwechslungen als solche erkannt und aufgegeben sind) sollen im II. Bande meiner „Unter- [268] suchungen" zur Erörterung kommen, in dem Stücke, das einer kritischen Auseinandersetzung mit der üblichen grammatischen Terminologie (Wort, Satz, Redeteile, Syntaxe usw.) gewidmet sein wird.

6. Wendet man von der Funktion und Bedeutung der autosemantischen Sprachmittel, wie wir sie täglich gebrauchen, den Blick auf ihre Form und Bildung, so trifft man fast immer auf Synsemantika, d. h. auf Redeteile, welche für sich allein nichts bedeuten, sondern dies nur mit anderen zusammen tun, eben indem sie ein Autosemantikon (eine Aussage, ein Emotiv, einen Namen usw.) bilden helfen, obschon sie auch von dem unreflektierten Sprachgefühle als Redeteile empfunden und behandelt werden. Kurz, wir stehen vor der Tatsache, daß unsere autosemantischen Ausdrucksmittel fast immer eine Zusammensetzung

Digitized by Google

von „Redeteilen“ oder „Worten“ aufweisen, daß sie syntaktisch gebildet sind und sehr viele jener syntaktisch zur Bedeutung des Ganzen zusammenwirkenden Teile nur synsemantisch fungieren. Und da sehr naheliegende Gründe, die darum bei aller menschlichen Rede in durchgreifender Weise wirksam sind, zur syntaktischen Bildungsweise gedrängt haben und noch fortwährend drängen, so ist auch die Erscheinung der Synsemantika eine allen Sprachen in irgendeiner Weise gemeinsame und mit Recht Gegenstand der Untersuchungen einer allgemeinen Grammatik. Doch geht das Interesse derselben nicht auf alle in gleicher Weise. Es sind nämlich zwei wesentlich verschiedene Klassen zu unterscheiden, diejenigen, wo der Zusammensetzung der Zeichen eine analoge Zusammensetzung im Gedanken oder überhaupt in der Bedeutung entspricht, wo also in dieser ein Anlaß zur Bildung von Synsemantika gegeben ist, und solche, wo dies nicht der Fall ist. Die Rücksicht auf Zeichenersparnis und Schonung des Gedächtnisses ist zwar auch bei der Bildung der ersteren wirksam, aber sie ist doch nicht der ausschließliche Grund dafür. Bei der zweitgenannten Klasse dagegen ist dies der Fall. Ich nenne mit Rücksicht darauf, daß man die Bedeutung der Sprachmittel oft kurzweg das „Logische“ im Gegensatz zum Sprachlichen oder Grammatischen an ihnen nennt, die einen „logisch begründete“, die anderen „logisch nicht begründete“ Synsemantika. Naturgemäß hat die allgemeine Grammatik namentlich an den ersteren Interesse und insbesondere wird es ihre Aufgabe sein, alle Anlässe zu eruieren und aufzuzählen, die das menschliche Seelenleben und seine Inhalte, soweit sie überhaupt durch Sprache [269] mitteilbar sind, durch eine Zusammensetzung des Mitzuteilenden zur Schaffung von Synsemantika gibt.

Was dagegen die logisch nicht begründeten Synsemantika betrifft, wird sich die allgemeine Grammatik begnügen, ihre allgemeinen Typen anzugeben und durch Beispiele aus den vorliegenden Sprachen zu illustrieren. Das Letztere soll im II. Bande unserer „Untersuchungen“ geschehen, und dort werden auch die Anlässe zu logisch begründeten Synsemantika im einzelnen (beim Urteilsausdruck, beim Ausdruck der Vorstellungssuggestive und der Emotive) behandelt werden, während die allgemeine Charakteristik der einen und anderen schon im I. Band enthalten war.

7. Wir sagten, bei der Verhüllung und Verkennung dieses Tatsächlichen, was der üblichen Unterscheidung eines formalen

Digitized by Google

und stofflichen Elements an der Bedeutung zugrunde liegt, hätten Verwechslungen mitgewirkt. Man hat dabei solches mit der Bedeutung und ihren Elementen konfundiert, was auch „Form" genannt wird, so namentlich die Erscheinungen der sog. inneren Sprachform, die in Wahrheit nicht zum Ausgedrückten, sondern zu den Ausdrucks- und Verständigungsmitteln gehören. Auch sie sind ein wichtiger Gegenstand der allgemeinen Grammatik, nicht bloß weil auch sie etwas sind, was in allen Sprachen irgendwie gefunden wird (sowohl das, was ich „figürliche", als was ich „konstruktive innere Sprachform" nenne), sondern mit darum, weil es für den Semasiologen unerläßlich ist, diese Erscheinungen, die so leicht mit der Bedeutung verwechselt werden und tatsächlich in so weitem Umfange damit konfundiert worden sind,[1]) überall scharf und konsequent davon zu trennen. Auch von der Natur dieser Erscheinungen im Unterschiede von der „äußeren Sprachform" und von Beispielen dafür, wie man sie verkannt [270] und mit der Bedeutung vermengt hat, handelt der I. Band meiner Untersuchungen und ist so großenteils deskriptiv-semasiologischen Fragen allgemeiner und allgemeinster Natur gewidmet.[2]) Dasselbe wird vom II. Bande gelten, der außer den schon erwähnten Aufgaben auch die haben wird, die gewonnenen Einsichten über das Verhältnis von autosemantischen und synsemantischen Sprachmitteln usw. für eine kritische Klärung der üblichen Lehre von Formalem und Materialem in der Bedeutung unserer Sprachmittel allseitig nutzbar zu machen.

---

[1]) A. Thumb klagt, daß von Humboldt angefangen, der bekanntlich zuerst von „innerer Sprachform" redete, fast jeder etwas anderes darunter verstehe. Dies ist leider nicht ganz unrichtig. Aber es hat seinen Grund darin, daß eben von Humboldt angefangen bis in die neueste Zeit die wahre Natur der Erscheinungen (insbesondere derjenigen der figürlichen inneren Sprachform, die Humboldt vorschwebten und deren Wichtigkeit für die verschiedene Gestaltung der Sprachen er bemerkte) immer und immer wieder verkannt worden ist.

Die Verschiedenheiten der inneren Sprachform (insbesondere auch dessen, was ich konstruktive innere Sprachform nannte) und im Zusammenhang damit die verschiedenen Methoden des synsemantischen Ausdrucks spielen natürlich eine Rolle bei den differenten „Typen des Sprachbaues".

[2]) Nur ein Anhang beschäftigt sich mit genetischen Fragen, mit den Gesetzen der Ideenassoziation und anderen, die beim Bedeutungswandel eine Rolle spielen, speziell aber mit W. Wundts Lehre vom singulären und regulären Bedeutungswandel und seiner Kritik der „teleologischen Sprachbetrachtung".

Digitized by Google

8. Alle diese Untersuchungen sind durchaus von theoretischem Interesse geleitet. Wenn sich dabei naheliegende Konsequenzen ergeben für die „Praxis", sei es im Sinne dessen, was ich oben praktische Sprachphilosophie nannte (der Sprachästhetik, der Anleitung zu einer logischen Idealsprache usw.), sei es im Sinne einer Reform und Verbesserung der Schulgrammatik und der Sprachlehre, so ist dies hoffentlich nichts, was den Wert der Theorie prinzipiell herabsetzte. Denn das ist ja doch das Richtige am „Pragmatismus", daß zwar nicht alles stückweise Brauchbare eo ipso auch richtig ist, aber im großen und ganzen das Wissen (und nicht die Unwissenheit und der Irrtum) Macht und also die zweckmäßige und allein völlig zuverlässige Führerin der Praxis ist. Allein ich bin diesem praktischen Nutzen des theoretisch Richtigen doch nicht ausdrücklich nachgegangen.

Nach der zweiten der vorhin angedeuteten Richtungen nicht, weil ich einen Beitrag zur Wissenschaft von der Sprache bieten wollte, nicht einen Behelf zum Unterricht derselben durch ein vom praktisch-pädagogischen Gesichtspunkt verfaßtes Schulbuch.[1]) [271] Aber auch nach der ersten nicht, da ich zwar — wie aus dem einleitenden Stück meiner „Untersuchungen" hervorgeht — den Wert jener kritisch nomothetischen Sprachbetrachtungen durchaus nicht unterschätze, aber doch den Begründern der wissenschaftlichen Grammatik völlig Recht gäbe, wenn sie sich lossagten von der Art, Grammatiken zu entwerfen, die ihre Aufgabe darin sah, nicht das Gegebene zu beschreiben (und in seiner Entstehung zu erklären) sondern die Sprache zu „schulmeistern". So sehr wie Jakob Grimm dies in bezug auf die deutsche Grammatik

[1]) Übrigens scheint mir offenkundig, daß nicht das Praktische im Sinne der nur pädagogisch gerechtfertigten Eigentümlichkeiten einer Schulgrammatik im Unterschied von einer wissenschaftlichen das sein kann, was auf dem Gebiete der Sprachbetrachtung das Analogon zu den praktischen Disziplinen der allgemeinen Philosophie (der Logik, Ethik und Ästhetik) bildet. Und zu letzteren bringt ja doch Vossler die sog. praktische sprachliche Prinzipienlehre, von der er redet, in Parallele. Das naturgemäße Analogon dazu sind vielmehr eine Sprachästhetik, ferner die Anleitung zu einer logischen (oder wissenschaftlichen) Idealsprache und überhaupt die Erörterungen über Sprachverbesserung, und dies verdient auch am ehesten den Namen einer „praktischen Prinzipienlehre" in bezug auf Sprache und Grammatik. Tatsächlich scheint er mir dabei beides, jenes Praktische im Sinne des bloß Pädagogischen und das, was ich praktische Sprachphilosophie nenne, zu vermengen.

Digitized by Google

verpönte, so sehr perhorresziere ich die prinzipielle Vermischung von allgemeiner Grammatik und Glossonomie.

So muß ich es denn als gänzlich unberechtigt und — den üblichen Sinn der Worte vorausgesetzt — unbegreiflich bezeichnen, wenn Vossler es als grundlegendes Mißverständnis meines Werkes bezeichnet, daß ich die Scheidung zwischen Theorie und Praxis nicht vollzogen, sondern mich abwechslungsweise bald in den Dienst der Wissenschaft und Forschung, bald in den der Lehre und Schule gestellt habe. Es ist dies ebenso unbegründet wie die Behauptung, daß diese Verquickung von theoretischer und praktischer Prinzipienlehre ein Ausfluß davon sei, daß ich in der Philosophie überhaupt zwischen „Psychologismus" und „Pragmatismus" schwanke, was wir als ein völliges Mißverständnis erkannt haben, und wie die Angabe: weil meine Begriffsentwicklung durch ein „doppeltes, theoretisch-praktisches Ideal bestimmt" sei, werde es mir ein Leichtes mit meinen Gegnern fertig zu werden, „insbesondere mit Wundt, dessen Forschung von einem einheitlichen psychologischen Interesse beherrscht" sei; ja „vielleicht" hänge es überhaupt damit zusammen, daß polemische Auseinandersetzungen einen so großen Raum in meinem Buche einnehmen.

Ich bin überzeugt, daß mancher meiner Gegner selbst höchlich darüber erstaunt sein wird, daß dies der Grund unserer Kontroverse sein soll.

Ganz ungerecht aber ist es, wenn V. speziell meine Polemik mit Wundt dem Umstande zuschreiben will, daß ich verschiedene Begriffs-[272] reihen miteinander konfundiere. Fast überall, wo ich in deskriptiven Fragen — und wie schon bemerkt, bildet ihre Erörterung den Hauptinhalt meines Werkes — mit Wundt kontrovers bin, muß ich leider ihm den Vorwurf machen, daß er Verschiedenes (speziell Grammatisches und solches, was Sache der Bedeutung ist) verwechselt. Was aber die im Anhang meines Buches enthaltene Verteidigung der empiristisch-teleologischen Ansicht von der Genesis und Entwicklung der Sprache gegen Wundts Nativismus und meine (von verschiedenen Forschern wie H. Paul und K. Bruchmann zustimmend aufgenommene) Kritik seiner Lehre vom regulären und singulären Bedeutungswandel mit einer angeblichen Verquickung von Theorie und Praxis meinerseits zu tun haben sollte, ist mir völlig unerfindlich. Und so ist denn diese V.sche Deutung meiner Polemik eine Behauptung ohne Beweis, ja eine solche, die den offenkundigen Tatsachen widerspricht. Den wahren Grund dafür, warum ich — oft mit innerer Überwindung — viele Polemik nicht gescheut habe, wurde schon im Vorwort zu meinem Buche kurz dargelegt und wurde von F. Baumann (in der *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* 1909, S. 469) sehr richtig gewürdigt. Der unfertige Zustand der Psychologie und die Schwierigkeit ihrer Fragen und Methoden bringt es leider mit

Digitized by Google

sich, daß fast noch in jedem wichtigeren Punkte starke Differenzen bestehen und läßt es als zweckmäßig, ja unter Umständen geradezu als geboten erscheinen, sich nicht bloß mit der positiven Begründung der eigenen Ansicht zu begnügen, sondern auch nach Tunlichkeit die Quellen der gegnerischen Irrtümer aufzudecken. Und dies ist meines Erachtens ganz besonders in einer „Sprachpsychologie" nötig, die sich auch an die Sprachforscher wendet. Nur so wird es ihnen ermöglicht, sich — solange wir ihnen keine allgemein anerkannte Psychologie bieten können — zwischen den abweichenden Positionen der verschiedenen „Psychologien", denen sie sich gegenüber sehen, in begründeter Weise zu entscheiden. Ohne wohlbegründete Anschauungen in den Fragen der allgemeinen Psychologie mit Erfolg die psychische Seite der Sprache zu studieren wäre aber ein Ding der Unmöglichkeit. In diesem Sinne muß man ein „System der Psychologie" an die Sprache heranbringen.

Und was ich von diesem Tadel einer „grundsätzlichen Verquickung von Theorie und Praxis", der mich treffen soll, in seiner Allgemeinheit sagen muß, das muß ich auch von den detaillierteren Angaben sagen, die Vossler darüber macht. Ich soll „abwechslungsweise bald die zweckmäßigeren Begriffe vor den richtigeren, bald die universalen vor den naturwissenschaftlichen und bald wieder die psychologischen vor den grammatikalischen und pädagogischen bevorzugt resp. hintangesetzt haben". Was das erste betrifft, so ist es, wenn ich z. B. bei der Behandlung der synsemantischen Zeichen von einer mehr oder weniger zweckmäßigen Klassenbildung und Terminologie rede, nur in dem Sinne der Fall, wie auch vom theoretischen Gesichtspunkt gebildete Klassen und Termini [273] die einen (z. B. die sog. natürlichen Klassen) für die Zwecke tiefer dringender Erkenntnis dienlicher sein können als die anderen (z. B. die sog. künstlichen). Ich bin zwar nicht der Ansicht, daß die einfachste und zweckmäßigste Beschreibung der Phänomene die ganze Aufgabe der Natur- und Geisteswissenschaften sei. Aber doch ist sie eine fundamentale Aufgabe aller wissenschaftlichen Erkenntnis der Dinge und die notwendige Grundlage für das Geschäft der Erklärung. Und auch bei dieser unserer Rede von Brauchbarem oder Zweckmäßigem auf theoretischem Gebiet könnten wir — wie überhaupt öfter — V. gegen sich selbst als Zeugen anführen. Spricht er doch S. 305 selbst von der Brauchbarkeit oder Nützlichkeit der Begriffe der allgemeinen Grammatik für den „Sprachforscher". Und unter dem letzteren versteht er doch offenbar einen Theoretiker. Zweckmäßig oder nützlich ist eben nicht ein Begriff, der dem Gebiete der theoretischen Forschung völlig fremd wäre. Nur eine solche Zweckmäßigkeit, die nicht

Digitized by Google

zur Erkenntnis als solcher und ihrer Förderung, sondern zum Handeln in bezug stände, hätte allerdings mit theoretischen Untersuchungen nichts zu tun. Aber daß ich solche Rücksichten der Brauchbarkeit irgendwo in meine theoretischen Betrachtungen hätte einfließen lassen, wird Vossler schwer werden zu beweisen. Ebenso ist es eine völlig unbewiesene Behauptung, daß ich Psychologisches und Grammatisches konfundiert hätte, mag er unter dem Psychologischen (welcher Begriff bei ihm ein sehr dunkler und schwankender ist) was immer meinen, wenn es nicht eben ein solches ist, das zugleich zum Grammatischen gehört und wo dann die Identifizierung keine Konfundierung ist.

Was endlich mit dem Gegensatz der universalen und naturwissenschaftlichen Begriffe gemeint ist (zwischen denen ich auch schwanken soll), und wie dieser dazu kommt, mit dem Begriffspaare: richtig — zweckmäßig und wieder mit dem Paare: psychologisch — grammatisch (resp. pädagogisch) in Parallele gebracht zu werden, ist mir ein unlösbares Rätsel.

9. Ich bin mit Vossler einig darin, daß es sehr wünschenswert sei, das Band zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie „etwas enger und straffer zu schnüren", aber wie und in welchem Sinne dies zu geschehen habe, darüber sind wir so verschiedener Meinung, daß unsere „Sprachphilosophie" außer dem Namen wenig Gemeinsames hat. Kein Wunder denn, daß wir uns so [274] wenig verstehen, und daß wir uns nicht als Bundesgenossen begrüßen können.

Nach mir bildet — wie der Leser bereits weiß — die Psychologie den Mittelpunkt der philosophischen Forschung und schöpfen insbesondere die praktischen Disziplinen des Gebietes vornehmlich (wenn auch nicht ausschließlich) aus ihr. Psychologisches Wissen ist es auch in erster Reihe, was meines Erachtens dem philosophischen Grammatiker not tut, um insbesondere die Fragen der allgemeinen Semasiologie zu lösen, und eben weil sich diese Grammatik vornehmlich auf die Psychologie, also auf den einen Hauptteil der theoretischen Philosophie stützt, ist meines Erachtens der Name philosophisch für sie am Platze.[1])

[1]) Das habe ich bereits in meinen „Untersuchungen" aufs deutlichste ausgesprochen, und es ist seltsam, wie fremd auch hier Vossler meinen Darlegungen gegenübersteht. Tut er doch (a. a. O. S. 305) so, als wäre jenes Verhältnis von Psychologie und allgemeiner Grammatik für mich ein Hindernis sie philosophisch zu nennen, während ich es in Wahrheit als den Grund dafür bezeichnete und dartue.

Digitized by Google

Und wenn ich von Psychologie rede, so meine ich — wie jedem Leser meines Buches klar ist — nur die empirische und zwar eine solche, die alle erreichbaren Mittel und gangbaren Methoden der Erfahrung sich zunutze macht; am geeigneten Orte auch das Experiment und die Hilfe, die uns physiologische und physikalische Kenntnisse dafür bieten können. Und das kann der Fall sein, nicht bloß wo es sich um genetische (und darum in sich selbst psycho-physische) Fragen, sondern auch wo es sich um deskriptive, also an und für sich rein psychologische Angelegenheiten handelt. Überhaupt ist nach meiner Ansicht auf allen Gebieten philosophischer Forschung (auch der Metaphysik und Erkenntniskritik) ein gedeihlicher Fortschritt nur durch Anwendung der empirischen Methode zu erhoffen, d. h. jener kombinierten Anwendung von Vernunft- und Erfahrungsprinzipien, welche man auch kurzweg die „naturwissenschaftliche Methode" zu nennen pflegt.

10. All das aber ist nach Vossler grundverkehrt. Wer z. B., wie ich es will, „die Psychologie zur Grundlage der Logik und Ästhetik macht", der „zäumt" nach Vossler (vgl. Sprache als Schöpfung S. 23) „seinen Gaul am Schwanze auf".

Auch daß ich die Psychologie als die vornehmste Nährquelle einer philosophischen Sprachbetrachtung ansehe, ist seinen An- [275] schauungen diametral entgegen. Ebenda (S. 21 ff.) hören wir: die Psychologie sei für die Sprachwissenschaft nicht mehr relevant als etwa die Astronomie, und darum sei es ebenso gleichgültig, ob der Sprachforscher der Herbartschen oder der Wundtschen Psychologie anhängt, wie, ob er Kopernikaner oder Ptolomäer sei.[1]) Bekanntlich hatte Wundt gelegentlich seiner Kontroverse

[1]) Vossler setzt hinzu: „Damit sollen natürlich die unschätzbaren Dienste, die das Wundtsche Werk (durch seine Irrtümer ebenso wie durch seine Ergebnisse) unserer Wissenschaft geleistet hat, nicht in Abrede gestellt noch verkleinert werden. Diese Dienste aber hat uns Wundt der Ästhetiker und Historiker und nicht der Psychologe Wundt geleistet — mag „Psychologie" in noch so fetten Lettern auf dem Titelblatt seiner Bände geschrieben stehen."

Vossler ist sich offenbar selbst bewußt, wie sehr Wundt, der — sei es mit Recht oder Unrecht — gegen den sog. „Historismus in der heutigen Sprachwissenschaft" und sein Überwiegen gegenüber der psychologischen Betrachtungsweise kämpft, erstaunt sein muß zu hören, daß er selbst der Sprachforschung gar nicht als Psychologe sondern als Historiker Dienste geleistet habe. Was aber das andere betrifft, so habe ich schon

Digitized by Google

mit Delbrück mit Bezug auf das Verhältnis von Psychologie und Sprachwissenschaft erklärt, er wolle zwar nicht leugnen, daß die letztere aus der ersteren Nutzen ziehe, aber in Wahrheit — und das werde zu sehr verkannt — sei ihr Verhältnis ein solches gegenseitiger Hilfeleistung. Ja tatsächlich müsse der Schwerpunkt gegenwärtig auf die „Gewinnung psychologischer Erkenntnisse aus den Tatsachen der Sprache" gelegt werden. „Wir würden der Sprache bedürfen, um eine haltbare Psychologie der zusammengesetzteren geistigen Vorgänge zu schaffen, auch wenn es sich zeigen sollte — was ich allerdings nicht glaube — daß die Sprachwissenschaft allenfalls die Hilfe der Psychologie entbehren könnte" (Sprachgeschichte und Sprachpsychologie S. 8). Mit Bezug auf diese Äußerung Wundts bemerkt nun V. (Sprache als Schöpfung S. 23): „Wir glauben gerne, daß die heutige Psychologie sich reiches Material und vielfache Belehrung aus der Sprache und vielleicht auch aus der Wissenschaft von der Sprache entnehmen kann. Aber, wenn sie schon bei uns betteln geht, so soll sie sich nicht den Anschein geben, als schenkte sie uns etwas oder als stände sie im Tauschhandel mit uns." [1])

[276] Kurz: Nach Vossler hat die Psychologie für den Sprachforscher gar keinen Nutzen,[2]) und in diesem Sinn heißt es auch

---

im Anhang zu meinen „Untersuchungen" betont, wie wenig Wundt in Wahrheit von ästhetischen Motiven bei der Entwicklung der Volkssprache wissen will.

[1]) Wir erinnern uns, wie Vossler oben Wundts Arbeiten über die Sprache das „einheitliche psychologische Interesse" nachrühmt, von dem sie beherrscht seien, im Gegensatz zu meinem (angeblichen) Schwanken zwischen einem theoretischen und praktischen Ideal. Nach den obigen Ausführungen aber scheint mir dieser Ruhm für Wundt arg einzuschrumpfen. Denn jedermann weiß, daß dieser Autor selber mit seiner Psychologie nicht bloß aus der Sprachwissenschaft Nutzen ziehen, sondern auch umgekehrt ihr solchen bringen möchte. Beim letzteren Streben aber wäre je nach V.s obigen Darlegungen von vornherein Öl und Mühe verloren.

[2]) Delbrück hat in seinen „Grundfragen der Sprachforschung" 1901 nach einem vergleichenden Überblick über die hauptsächlichsten Positionen der Herbartschen und Wundtschen Psychologie bemerkt, für den Praktiker der Sprachforschung lasse sich mit beiden leben. Daß der hervorragende Sprachforscher damit absichtlich habe zeigen wollen, „wie wenig die Psychologie mit der Sprachwissenschaft zu tun habe", will Vossler selbst nicht behaupten; er meint aber, tatsächlich habe dies Delbrück durch jenen Vergleich doch — „wohl ohne Absicht, aber dafür mit um so mehr Evidenz und Spontaneität — dargetan". Denn was dieser Forscher sage, gelte nicht, weil der Sprachforscher ein Praktiker sei, sondern weil Herbart resp. Steinthal

Digitized by Google

a. a. O. S. 105: „Was aber die „Gesetze“ betrifft, nach denen sich die Sprachentwicklung gestaltet, so trägt sie der Sprachforscher geradeso wie der Sprecher in seinem lebendigen Leibe mit herum, und sie brauchen ihn keinen Deut zu kümmern. Entweder sind es die Gesetze unserer geistigen Tätigkeit, und dann fallen sie mit den Definitionen der Erkenntnistheorie zusammen und werden vom Philosophen ermittelt,[1]) oder es sind die „Gesetze“ unseres psychophysischen Lebens, und dann hat sie der Physiologe zu untersuchen. Es wäre Zeit, daß sich die Psychologen von heute entschlössen, ob sie Erkenntnistheorie oder Physiologie treiben wollen. Mit ihrem naturphilosophischen Mischmasch aber sind sie uns allen ein Greuel und eine Gefahr ge-[277]worden. Ich sehe die Zeit kommen, wo sie weder vom Naturforscher, noch vom Historiker, noch vom Philosophen mehr ernst genommen werden.“[2]) Also nicht bloß ist die Psychologie für die Sprachwissenschaft nutzlos; die moderne Psychologie (welche, um sich alle Quellen der Erfahrung dienstbar zu machen, den Kontakt mit der Naturwissenschaft sucht und pflegt) ist nach Vossler geradezu ein Greuel und eine Gefahr für die Wissenschaft.[3])

---

und Wundt Psychologen seien und weil dem Sprachforscher zur Erklärung seiner Phänomene der Psychologe Herbart oder Wundt so wenig von nöten seien, wie der Astronom Kopernikus oder Ptolomäus.

Was in Wahrheit Delbrück meiner Meinung nach mit der obigen Bemerkung hat sagen wollen, habe ich schon in meinen „Untersuchungen“ Bd. 1 S. 78 ausgeführt, und wenn Vossler darin etwas „mit Evidenz“ dargetan zu sehen meint, was jener Autor gar nicht beweisen wollte, so liegt dies nur daran, daß Vossler offenbar für die Stringenz eines solchen Beweises weit geringere Forderungen stellt als die gewöhnliche Logik.

[1]) Vgl. auch S. 113: „Sämtliche nur denkbare Sprachgesetze ... sind entweder Tautologien oder erkenntnistheoretische Definitionen.“

[2]) Von mir unterstrichen.

[3]) Die „Zeitschrift für Psychologie“, die man wohl als das führende Organ dieser modernen Richtung in der Psychologie in Deutschland bezeichnen kann, hat also nach ihm jedenfalls gar keine Existenzberechtigung. Und es ist nur zu verwundern, daß er doch mitten in diesem „naturphilosophischen Mischmasch“ seine Stimme erhoben hat. Die Zeitschrift damit zu unterstützen, konnte unmöglich seine Absicht sein. Sollte es ein Zeugnis seltenen Mutes sein, daß er — ein einziger Gerechter in Sodom — gerade auf einem Hauptschauplatz jenes von ihm oben gekennzeichneten „Greuels“ eine Kritik meines (dieser Richtung ganz verwandten) Buches lieferte und so den Gegner im eigenen Lager aufsuchte?

Digitized by Google

Und wie er von der empirischen Psychologie sehr wenig hält, so hält er überhaupt nicht die empirische oder naturwissenschaftliche Methode für die richtige in der Philosophie, und so auch speziell in der Sprachphilosophie, sondern eine idealistisch-spekulative. Es ist, wie er im Vorwort zu seiner Schrift „Idealismus und Positivismus in der Sprachwissenschaft“ [1]) sagt, sein vor- [278] nehmstes Bestreben, Bahn zu brechen für eine Reform der gesamten Sprachwissenschaft im Sinne der Ideen von B. Croces Estetica come scienza dell' espressione e linguistica generale (Palermo 1902).[2]) Dieser Autor aber ist in bezug auf die Methode ein Anhänger Hegels. Er feiert in seiner Schrift „Lebendiges und Totes in Hegels Philosophie“ (mit einer Hegel-Biographie, deutsch von K. Büchler, Heidelberg 1909) Hegel als den „größten dialektischen Denker aller Zeiten“ und bezeichnet eben seine Methode (die Dialektik der Gegensätze) als das bleibend Wertvolle bei diesem deutschen Philosophen, das triumphierend jedem Ansturm spotte.[3])

Dafür, daß Vossler nicht die empirische Methode hochhält, haben wir freilich gleich in der Weise einen Beleg, wie er zu beweisen sucht, daß derjenige „den Gaul am Schwanze aufzäumt,

---

[1]) Heidelberg 1904. Im Vorworte dieser programmatischen Schrift Vosslers begegnen wir der Klage, daß zwar schon W. v. Humboldt die Sprachwissenschaft auf den Boden des kritischen Idealismus zu stellen versucht habe. Aber in dem hastigen Eifer empirischer Sprachforschung seien die Humboldtschen Errungenschaften und überhaupt fast aller Zusammenhang der Philologie mit der Philosophie wieder verloren gegangen. „Die folgenden Blätter, so fährt V. fort, möchten dazu beitragen, das notwendige Band etwas enger und straffer zu schnüren, indem sie auf die wichtigsten Probleme der Sprachwissenschaft die Grundsätze der idealistischen Ästhetik, wie sie besonders von Benedetto Croce formuliert wurden, allerseits anwenden.“

Wenn Vossler unter dem kritischen Idealismus die Philosophie Kants versteht, so ist zu bemerken, daß sich zwar Humboldt in seiner Jugend mit ihr beschäftigt hat, daß aber das für seine Sprachphilosophie vornehmlich in Betracht kommende 1835 erschienene Werk „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes“ weit mehr von den Ideen der damals in Deutschland herrschenden „idealistischen“ Philosophie beeinflußt ist.

[2]) Auch deutsch von C. Federn, Leipzig: „Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik“.

[3]) In seiner „Ästhetik“ S. 89 schließt Croce die Psychologie aus der Reihe der philosophischen Wissenschaften aus, u. a. weil sie die Methode der Naturwissenschaften, nicht diejenige der Philosophie, habe.

Digitized by Google

der die Psychologie zur Grundlage von Logik und Ästhetik macht". Er meint nämlich, diese untersuchten „den Geist, insofern er Schöpfer und unbedingte Ursache ist, die Psychologie untersucht ihn als bedingtes Geschöpf und Phänomen". Man könne aber wohl das Bedingte aus dem Unbedingten, und das Relative aus dem Absoluten erklären (darum müsse sich die Psychologie auf Ästhetik und Logik berufen), aber nicht umgekehrt. Ich kann den Glauben an eine solche unbedingte schöpferische Tätigkeit, welche dem Geiste in bezug auf die Gebilde, von denen Ästhetik und Logik handeln, zukommen soll, nur zu dem rechnen, was keines empirischen Forschers Auge je gesehen und kein solches Ohr je gehört hat. Es kann nur der auserlesenen Schar derjenigen offenbar sein, die das Organ jener höheren, idealistisch-spekulativen Methode besitzen, aus der nach V. die wahrhaft philosophischen Intuitionen fließen. Beispiele solcher Intuitionen und derartiger Blüten spekulativer Methode (wie sie auch die philosophische Literatur einer gewissen Periode des vorigen Jahrhunderts in Überfülle hervorbrachte) ließen sich aus den oben erwähnten Schriften Vosslers zur Sprachphilosophie in größerer [279] Zahl beibringen.[1]) Doch will ich den Leser nicht damit ermüden.

[1]) Man lese, wie nach V. (Positivism. u. Idealism. S. 41) ein Begriff zustande kommen soll. Man höre die Behauptung S. 65 und 27, daß es Synonyme in einer und derselben Sprache nicht gebe, ja daß solche von einer Sprache hinüber zur andern ebensowenig existieren. Sie seien „entweder Sprachfehler oder ein unwissenschaftlicher Begriff, der durch mangelhafte Interpretation des Sprachmaterials entstanden ist". Der Ausspruch hindert ihn aber nicht sofort hinzuzufügen: in der Logik könne es Synonyme (Tautologien) geben, weil hier „Gedanke und Sprache sich trennen" — eine Bemerkung, die mir völlig rätselhaft ist. Oder man höre (Sprache und Schöpfung usw. S. 56—57): „Mund und Kehle, als Werkzeuge des Geistes betrachtet, sind fähig, ebensoviele Variationen zu bilden, als unser Geist Intuitionen erzeugt. Die Variationsfähigkeit beider Teile ist unendlich groß. Der Fall, daß einer und derselbe Lautkomplex mehrere Bedeutungen erhält, beruht auf einer Täuschung. Man kann nicht A denken und B sprechen, denn einem bestimmten geistigen Inhalt entspricht immer ein ebenso bestimmtes phonetisches Phänomen. Soviele Inhalte, soviele Laut- und Klangvariationen. Es stimmt hier alles aufs Härchen und für einen Spielraum der Artikulation sehe ich nirgends mehr ein Plätzchen." Und weiter: „Unter Lautwandel verstehen wir die unendlichen und individuellen Variationen des phonetischen Phänomens der Sprache, aber nur, insofern sie durch die anschauende Tätigkeit unseres Intuitionsvermögens verursacht und geregelt werden und dementsprechend auf diese erzeugende und regelnde Ursache auch wieder zurückbezogen

Digitized by Google

Dagegen wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, einen Blick zu werfen auf die Früchte, welche Vosslers Methode trägt für seine Kritik der gegenwärtigen Sprachwissenschaft, die ja nach ihm fast ganz „positivistisch" (d. h. von der empirischen Methode geleitet) ist und dringend der Reform durch eine idealistisch-spekulative Betrachtung der Dinge bedarf.

11. Folgendes sind nach ihm die wichtigsten Züge jenes positivistischen Denkens in Sachen der Sprache und Grammatik, denen er, wenn überhaupt, bloß vom praktisch-päda- [280] gogischen Standpunkte einen Wert zugestehen will, die wissenschaftlich-theoretische Berechtigung aber jedenfalls abspricht.

a) Dem „Positivismus" ist die Sprache eine Sache der Konvention und der Regeln, während sie der „Idealismus" als eine freie Schöpfung des Individuums faßt. „Selbst im ärmsten und geringsten menschlichen Wesen noch", so schließt das erwähnte Schriftchen, „lebt der göttliche Funke einer eigenen und freien Sprache. Keine Regel und Konvention der Welt kann ihn jemals zertreten. Der elendeste sprachliche Sklave ist in einem verborgenen Winkel seiner Seele immer noch autonom und kann zum Papagei nicht erniedrigt werden. Die traurigste Wirklichkeit ist immer noch tausendmal erquicklicher als die öde Afterphilosophie des Positivismus, die in der köstlichsten Gabe geistiger Freiheit nur Gesetz und Regel, nur Konvention und Knechtschaft findet" (Positivism. usw. S. 98).

b) Positivistisch und damit unwissenschaftlich ist es nach V. auch, wenn man den Organismus der lebendigen Rede in Sätze, Satzglieder, Worte, Silben, Laute und die Grammatik in Laut-, Flexions-, Satzlehre usw. gliedert. „Syntax ist keine Wissenschaft — sowenig als Flexionslehre und Lautlehre. Dieses ganze Feld grammatischer Disziplinen ist ein von nimmermüden Positivisten angelegter unermeßlicher Kirchhof, wo allerhand tote

---

werden können. Mit anderen Worten: Lautwandel entsteht dadurch, daß unsere inneren Anschauungen auf dem Wege über die Sprachwerkzeuge in Erscheinung treten. Und dadurch, daß unsere Anschauungen fortgesetzt variieren, variiert in gleichem Schritt auch die Erscheinung, d. h. der Laut. Mit jedem Bedeutungswandel ist ein entsprechender Lautwandel verknüpft" usw. All das können meines Erachtens nur Blüten und Früchte einer durchaus erfahrungsfeindlichen Methode in der Sprachphilosophie sein. Und dasselbe gilt von den Äußerungen S. 111 derselben Schrift über die Bedeutung des Wurzel- und des Formelements der Wörter und von vielem andern.

Digitized by Google

Sprachteile in Massen- und Einzelgräbern hübsch gebettet liegen, und die Gräber sind mit Aufschriften versehen und numeriert. — Wem hat nicht schon der Modergeruch dieser positivistischen Philologie beklemmend auf die Brust gedrückt!" (a. a. O. S. 38).[1])

Demgegenüber soll die idealistische Betrachtung der Sprache ihr lebendiges Werden und Sichwandeln erfassen und sie darum als Entwicklung des Geistes betrachten. „Die Aufgabe [281] der Sprachwissenschaft ist ... gar keine andere als die: den Geist als die alleinig wirkende Ursache sämtlicher Sprachformen zu erweisen.[2]) Auch nicht die kleinste akustische Nuance, auch nicht die unscheinbarste lautliche Metathesis, auch nicht der harmloseste Sproßvokal, auch nicht der elendeste parasitische Laut darf der Phonetik oder der Akustik oder der isolierten Lautlehre zur alleinigen Erklärung[3]) preisgegeben werden! Phonetik, Akustik, Physiologie der Sprachwerkzeuge, Anthropologie, Ethnologie, experimentelle Psychologie, und wie sie alle heißen, sind nur beschreibende Hilfsdisziplinen[4]) und können uns die Bedingungen zeigen, unter denen sich die Sprache wandelt, aber in aller Welt nicht die Ursache. — Die Ursache ist der menschliche Geist mit seinen unerschöpflichen individuellen Intuitionen, mit seiner αἴσθησις; und die alleinherrschende Königin der Philologie ist die „Ästhetik" (a. a. O. S. 63).

c) Durch den Terminus ästhetisch glaubt überhaupt V. am schärfsten die Eigentümlichkeit der idealistischen im Gegensatze

---

[1]) Vgl. Croce „Ästhetik" S. 144. Wenn Linguistik und Ästhetik zwei verschiedene Wissenschaften scheinen, so ist es nur deshalb, weil man bei der ersten an eine Grammatik denkt oder an irgendetwas, was aus Philosophie und Grammatik, das heißt einem willkürlichen mnemo-technischen Schema*) gemischt ist, und nicht an eine rationelle Wissenschaft und eine reine Philosophie des Sprechens: und weil die Grammatik ... in den Geistern das Vorurteil erzeugt, daß das Wesen der Sprache und ihre Wirklichkeit in isolierten und kombinierbaren Worten liege und nicht in lebendigen Reden,*) die dem Sinne nach unteilbar sind usw.

*) Von mir unterstrichen.

[2]) Vgl. Croce a. a. O. S. 137.

[3]) Bilden denn diese Alleinigkeit der Erklärungsweise und die vorhin erwähnte aus dem „Geiste" ein aut-aut, wie kontradiktorische Gegensätze?

[4]) Man wird verwundert sein zu hören, daß die Hilfe der Akustik, der Physiologie der Sprachwerkzeuge und der experimentellen Psychologie bloß „beschreibender" Natur sein soll, trotzdem V. sofort selbst sagt, sie könnten uns die Bedingungen zeigen, unter denen sich die Sprache wandelt. Betrifft dies denn nicht die Genesis?

Digitized by Google

zur positivistischen Betrachtung der Sprache charakterisieren zu können. „Die sog. Grammatik muß in die ästhetische Betrachtung der Sprache ganz und restlos aufgelöst werden. Ist die idealistische Definition: „Sprache" = geistiger Ausdruck, zu Recht bestehend, so kann die Geschichte der sprachlichen Entwicklung nichts anderes sein als die Geschichte der geistigen Ausdrucksformen, also Kunstgeschichte im weitesten Verstande des Wortes" (a. a. O. S. 10). „An Stelle der These Pauls: alle Sprachwissenschaft ist historisch, müssen wir die unserige setzen: alle Sprachwissenschaft ist ästhetisch" (a. a. O. S. 96), und die Schrift „Sprache als Schöpfung und Entwicklung" S. 19 erläutert dies dahin, daß wenigstens die theoretisch-historische Sprachbetrachtung gleichbedeutend sei mit der ästhetischen und daß Paul das ästhetische Moment in der Sprachwissenschaft stärker hätte betonen sollen.

[282] 12. Ist diese Kritik der heutigen Sprachwissenschaft in bezug auf ihren angeblich wissenschaftlichen Charakter berechtigt und geeignet, uns die Methode, deren Ausfluß sie ist, zu empfehlen, und ist die Reform, die Vossler preist, imstande „das notwendige Band zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie enger und straffer zu schnüren"? Ich glaube, es sei leider das Gegenteil offenkundig.

Wir hören, die einzig wissenschaftliche Betrachtung der Sprache sei die ästhetische. „Sprachwissenschaft im reinen Sinne des Wortes ist nur die Stilistik. Diese aber gehört zur Ästhetik. Sprachwissenschaft ist Kunstgeschichte." (Positivismus usw. S. 42). Aber indem V. von Ästhetik, ästhetisch und von Kunst spricht, scheinen diese Termini durchaus nicht immer denselben Sinn zu haben.

a) Da wird z. B. ästhetisch und Ästhetik damit in Zusammenhang gebracht, daß in der Sprache die individuelle „Anschauung" (αἴσθησις) alleinherrschend sei. Und wird uns gesagt (Sprache als Schöpfung und Entwicklung 1905 S. 23): „Ästhetik und Logik ... beschäftigen sich mit den theoretischen Erzeugnissen oder noch genauer, mit der Erkenntnistätigkeit unserer Psyche. Ästhetik und Logik untersuchen den Geist, insofern er Schöpfer und unbedingte Ursache ist, die Psychologie untersucht ihn als ein bedingtes Geschöpf und Phänomen" usw.

Wenn V. hier Logik und Ästhetik einander in der Weise koordiniert, daß die eine im Gebiete der Begriffe, die andere in

Digitized by Google

dem der Anschauungen (vgl. auch Pos. und Idealism. S. 41 u. 42) es mit der Erkenntnistätigkeit der Psyche zu tun hätte, so liegt eine gänzliche Änderung des Begriffs „Ästhetik" vor gegenüber dem, den man (und auch V. selbst anderwärts) gewöhnlich mit dem Terminus verbindet. Erkennen heißt: richtig und einsichtig urteilen, und damit hat es allerdings die Logik, die Ästhetik im üblichen Sinne aber durchaus nicht zu tun, da es bekanntlich im Gebiete des Schönen nicht auf die Wahrheit d. h. die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern bloß auf die Erscheinung, auf die Vorstellung ankommt.[1])

[283] Und wie V. hier den Terminus ästhetisch und Ästhetik in einem ganz andern als dem üblichen Sinne verwendet, so auch offenbar, wenn es (Positiv. und Idealism. S. 24) heißt: „Dem gewöhnlichen Menschenverstand, dem schlimmsten Feinde aller exakten Wissenschaft, will es freilich nicht zu Sinne gehen, daß selbst die unbedeutendsten und scheinbar zufälligsten sprachlichen Wandlungen immer eine ästhetische d. h. in der Geistesart des Sprechenden liegende Ursache haben sollen." Ebenso, wenn es a. a. O. S. 95 heißt: „Vergleicht man die sprachliche Ausdrucksform mit der entsprechenden psychischen Intuition, so ist die Betrachtung ästhetisch d. h. man interpretiert den „Sinn" der Ausdrucksform. Jedermann, der etwas Gesprochenes oder Geschriebenes anhört oder liest, übt diese Tätigkeit: zunächst freilich unbewußt und unwissenschaftlich. Sobald er es aber mit Bedacht und Wissen tut und über seine Interpretationen reflektiert, treibt er ästhetische Sprachwissenschaft."

---

[1]) Wie denn V. selbst (im selben Buche, Sprache als Schöpfung S. 15) sagt: „Reine Anschauung ... ist Kunst. Diejenige Stelle, die Kant der Mathematik zugewiesen hat, gebührt in Wahrheit der Kunst. Sie allein vermittelt uns Anschauungen und Phänomene ohne Bezugnahme auf die praktische Wirklichkeit." Die seltsame Anspielung auf Kants „reine Anschauung" usw. lassen wir beiseite. Uns interessiert hier nur, daß V. selbst den Anschauungen, die uns die Kunst vermittelt, die Bezugnahme auf die Wirklichkeit abspricht. Dies ist ganz dem üblichen Begriffe der schönen Kunst entsprechend. Aber wie kann V. dann 8 Seiten später die Ästhetik auf eine Linie stellen mit der Logik, als eine Disziplin, die es ebenso wie jene mit der Erkenntnistätigkeit zu tun hätte? Hat die Erkenntnis keinen Bezug auf die Wirklichkeit? V. gebraucht zwar an der eben zitierten Stelle den Ausdruck „praktische Wirklichkeit". Aber sofort zeigt sich, daß damit die Wirklichkeit überhaupt gemeint ist, indem gesagt wird, die Elaborationen der Kunst könnten nicht, wie die der Geschichte, an der Wirklichkeit gemessen werden.

Digitized by Google

Danach wäre ja ästhetische Sprachwissenschaft auf einmal nicht anderes als was wir Semasiologie nennen! Es bedarf aber keiner Bemerkung darüber, wie weit und willkürlich hier das Wort „ästhetisch" verwendet ist. Und ebensowenig darüber, daß auch viele Sprachforscher, die nicht zur Fahne von Vossler und B. Croce schwören, also „Positivisten" sind, mehr als die lautliche Seite der Sprache im Auge haben, wenn sie auch — und ganz mit Recht — nicht alle lautlichen Änderungen aus dem „Geiste" erklären wollen und nicht meinen, es gebe keinen Lautwandel, der von Sinn und Bedeutung unabhängig ist.

Auch die andere Fassung von „ästhetisch", nämlich im Sinne von anschaulich (αἴσθησις), und die damit zusammenhängende Behauptung, die ästhetischen Betrachtungen hätten es, zusammen mit der Logik, mit unserer Erkenntnistätigkeit zu tun, involviert [284] nicht bloß, wie schon oben bemerkt, eine willkürliche Änderung des Sprachgebrauchs, sondern auch — in Anwendung auf die Sprachwissenschaft, welche nach V., um wissenschaftlich zu sein, „ästhetisch" sein soll — schwere Irrtümer. Denn auch als Semasiologie gefaßt hat es die Sprachforschung weder bloß mit Erkenntnissen noch — worauf wir unten zurückkommen — speziell mit Anschauungen zu tun.

Also auch von dieser Seite ist die heutige Sprachwissenschaft nur im Rechte, wenn sie nicht, wie V. verlangt, „ästhetisch" ist.

b) Doch wenn wir hier bei V. ganz absonderlichen und viel zu weiten Fassungen des Terminus „ästhetisch" begegneten, so gebraucht er ihn permiscue damit auch wieder im üblichen oder in einem diesem nahestehenden Sinne, wo er auf das Schöne und „Poetische" Bezug hat und überhaupt auf das Künstlerische im Sinne der schönen Künste. (Man vgl. Pos. und Idealism. S. 15, 16, 42 und 90. Sprache als Schöpfung usw. S. 64, 66, 67 u. 71! — an welch letzterem Orte von der künstlerischen Deklamation von Versen die Rede ist, die nicht den logischen oder grammatischen oder rhythmischen, sondern den ästhetischen Wert der Worte heraushebe — ferner S. 83 „ein Beispiel ästhetischer Stilanalyse").

Wenn nun aber V. von der Sprachwissenschaft in dem Sinne verlangt, daß sie — um wissenschaftlich zu sein — ein Teil der Ästhetik sein müsse, so sind natürlich auch demgegenüber die Empiriker oder Positivisten ganz im Recht, wenn sie sich dieser Forderung nicht fügen und wenn sie von

Digitized by Google

diesem „Idealismus in der Sprachwissenschaft“ nichts wissen wollen.

Daß die Erweckung schöner Vorstellungen einer der Zwecke menschlicher Rede ist, kann mit Grund niemand verkennen. Und ich selbst habe in meinen „Untersuchungen“, insbesondere Wundt gegenüber, darauf hingewiesen, daß auch die Schöpfer der Volkssprache in gewissem Maße bei der Wahl und Gestaltung der Ausdrucksmittel von diesem Motive geleitet waren und sind.[1]) Aber so sehr es ver-[285] kehrt wäre dies zu verkennen, noch viel verkehrter wäre es doch zu meinen, der poetische Reiz sei das Motiv alles Sprechens und aller Sprachschöpfung, und dies muß ja derjenige lehren, der — im eigentlichen Sinne verstanden — behauptet, die ästhetische Erklärung der sprachlichen Erscheinungen sei die einzig wissenschaftliche d. h. eben die einzig den Tatsachen entsprechende.

Vossler bekennt sich, indem er die Sprachwissenschaft der Ästhetik eingliedern will, als Schüler von B. Croce, dessen schon erwähnte Estetica er im Vorwort seines „Idealism. und Positivism.“ als ein philosophisches Ereignis bezeichnet, das von den Vertretern der Philologie auf die Dauer nicht ignoriert werden dürfe. Croce habe darin als erster mit voller Klarheit, Sicherheit und Folgerichtigkeit die Ästhetik als Wissenschaft vom geistigen Ausdruck und die Sprachwissenschaft als einen Teil der Ästhetik definiert und sämtliche Folgerungen gezogen, die sich aus dieser Definition ergeben. In Wahrheit lesen wir bei Croce (a. a. O.) S. 135 sogar von „Identität von Linguistik und Ästhetik“ und unter diesem Titel heißt es z. B.: „Wer sich mit allgemeiner Linguistik, mit wissenschaftlicher Linguistik beschäftigt, der beschäftigt sich mit ästhetischen Problemen und umgekehrt. Philosophie der Sprache und Philosophie der Kunst sind ein und dasselbe.“[2]) Und zum Beweise

[1]) Dies gilt insbesondere von den Vorstellungen der figürlichen inneren Sprachform, und es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß Croces und Vosslers Lehre, alle sprachlichen Erscheinungen müßten aus ästhetischen Gesichtspunkten erklärt werden, mit daraus fließt, daß sie die figürliche innere Sprachform in ihrer wahren Natur und ihrem Unterschied von der Bedeutung verkennen und die Wahrheit, daß die Wahl dieses Elements an unseren Verständigungsmitteln in manchen Fällen durch die Freude am Schönen bestimmt ist, in einseitiger Weise übertreiben.

[2]) Und ebenda: „Es bliebe uns noch übrig den Satz aufzustellen und klarzumachen, daß die Kunstwissenschaft und die Sprachwissenschaft, die

Digitized by Google

dessen meint Croce bloß daran erinnern zu müssen, daß die Sprache, also der Gegenstand der Sprachwissenschaft, Ausdruck („artikulierter und abgegrenzter Laut zum Zwecke des Ausdrucks"), der Ausdruck aber eben der ästhetische Vorgang sei (a. a. O. S. 135). Wie er denn S. 77 sagen zu können meint, man könne „die Schönheit als den gelungenen Ausdruck definieren oder besser einfach als den Ausdruck, weil der Ausdruck, der nicht gelungen ist, gar kein Ausdruck ist".

Auch demgegenüber kann die Kritik sich kurz fassen. Daß Croces Definition der Ästhetik und des Schönen nach einer Rich-[286]tung zu eng ist, sei nur nebenbei bemerkt. Der (schöne) Ausdruck, sei es in der Poesie oder Musik oder in den bildenden Künsten, ist ja keineswegs das Ganze, wovon die Ästhetik als Lehre vom Schönen handelt. Es gibt auch eine Schönheit und innere Harmonie des Auszudrückenden, der Gedankenwelt oder der Ideen, für die der Künstler die glücklichste und harmonischste Form findet. Aber diese Verengung der Begriffe „Ästhetik" und „Schönheit" genügt nicht, um sie mit denen der Sprachwissenschaft und des „Ausdrucks" zu identifizieren, Croce fügt darum dazu nach anderer Richtung eine maßlose Erweiterung oder eine offenkundige Äquivokation. Denn was soll es heißen, daß sowohl Ästhetik als Sprachwissenschaft den „gelungenen Ausdruck" zum Gegenstand haben? Heißt hier „gelungen" soviel wie ästhetisch wirksam oder heißt es ganz allgemein zweckentsprechend, auch wenn dieser Zweck nicht (und auch nicht einmal nebenher) das ästhetische Vergnügen, sondern bloß das nackte Verständnis ist? Doch über dergleichen Willkür ist kein weiteres Wort zu verlieren.[1]) Es genügt, was bereits gegenüber Vossler gesagt wurde.

Ästhetik und die Linguistik nicht zwei getrennte, sei es untergeordnete, sei es beigeordnete, sei es nicht zusammengehörige Wissenschaften sind, sondern eine einzige Wissenschaft. Nicht als ob es dabei eine besondere Linguistik gäbe, sondern die gesuchte linguistische Wissenschaft, die allgemeine Linguistik, ist, soweit sie überhaupt zur Wissenschaft und Philosophie gehört, nichts anderes als die Ästhetik."

[1]) Daß Croce auch den Terminus „Sprache" (lingua) in Sprachwissenschaft oder Linguistik soweit fassen muß, daß nicht bloß (wie er selber definiert: „der artikulierte, abgegrenzte Laut zum Zwecke des Ausdrucks") sondern auch die Kunstmittel des Malers, Musikers, Bildhauers usw. darunter verstanden sind, und daß dies dem üblichen Gebrauche des Terminus Sprachwissenschaft oder Linguistik zuwider ist, bedarf ebenfalls keiner Bemerkung.

Digitized by Google

Wie endlich, wenn dieser auch verlangt, die Sprachwissenschaft müsse, um den „idealistischen“ Anforderungen zu entsprechen, Kunstgeschichte werden? Wenn „Kunst“ dabei im engeren Sinne einer „schönen Kunst“ gemeint ist, dann ist natürlich vor allem dasselbe dagegen zu bemerken, was wir gegen die Definition der Sprachwissenschaft als Zweig der Ästhetik einwendeten, nämlich daß die Erzeugung schöner Vorstellungen nicht der Haupt-, geschweige denn der einzige, Zweck der Sprache ist. Aber selbst wenn einer dies zugäbe, wäre dann noch Protest zu erheben dagegen, daß V. die eine und andere Definition (Sprachwissenschaft = Kunstgeschichte und = Teil der Ästhetik) abwechselnd und wie etwas Identisches ausspricht. Kunstgeschichte ist etwas Theoretisches, ein Stück Kulturgeschichte. Die Ästhetik im üblichen Sinne dagegen ist eine praktische [287] Disziplin, die zu möglichst idealer Gestaltung und vollendetem Ausdruck der Vorstellungen anleiten will, und sie ist so gut von der Kunstgeschichte zu unterscheiden, wie die Medizin von der Geschichte der Heilkunde und Hygiene. Hätte ich solche Dinge zusammengeworfen, dann verdiente ich den Vorwurf, Theoretisches und Praktisches grundsätzlich zu verquicken. So viel, wenn Kunst im engeren Sinne von schöner Kunst verstanden wird.

Nimmt man aber den Terminus im weiteren und weitesten Sinne, versteht man darunter jede Fertigkeit, die durch gewisse „Erfindungen“ im weitesten Sinne dieses Wortes (seien diese planlos oder planmäßig und seien sie Einfälle eines einzelnen oder solche von vielen, die zusammenwirken) begründet und durch Übung und Lernen gefestigt und fortgepflanzt wird, so ist natürlich zuzugeben, daß auch die Volkssprache eine Kunst ist, speziell die Kunst sein psychisches Leben auszudrücken. Und natürlich gibt es dann auch einen Zweig der Sprachwissenschaft, der in diesem Sinne „Kunstgeschichte“ ist. Aber es wäre ein Irrtum, diese geschichtliche Betrachtung für die einzige, ja auch nur für die einzige theoretische Sprachbetrachtung zu halten, die eines wissenschaftlichen Charakters fähig ist. Das glaube ich bereits in meinen „Untersuchungen“ dargetan zu haben.

13. Doch weiter: V. wirft der heute herrschenden „positivistischen“ Grammatik auch vor, ihre Untersuchungen seien nicht „ästhetisch“ im Sinne einer kausalen Erklärung. Sie sei

Digitized by Google

vorwiegend beschreibend, und was sie kennen lehre, seien, statt des lebendigen Organismus der Rede, nur tote Stücke desselben. Wir hätten an ihr eine bloße „Materialiensammlung", ja eine „Kirchhofswissenschaft" vor uns.

Demgegenüber meine ich, daß, wenn unter der „ästhetischen" Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen hier (vermöge einer abermaligen starken Äquivokation) schlechtweg eine kausale Erklärung gemeint wäre, es abermals ein ganz ungerechter Vorwurf ist, sie der sog. positivistischen Sprachforschung kurzweg abzusprechen. Die Tatsachen zeigen offenkundig das Gegenteil.

Allerdings sucht man die Ursache nicht für alle sprachlichen Erscheinungen in „ästhetischen" Motiven im eigentlichen Sinne dieses Wortes d. h. im Streben nach dem Schönen. Aber es wurde schon gesagt, daß die „Positivisten" völlig im Rechte sind, wenn sie nicht für alle sprachlichen Erscheinungen die Ursache in ästhe-
[288] tischen Motiven (im eigentlichen Sinne dieses Wortes) und auch wenn sie sie nicht im „Geiste" suchen (falls dies so viel heißt wie die „Bedeutung" der Sprachmittel). Im Sinne der „Geistesart" aber (der geistigen Anlage und dem „Sprachgeist"[1]) den Geist als die alleinige Ursache sämtlicher Sprachformen zu bezeichnen, erinnert doch allzusehr an die bekannte Erklärung der einschläfernden Wirkung des Opiums aus seiner „einschläfernden Kraft". Und eben um nicht bloß solche Scheinerklärungen zu geben, befolgt die heutige Sprachwissenschaft die alte methodische Regel, die Probleme ihres Gebietes in so viele Detailfragen zu zerlegen, als es die Natur der Sache zuläßt, und diese — soweit möglich — gesondert zu behandeln. Dieses Bestreben aber führt vor allem dazu, die genetischen und deskriptiven Fragen zu trennen und die letzteren vor den ersteren in Angriff zu nehmen, mit anderen Worten dem Versuche der kausalen Erklärung der Erscheinungen eine beschreibende Analyse derselben zugrunde zu legen.

Die letztere sodann bringt es mit sich, daß man jene Gliederungen an den Sprachmitteln und in den Disziplinen der Sprachwissenschaft vornimmt, die V. so sehr als unnatürlich tadelt. Ob sie dies seien oder ob sie nicht vielmehr, und wieweit sie als natürlich in Anspruch zu nehmen seien, wird uns — sofern die Gliederung nach Teilen der Bedeutung in Frage

[1]) Idealism. und Positiv. S. 19; vgl. S. 24, 63 usw.

Digitized by Google

kommt — im 2. Bande unserer „Untersuchungen“ eingehend beschäftigen. Nur wenn V. sich sogar dazu bewogen sieht, den Satz als unnatürlichen Teil der lebendigen Rede zu bezeichnen, so sei doch sofort bemerkt, daß, falls er dafür etwa als Grund anführt, daß auch Sätze im Sinne von Aussagen und Emotiven häufig nur im Zusammenhang der Rede voll verständlich seien[1]) (und

[1]) Der Terminus „Satz“ ist — wie schon bemerkt wurde — vieldeutig. Sätze im Sinne von Aussagen und interesseheischenden Äußerungen sind autosemantische Sprachmittel; sog. Nebensätze sind dies nicht oder wenigstens nicht immer. Autosemantische „Sätze“ aber sind oft etwas durchaus Abgeschlossenes. Auch wo sie jedoch bloß im Zusammenhang der Rede verständlich sind, bleiben sie jedenfalls natürliche Glieder derselben. Jede Teilung als unnatürlich bezeichnen, wo der betreffende Teil nur im Zusammenhang mit anderen fungiert, heißt überhaupt den Begriff des organischen Teils leugnen, und in absurder Weise nur das einen natürlichen Teil nennen wollen, was in Wahrheit ein Ganzes für sich ist.

Bei einer so weitgehenden Verkennung des Wertes, den eine beschreibende Analyse unserer Sprachmittel auch vom wissenschaftlich-theoretischen (und nicht etwa bloß vom praktisch-pädagogischen) Standpunkt hat, kann uns nun auch nicht wundernehmen, daß Vossler gerade da, wo auch ich in echt „positivistischer“ Weise eine solche Analyse vornehme und an unserer lebendigen Rede autosemantische und synsemantische Bestandteile unterscheide, ein eklatantes Beispiel dafür sieht, daß ich Theorie und Praxis vermenge, weil dabei „die Dinge nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit und zum Teile sogar des subjektiven Geschmackes klassifiziert“ würden (a. a. O. S. 307). Das letztere ist seitens meines Kritikers eine gänzlich unbewiesene Behauptung. In Wahrheit haben die Kriterien, die ich für jene Scheidung angebe, nichts mit dem subjektiven Geschmack, sondern nur mit objektiven Unterschieden in der Weise der Funktion zu tun. Zweckmäßigkeitsrücksichten spielen dabei allerdings eine Rolle, aber eben nur solche, die sich aus dem theoretischen Interesse des Erkenntnisfortschrittes ergeben. Daß es auch eine solche Zweckmäßigkeit gebe, scheint freilich Vossler ganz unbekannt zu sein. Aber sonst ist es in der Wissenschaft und ihrer Methodenlehre eine alltägliche Sache.

Was soll man aber sagen, wenn er zu dem eben zitierten Tadel bezüglich meiner Unterscheidung von autosemantischen und synsemantischen Sprachmitteln hinzufügt: „In den folgenden Paragraphen über die Grundklassen der autosemantischen Sprachmittel aber wird man erstaunt sein, auf psychologische und gar erkenntnistheoretische Unterscheidungskriterien zu stoßen“?

Auch was V. hier „erkenntnistheoretisch“ nennt, ist in Wahrheit psychologisch, und wenn er erstaunt ist, daß ich die Grundklassen der autosemantischen Sprachmittel (nämlich die Aussagen, Emotive, und Vorstellungssuggestive) nach solchen Kriterien scheide, so wird wohl mit mir auch noch mancher andere nicht diese Tatsache verwunderlich finden, sondern nur den Umstand, daß V. darüber staunen zu müssen glaubt.

Digitized by Google

welchen [289] andern Grund könnte er vorbringen?), dies etwas ist, was man auch von den Kapiteln eines wissenschaftlichen Werkes sagen könnte, so daß also auch sie als unnatürliche Teile hinzustellen wären. Auch darf darauf hingewiesen werden, daß V. im selben Atem, wo er die Einteilungen der Grammatiker als unnatürlich hinstellt, sie doch als die lehrreichsten und ergiebigsten bezeichnet. Was heißt dies aber anderes als: sie seien die für den Fortschritt der Erkenntnis zweckmäßigsten? und dies können [290] sie in Wahrheit nur sein, weil und soweit sie der Natur der Dinge entsprechen.

Was die Erklärung der sprachlichen Erscheinungen anlangt, weist V. an den meisten Stellen seiner Schriften jede, die nicht alles auf eine einheitliche Ursache zurückführt, als unwissenschaftlich zurück. Aber in Wahrheit ist auch hier das unwissenschaftliche Verfahren nicht auf Seite seiner Gegner. Für ein deskriptiv einheitliches Gebiet mag uns mit Recht auch der Nachweis einer einheitlichen Genesis der Dinge als Ideal vorschweben. Aber bei so komplizierten Phänomenen wie es die aus physischen und psychischen Vorgängen zusammengesetzten sprachlichen sind, um jeden Preis nur Eine Ursache, z. B. den „Geist", gelten lassen zu wollen, ist das Gegenteil des Natürlichen und Methodischen. Es gleicht — um ein Bild zu gebrauchen, das schon Fechner auf die idealistisch-spekulative Methode in der Philosophie anwendete — dem Versuch, einen Turm von der Spitze an zu bauen. Wie dies nur durch Täuschungen und Phantasmagorien möglich ist, so jenes nur, indem man leere Worte für sachhaltige Gedanken und Scheinlösungen für wirkliche ausgibt und hinnimmt.

14. Endlich formuliert, wie wir bereits wissen, V. seine Vorwürfe gegen die herrschende Sprachwissenschaft auch noch dahin, daß diese in der Sprache nur Regel und Konvention sehe. In Wahrheit sei dagegen „seinem eigensten Wesen nach aller sprachliche Ausdruck individuelle geistige Schöpfung". „Zum Ausdruck einer inneren Intuition [1]) gibt es immer nur eine einzige

---

Aber noch mehr! In seinen uns schon bekannten sprachphilosophischen Schriften nennt er (entweder vermöge seiner gewohnten Willkür im Gebrauch der philosophischen Termini oder eines sachlichen Irrtums) alle Bedeutungen unserer Sprachmittel Erkenntnisse oder Intuitionen und die semasiologischen Untersuchungen erkenntnistheoretische! (vgl. Sprache als Schöpfung usw. S. 23, 105, 113). Und jetzt auf einmal ist er höchlich verwundert, daß ich bei der Unterscheidung der Sprachzeichen nach ihrer Bedeutung „gar erkenntnistheoretische Kriterien" anwende — Quousque tandem!

[1]) Damit bezeichnet V. merkwürdigerweise alles, was die Bedeutung und das Verständnis unserer Sprachmittel ausmacht, indem er sich auch hier an Croce anzulehnen scheint, der die „intuitive oder anschauliche Erkenntnis" in engste Beziehung zum „Ausdrücken" bringt. Die naheliegende Konsequenz,

Digitized by Google

Form. So viele Individuen, so viele Stile ... Syntaktischer Sprachgebrauch und Sprachregeln sind rohe, ungenaue, durch empirische, positivistische und äußerliche Betrachtung entstandene Begriffe, die vor einer streng idealistischen und kritischen Sprachwissenschaft nicht bestehen können. Wenn die Menschen sich sprachlich untereinander verständigen, so hat das doch nicht seinen Grund in der Gemeinsamkeit der Sprachkonventionen oder des Sprachmateriales oder des Satzbaues, sondern in der Gemeinsamkeit der Sprachbegabung. „Sprachgemeinschaften", Mundarten usw. gibt es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Diese Begriffe kommen ebenfalls nur durch mehr oder weniger willkürliche Gruppierungen zustande und sind ein weiterer Irrtum [291] des Positivismus ... Eine Sprache kann im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gelehrt sondern, wie W. v. Humboldt sagt, nur „geweckt" werden. „Nachsprechen ist Sache des Papageis. Dafür hat der Papagei aber auch keinen Stil und ist kein Sprachzentrum. Er ist sozusagen die personifizierte Sprachkonvention, die reine Passivität; er spricht die Sprache nach, aber er behandelt sie nicht schöpferisch." (Positivism. usw. S. 37, 38.)

Demgegenüber sollte es nicht nötig sein, vor allem eine drohende Verschiebung des Fragepunktes zurückzuweisen, die darin liegt, daß V. den Papagei als Typus der „Passivität" oder als die „personifizierte Sprachkonvention" bezeichnet, welche angeblich die positivistische Sprachforschung den Sprachgemeinschaften zuschreibe. In Wahrheit ist er natürlich vielmehr der Typus des verständnislosen Nachsprechens, wovon die Passivität im Sinne des Mangels an schöpferischer Begabung für das Sprechen (oder für einen eigenen und eigenartigen „Stil") doch wohl zu unterscheiden ist, und es kann von vornherein nur davon die Rede sein, ob die positivistischen Grammatiker den Individuen der „Sprachgemeinschaften" gar keine oder zu wenig Sprachbegabung in diesem Sinne zugeschrieben, nicht ob sie sie wie Papageien angesehen hätten.

Aber auch nicht in diesem einzig diskutablen Sinne haben etwa alle empirischen Sprachforscher die Sprachbegabung der Individuen übersehen oder auch nur unterschätzt. Wie anders

daß dann auch eine Absurdität, wenn sie Gegenstand des Ausdrucks ist (und wie oft ist dies leider der Fall!) eine Intuition genannt werden müßte, scheinen Vossler und Croce nicht beachtet zu haben.

Digitized by Google

als durch eine schöpferische Tätigkeit der Sprechenden, die nur bei verschiedenen Individuen graduell mannigfach verschieden sein kann, hätte nach den Vertretern derjenigen Ansicht vom Werden und Wandel der Sprache, welche ich die empiristisch-teleologische genannt habe, die Entstehung und Entwicklung der Sprache sich vollziehen sollen? Und doch hängen, wie ich schon in meinen „Untersuchungen" usw. gegenüber dem Nativismus Wundts betont habe, eine ganze Reihe der hervorragendsten heutigen Sprachforscher dieser Ansicht an. Nur haben sie dieser Lehre von einer schöpferischen Tätigkeit der Individuen nicht jene übertriebene Fassung gegeben, die V. allein als „wissenschaftlich" gelten lassen will.

Auf dem Standpunkte jenes Nativismus allerdings kann natürlich von einer freien schöpferischen Tätigkeit der Individuen, durch welche die Sprache entstanden wäre, keine Rede sein. Ich bin darum ganz erstaunt, daß V. in seiner Schrift „Sprache als Schöpfung und [292] Entwicklung" (S. 107, 108) gerade in einer solchen Äußerung Wundts, wo dieser seine nativistische Ansicht schroff ausspricht, einen glänzenden Beweis dafür erblickt, „wie dieser geistvolle Empiriker sich durch die Schiefheiten seiner logischen Begriffsbildung auf die Dauer nicht in die Irre führen läßt, und wie er, ein erdgeborener Riese, aus der Fühlung mit der Wirklichkeit die Erkenntniskräfte, die sich ihm im Reiche der Abstraktionen zu verflüchtigen drohen, immer in neuer Frische wieder gewinnt". Unter den Zitaten aus Wundt, die als Belege für dieses Lob folgen, finden wir nämlich auch: „Die Sprache ist . . . nichts anderes als diejenige Gestaltung der Ausdrucksbewegungen, die der Entwicklungsstufe des menschlichen Bewußtseins adäquat ist. Dieses menschliche Bewußtsein läßt sich ohne Sprache gerade so wenig denken, wie sich die Sprache ohne menschliches Bewußtsein denken läßt . . . usw." Woran sind wir doch? Kann V. zu dieser Lehre, wonach die Entstehung der Sprache ebenso zu denken wäre wie das unwillkürliche Schreien und Weinen im Affekt des Schmerzes — falls er sie richtig verstanden hat — seine enthusiastische Zustimmung kundgeben, er, der uns (Positivism. usw. S. 50) sagt: „das Wesen der Sprache ist innere Tätigkeit: Intuition. Ob es zur akustischen Äußerung kommt oder nicht, ist praktisch sehr wichtig, theoretisch völlig belanglos"? Er, der die Sprache als eine „individuelle Schöpfung" und als die „köstlichste Gabe geistiger Freiheit" preist? Er, demzufolge die Stillehre die oberste Disziplin der Sprachwissenschaft bildet, in der alle anderen (auch die Lautlehre) ihre letzte, einzige und wahre Erklärung finden sollen, so daß „die sog. Grammatik ganz und restlos in die ästhetische Betrachtung der Sprache aufgelöst" werden muß? (Und diese sieht doch — wenn das Wort „ästhetisch" irgend eigentlich zu verstehen ist — die Freude am Schönen als Motiv für alle Sprachgestaltung an!) Gilt dies alles nach V. auch beim instinktiven Schmerzensschrei, mit dem Wundt die Sprache in ihrer Entstehung auf eine und dieselbe Linie stellt? Oder hat V. die fundamentale Anschauung Wundts vom Wesen der Sprache so gänz-

Digitized by Google

lich mißverstanden und sie als nicht nativistische gedeutet? Fast möchte man dies glauben, wenn man bei ihm (Positivism. S. 59) liest: „Sprechen ... ist nie und nimmer eine instinktive, sondern eine geistige Tätigkeit oder, um auch einmal mit Wundt zu reden: keine Reflex- sondern eine Willkürbewegung". In Wahrheit ist nach Wundt die Sprache keine Willkürbewegung, sondern etwas Instinktives, eine „Triebbewegung", und in der ersten Auflage seiner Physiol. Psychologie hatte er sie auch mit Steinthal und ganz im selben Sinne eine „Reflexbewegung" genannt. Wie ich in meinen „Untersuchungen" S. 604 (vgl. auch schon meine Artikel über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung in der *Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philosophie* **10**, S. 77, 346 ff. und **13**, S. 155 f., 304 f.*) ausgeführt habe, ließ Wundt seither zwar den Namen „Reflex" fallen, nachdem ich in meinem „Ursprung der Sprache" betont hatte, daß durch diesen Steinthalschen Gebrauch jenes Terminus eine Äquikokation gestiftet werde, indem man sonst — bei exakterem Sprachgebrauch — darunter nur eine gar nicht psychisch, sondern bloß physiologisch vermittelte Bewegung verstehe. Aber indem Wundt das, was er früher „Reflex" genannt hatte, heute „Trieb-[293] bewegung" oder „einfache Willenshandlung" nennt, ist — wie schon angedeutet — damit bloß der Name geändert. Seine sachliche Überzeugung von der Natur der Sprachentstehung ist völlig dieselbe geblieben, und wie er früher den Namen „Reflex" in anderem als dem üblichen Sinne verwendete, so jetzt den Terminus „einfache Willenshandlung", indem er jede irgendwie psychisch vermittelte Bewegung so nennt, wenn dabei auch gar keine auf den Erfolg gerichtete Absicht, ja nicht einmal eine Vorstellung desselben im Spiele ist. Kurz: V. schreibt hier Wundt die ganz entgegengesetzte Lehre von derjenigen zu, die dieser wirklich vertritt, und er hat ihn offenbar ebenso mißverstanden, wie es ihm in den wesentlichsten Punkten mit mir ergangen ist — ohne daß die Schuld auf Wundts oder meiner Seite liegt. Auch auf Seite Wundts nicht, da ein aufmerksamer Leser trotz der erwähnten Äquivokationen nicht im Zweifel sein kann, was in dem fraglichen Punkte dieses Autors wirkliche Meinung ist. Aber wenn auch Wundt sicher nicht, so lehren doch — wie schon früher bemerkt — eine ganze Reihe heutiger Sprachforscher, daß die Sprache durch eine schöpferische Tätigkeit der Individuen entstanden sei.

Es ist eine bekannte und allgemein anerkannte Wahrheit, daß von verschiedenen Individuen niemals absolut gleiche Laute geäußert werden, wie es auch nie zwei absolut gleiche Baumblätter und Grashalme in der Natur gibt. Aber ebenso sicher ist, daß nicht auf dieser unendlichen Variabilität der Sprachlaute, oder wenigstens nicht auf ihr allein, die Möglichkeit einer menschlichen Sprache und Sprachgemeinschaft beruht, sondern noch mehr darauf, daß doch die von verschiedenen Individuen geäußerten Laute soweit gleich oder ähnlich sind, daß ihre Verschiedenheit die Assoziation an das Gleiche nicht hindert und

*) Wieder abgedruckt in diesen Gesammelten Schriften, I. Bd., 2. Abt.

Digitized by Google

sie so doch Zeichen gleicher psychischer Zustände und Inhalte werden können. Was aber diese selbst, also das, was durch die Laute ausgedrückt und bezeichnet wird, betrifft, so ist es eine totale Verkennung aller Tatsachen und des eigentlichen Fundaments aller menschlichen Sprache, wenn V. meint, daß auch sie individuell seien, und wenn er in diesem Sinne die individuelle „Anschauung" (αἴσθησις), ja speziell die sinnliche Anschauung als das eigentliche Gebiet der Sprache bezeichnet, während mit Begriffen es nur das bloße Denken zu tun habe.[1]) Anschauungen

[1]) Vgl. Positivism. usw. S. 42, 46. — Auch dieser Fundamentalsatz von Vosslers idealistischer Sprachphilosophie, daß nämlich die Sprache es nicht mit Begriffen, sondern nur mit Anschauungen, insbesondere mit sinnlichen, zu tun habe (ebenso wie die Behauptung, daß es in derselben Sprache, ja sogar in verschiedenen, keine Synonyme gebe), ist sicher ein Ausfluß der Verkennung des Wesens der inneren Sprachform in Verbindung mit einem psychologisch ungenauen Begriff der „Anschauung". Denn mag auch die Bedeutung noch so abstrakt oder speziell der sinnlichen Anschauung fremd sein, die figürliche innere Sprachform, wenn sie auch nicht eine Anschauung im strengen Sinne ist, liegt doch gewöhnlich dieser, und zwar meist der sinnlichen Anschauung, relativ näher. Angesichts des Umstands, daß Vossler die Vorstellungen der inneren Sprachform so völlig mit der Bedeutung verwechselt, daß dies ihn zu obigen schweren Irrtümern führt, wird man wissen, was davon zu halten ist, wenn er gerade auch meine Erörterung des Begriffs der inneren Sprachform im Gegensatz zur äußeren als Beispiel für die (theoretisch-praktische) „Doppelsinnigkeit" meines Werkes anführt, indem jene Erörterung angeblich „zwischen der Rücksichtnahme auf den populären Sprachgebrauch und dem Streben nach logischer Vertiefung" hin- und herschwanke.

Ich muß bekennen, daß ich auch diesen Tadel nicht verstehe; schon darum, weil ein populärer Sprachgebrauch hier meines Wissens gar nicht existiert und ich dabei dem Praktischen, das — wie es scheint — hier den Sinn des Populären haben soll, überhaupt nicht das geringste Opfer gebracht habe. Wenn es auf diesem Gebiete etwas Populäres gibt, so ist es die sachliche Konfusion dessen, was zur inneren Sprachform gehört und dessen, was Sache der Bedeutung ist. Demgegenüber habe ich auf eine scharfe Trennnng gedrungen, während ja gerade Vossler mit zu denen gehört, die das Äußerste in bezug auf jene Verwechslung leisten. So kann, scheint mir, er nicht die Autorität sein, die mir hier ohne ein Wort des Beweises den obigen Vorhalt machen darf.

Dies aber und die früher erwähnte, ebenso unbewiesene, Behauptung, daß ich bei der Scheidung der autosemantischen Sprachmittel theoretische und praktische Rücksichten vermenge (wo er, der jede beschreibende Analyse als etwas bloß Pädagogisch-Praktisches hinstellt, auch nicht als kompetenter Richter gelten kann), sind die beiden einzigen Beispiele, welche er für den Fehler anführt, der sich — wie er versichert — „fast auf jeder Seite" meines Buches verraten soll.

Digitized by Google

im strengen Sinne des Wortes [294] und insbesondere sinnliche, sind, soweit und weil sie von Individuum zu Individuum ins Unendliche variieren können, durch Sprache nicht mitteilbar. Denn wie schon Aristoteles (den aber wohl V. als einen der ersten „positivistischen" Sprachphilosophen bezeichnen würde) gesagt hat: das, wovon die Worte Zeichen sind, *ταὐτὰ πᾶσι παθήματα τῆς ψυχῆς* (de interpr. I, S. 16, a, b). Und nur sofern das, wovon gesprochen wird, verschiedenen Individuen gemeinsam ist, ist überhaupt Sprache und Verständigung möglich.

Aber natürlich muß nicht bloß das Auszudrückende ein Übereinstimmendes, sondern auch das Band zwischen ihm und den Lauten muß ein vielen gemeinsames sein, und damit beginnt notwendig die Konvention und „Regel", und auch sie gehört zu [295] den Fundamenten aller menschlichen Sprache.[1]) Daß dagegen die sog. „Regeln" der Schulgrammatiken nicht immer ein genaues Bild des Sprachzustandes geben, wissen natürlich auch die „positivistischen" Grammatiker. V. glaubt ein starkes Argument gegen die „positivistische" Grammatik, die von Konvention, Sprachgemeinschaften u. dgl. redet, vorzubringen, indem er (Positivism. usw. S. 37) ausführt: „Man sperre zwei oder

[1]) Das hindert natürlich prinzipiell nicht bloß, daß beliebige ins Unendliche gehende Klang- und Lautvariationen als Mittel in Betracht kommen könnten, um für verschiedene Bedeutungen die Bezeichnungen zu liefern, sondern es fordert, daß die verwendeten Laute in ihrem Unterschiede so stark übermerklich sind, um nicht bloß vom Sprechenden selbst, sondern auch von jedem aufmerksamen Hörer leicht auseinandergehalten werden zu können. Bei V. lesen wir (Sprache als Schöpfung S. 54): „Gleichen Eindrücken und gleichen Anschauungen müssen durchaus und haarscharf gleiche Sprachlaute entsprechen." Er fügt selbst hinzu: „Freilich kann es sich in der praktischen Wirklichkeit immer nur um Ähnlichkeit, nie um Gleichheit oder Identität handeln." Aber er meint, die „empirische Tatsache, daß ähnlichen Eindrücken und ähnlichen Anschauungen auch ähnliche Sprachlaute entsprechen, wodurch die sog. Sprachgemeinschaften entstehen können", sei eine genügende Bestätigung für den Satz, den wir zuvor von ihm hörten. Allein ganz abgesehen von der Frage, ob und wie doch aus der oben erwähnten (vermeintlichen) „Tatsache" sich die dezidierte Behauptung soll ableiten lassen, gleichen Anschauungen müßten durchaus und haarscharf gleiche Sprachlaute entsprechen, ist zu betonen, daß die Lehre, es könne sich auch bei den Bedeutungen unserer Sprachmittel nie um Gleichheit, sondern stets nur um Ähnlichkeit handeln, ganz irrig ist. V.s obiger Satz: „Gleichen Eindrücken usw." ist also jedenfalls nicht etwa Sache der „Theorie" im Gegensatz zur Praxis, sondern nur Sache apriorischer Konstruktion im Gegensatze zu dem, was die psychologische Erfahrung lehrt.

Digitized by Google

mehrere Individuen, die früher den heterogensten „Sprachgemeinschaften“ angehört haben, und zwischen denen es keinerlei gemeinsame Sprachkonventionen gibt,[1]) zusammen: sie werden sich vermöge [296] ihrer Sprachbegabung in Kürze verständigen. Auf diesem Wege ist das Englische und sind viele andere Sprachen entstanden; auf diesem Wege erfolgt alle Sprachentwicklung, alles sprachliche Leben. Jeder gibt dazu seinen kleinen Beitrag, jeder beteiligt sich schöpfend: Sprechen ist geistige Schöpfung.“

„Jeder gibt seinen kleinen Beitrag“. Ganz einverstanden! — Aber zu einem solchen wird das vom einzelnen Geschaffene nicht schon durch die „individuelle Schöpfung“, sondern nur, indem die anderen es nicht bloß verstehen, sondern auch selbt akzeptieren und in Gebrauch nehmen. Vossler selbst, getreu seiner idealistischen Ansicht vom Wesen der Sprache als freier, individueller Schöpfung, gestattet sich selbst eine Fülle solcher Freiheiten, indem er in seinem Gebrauch mit erstaunlicher Willkür bei einer ganzen Reihe wichtiger wissenschaftlicher Termini eine Änderung der Bedeutung gegenüber der üblichen vornimmt. So schon beim Namen Grammatik und grammatisch, bei den Termini Theoretisches und Praktisches, Ästhetik und ästhetisch, Kunstgeschichte, Psychologie und psychologisch, logisch und Logik, Erkenntnis und Erkenntnistheorie, Anschauung, Intuition usw. usw. Wenn diese seine „Schöpfungen“ — wie ich hoffe — nicht auch von den anderen Forschern gebilligt und übernommen werden, dann sind sie so wenig Gemeinsprache, als wenn ein Kind sich seine eigene Sprache bildet und alle erwachsenen Männer Papa oder Onkel, alle Beerenarten Kirschen und auch das Aneroid Tiktak nennt. Das wird auch Vossler zugeben. Und etwas anderes als eine solche

[1]) Ist nicht auch das schon ein Stück „gemeinsamer Sprachkonvention“ in dem Sinne, in welchem allein bei der Volkssprache vernünftigerweise davon zu reden ist, daß die Individuen, welche V. hier als Beispiele wählt, schon die übereinstimmende Gewohnheit haben, sich durch Laute zu verständigen? An und für sich können die Menschen ja, wie jedermann weiß, auch durch Gebärden sprechen, und oft genug müssen und mußten diese in Situationen, wie die von V. erwähnte, aushelfen, wenn es dem schöpferischen „Sprachgeist“ (aus dem nach V. das Vorhandensein und Fehlen der sprachlichen Formen erklärt werden muß; vgl. Positivism. und Idealism. S. 19) nicht leicht wurde und wird, die passenden lautlichen Ausdrucksmittel zu finden.

Digitized by Google

Konvention behauptet auch kein „Positivist", der der empiristisch-teleologischen Ansicht von der Entstehung der Sprache huldigt. Wozu also die Anatheme gegen ihn?

15. Doch nicht weiter! Der Leser sieht schon aus dem Gesagten zur Genüge, wie vielen wichtigen Methoden und Positionen der heutigen Sprachwissenschaft Vossler den wissenschaftlichen Charakter abspricht und höchstens praktische Brauchbarkeit im Dienste der Schule und des Sprachunterrichts zugestehen will, und mit welchem Rechte er dies tut. Es wird daraus nun auch vollends begreiflich, daß er auch in meinen „Untersuchungen zur allgemeinen Grammatik", wo ich ja ganz dem Geiste des Positivismus d. h. der empirischen und nicht der idealistisch-spekulativen Methode gefolgt bin, ein beständiges [297] Schwanken zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem Dienste der Wissenschaft und demjenigen der Sprachlehre sehen will.

Aber auch das wird man verstehen, daß ich die Grundsätze und Ratschläge, die er im Zusammenhang mit der Kritik meines Buches (a. a. O. S. 306) für das von mir angeblich Konfundierte, nämlich einerseits eine sog. theoretische und andrerseits eine sog. praktische sprachliche Prinzipienlehre ausspricht — soweit sie etwas Originelles oder neu Klingendes enthalten — teils gar nicht zu verstehen vermag, teils für falsch halten muß,[1]) und ich will hier nicht weiter dabei verweilen.

---

[1]) Ich vermag es z. B. nicht zu verstehen, wenn Vossler bezüglich der theoretischen Prinzipienlehre betont, daß hier die Begriffe in letzter Linie wahr und universal sein müßten, nachdem er doch schon zuvor betont hatte, daß sie möglichst richtig und allgemein zu sein hätten. Ist richtig und wahr einerseits und universal und allgemein andrerseits auch im Gebiete des Theoretischen nicht dasselbe? Was soll es ferner heißen, daß bei einer praktischen Prinzipienlehre — mag man unter dem Praktischen das Eigentümliche einer praktischen Wissensdisziplin oder das bloß Pädagogische im Sinne eines Schulbuchs verstehen, was Vossler nicht auseinanderhält — „das Richtige selbst auf Kosten des Wahren zu bestimmen" sei? Wenn man das Praktische im ersteren Sinne und somit das Gebiet des Wertens und Wählens im Auge hat, so gibt es zwar zweifellos — und wurde auch von mir betont — ein Richtiges, welches mit dem Richtigen im Sinne des Wahren nicht dentisch ist. Aber es besteht doch auch kein Gegensatz zwischen ihnen. Denn auch, daß etwas richtiger Zweck (d. h. ein letzter Wert) und daß es als Mittel zu einem gewissen Zwecke richtig gewählt sei, muß doch wahr sein, und diese Wahrheit untersteht den allgemeinen Regeln der Logik. Und wenn V. fortfährt, das Nützliche sei selbst auf Kosten des Richtigen zu

Digitized by Google

Kam es mir doch überhaupt weniger auf eine Verteidigung meiner „Untersuchungen" gegen Vosslers Tadel an als auf ein allgemeineres Resultat.

Ich bin, wie schon zu Anfang gesagt wurde, mit V. ganz einig, daß heute eine größere Annäherung der Sprachwissenschaft und [298] Philosophie sehr zu wünschen wäre. Wir differieren aber, wie man sich sattsam überzeugen konnte, sehr über das Wie und über das Wesen und die Methode der philosophischen Sprachbetrachtung, durch die wir die historische Einzelforschung ergänzt sehen möchten. Das sah natürlich auch Vossler selber, und wie es ihn wohl bestimmt hat, eine Kritik meines Buches zu schreiben, so führt es mich dazu auch meinerseits auf seine Wege und Gedankengänge zu blicken. Sie sind meines Erachtens nicht ein Förderungsmittel für die von mir gewünschte Annäherung von Philosophie und konkreter Sprachforschung. Ich fürchte vielmehr, daß wenn irgendwelche Vertreter der letzteren Vosslers Darlegungen und Ähnliches, was jetzt als Frucht einer späten (und wahrhaftig nicht verbesserten) Nachblüte Hegelscher Spekulation in Italien wieder zu uns zurück importiert werden soll,[1]) als genuines Erzeugnis einer tieferen philosophischen Spracherkenntnis rühmen hören, sie sich mit

---

bestimmen, ist hier das „Richtige", das danach preisgegeben werden soll, im selben Sinne zu verstehen wie zuvor, wo wir hörten, daß es dem Wahren vorzuziehen sei? Ich kann auch nicht ohne weiteres zugeben, daß im Gebiete des Praktischen stets das Besondere auf Kosten des Allgemeinen zu bestimmen wäre, während auf theoretischem Gebiete die Begriffe stets möglichst allgemein sein müßten. Doch lohnt es — wie schon bemerkt — nicht, bei einer weiteren Kritik von Einzelheiten zu verweilen, wo die Grundvoraussetzungen so irrig sind und überdies auf dieses Detail recht wenig Überlegung verwendet erscheint.

[1]) Mit dem Obigen will ich übrigens nicht sagen, daß wir gegenwärtig in Deutschland in bezug auf Hegelsche Ideen ganz auf diesen Import angewiesen wären. Sie sind ja bei uns noch nie ganz ausgestorben und scheinen eben jetzt sich wieder auf verschiedenen Gebieten der Philosophie mehr geltend machen zu wollen. Diese Beobachtung war mit ein Grund, der mich bestimmte, länger bei Vosslers in dieser spekulativen Richtung wurzelnden Gedanken zur Reform der Sprachwissenschaft zu verweilen. Sie scheinen mir ein Beispiel, welches in deutlichster Weise zeigt, zu was für Willkür, Unklarheiten und Irrwegen es führt, wenn man im Sinne dieser Art des Philosophierens die psychologische Erfahrung und ihre nach möglichster Strenge und Exaktheit ringenden Methoden verachtet und statt dessen auf ungebundene Phantasie und freie Kombination vertraut.

Digitized by Google

ähnlichem Mißtrauen von aller Sprachphilosophie abwenden möchten, wie es einst die Vertreter der (damals bereits erstarkten) Naturforschung getan haben, als ihnen aus demselben spekulativ-idealistischen und erfahrungsfeindlichen Geiste heraus eine „Naturphilosophie" als tiefere, philosophische Ergründung der physischen Welt angepriesen wurde. Denn wenn jene „Naturphilosophie" sich bei näherem Zusehen vielfach nur als ein Gewebe apriorischer Behauptungen (über Fragen, worüber doch nur die Erfahrung entscheiden kann) und als ein unfruchtbares dialektisches Spiel mit äquivoken Termini und konfusen Begriffen erwies, so gilt dergleichen von dem, was Vossler uns als Sprachphilosophie bietet, in noch höherem Maße. Dieses vermeintlich tiefere Erfassen des Wesens der Sprache und diese vom Geiste sog. idealistischer Ästhetik [299] diktierten kritischen und Reformgedanken über die heutige Sprachwissenschaft boten uns ja — ganz abgesehen von der starken Entstellung dessen, woran hier Kritik geübt wird — größtenteils das Bild von kühnen Behauptungen ohne ernsten Beweisversuch, von arg übertriebenen Einseitigkeiten und einem Wirrsal von Äquivokationen. Vossler erblickt in der gesamten modernen Psychologie eine Gefahr für die Wissenschaft. Ich meinerseits müßte es als einen Schaden betrachten, wenn irgendjemand, der es mit der Wissenschaft ernst meint, durch einen Blick auf Vosslers Sprachphilosophie ein Mißtrauen gegen alle philosophische Sprachbetrachtung faßte oder wenigstens in einem schon bestehenden bestärkt würde. Darum habe ich die Mühe nicht gescheut, das Meinige zu tun, daß seine Ausführungen in dieser Zeitschrift und die in den oben erwähnten programmatischen Schriften, welche im Namen der Philosophie gegen die heutige Sprachwissenschaft so ungerechte Vorwürfe erheben, auch von philosophischer Seite nicht unwidersprochen bleiben.

Digitized by Google

XXII.

Über die Funktion der Kasus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Funktion dessen, was die Grammatiker „Kasus“ nennen, ist bekanntlich etwas recht Mannigfaltiges. Um dabei zu etwas relativ Einheitlichem zu gelangen, muß man vor allem den Vokativ und den Dativus ethicus aussondern, sofern sie den Ausdruck und die Beeinflussung des Gemüts- und Willenslebens bezwecken, also Emotive sind. Aber weiter auch den Nominativ, soweit er dem Ausdrucke eines besonderen Urteilsmodus dient, nämlich die Funktion des Subjektes oder Prädikates in einem wahrhaft kategorischen oder „Doppelurteil“ hat, wie: dieser Baum blüht; dieses Runde ist metallglänzend u. dgl.

Soweit aber der Nominativ bloß als Vorstellungssuggestiv fungiert, sind zwei Fälle auseinanderzuhalten, nämlich der, wo er dies für sich allein, und der, wo er es im Zusammenwirken mit einem Casus obliquus tut. Die interessantesten Probleme, welche die Lehre von der Bedeutung der Kasus überhaupt birgt, bieten die letzteren Fälle, wo also ein Casus obliquus zusammen mit einem Nominativ oder überhaupt zusammen mit den ihn regierenden Worten (handle es sich nun dabei um einen Nominativ und überhaupt um ein Nomen oder nicht) als Vorstellungssuggestiv fungiert, und ihnen ist mit gutem Grund eine besondere Betrachtung zu widmen.

Auf die Frage, was denn die eben erwähnten Kasusfügungen bedeuten, pflegen die Grammatiker zu antworten: sie bezeichneten Verhältnisse, Beziehungen oder Beziehungsbegriffe. Und was auch für Einschränkungen und Berichtigungen an dieser Auskunft nötig sein mögen, so ist daran jedenfalls so viel richtig, daß wir in der Tat an den Casus obliqui (zusammen mit den sie regierenden Worten) das am meisten charakteristische Ausdrucksmittel und Suggestiv vor uns haben für die Korrelativa

Digitized by Google

und relativen Bestimmungen,[1]) also für die eine der beiden fundamentalen Klassen von Begriffsverbindungen, in denen sich unser Denken bewegt.

Unter den Begriffen, wodurch wir die (von der Sprache genannten) Gegenstände auffassen, finden sich ja zwei wesentlich verschiedene Weisen der Verknüpfung. Die eine, welche allgemein anerkannt ist, ist die Attribution, und sie ist in Wahrheit keine andere als die, welche in Reflexion auf die Prädikation entstanden und gebildet ist. Prädizieren ist ein besonderer Modus des urteilenden Verhaltens, nämlich ein Identifizieren. Ein solches liegt vor, wenn ich z. B. sage: dieses Runde ist metallglänzend. „Rundes-Glänzendes" aber heißt nichts anderes als: Rundes, welches glänzend ist. Was mit Recht attributiv verbunden werden soll, das muß in subjecto identisch sein, d. h. sich wie Prädikat und Subjekt einer möglichen richtigen Prädikation verhalten. Doch neben dieser Weise der Begriffsverbindung treffen wir, als auf ein letztes Element unseres Denkens, noch auf eine andere wesentlich davon verschiedene nämlich die Korrelation. Sie ist nicht selten in ihrer Eigenart verkannt worden. Wollte man sie doch auf die Prädikation oder Attribution zurückführen. Allein dies ist ganz unmöglich, da es für die Korrelate charakteristisch ist, im Denken und Sein (untrennbar) verbunden zu sein, ohne daß das eine mit dem andern in subjecto identisch ist oder zu sein braucht. Und eben diese eigentümliche Stellung der Glieder einer Relation hat in dem Verhältnis des obliquen Kasus zu den ihn regierenden Worten den eigenartigsten Ausdruck gefunden, während das Verhalten des attributiv Verbundenen sich sprachlich als eine Fügung in recto charakteristisch darstellt.

Allein wie die Sprache auch anderwärts und in anderen Belangen wohl gewisse fundamentale Unterschiede der Gedanken im allgemeinen erschaut oder an sie gerührt hat, aber die dafür gewählten Ausdrucksmethoden dann auch über diesen ursprünglichen Zweck hinaus verwendet und mit anders gerichteten vermischt, so geschah und geschieht es auch in unserem Falle. Die eigentümliche Fügung des Casus obliquus wurde (auch

---

[1]) Den Unterschied zwischen einer „Korrelation" und einer „relativen Bestimmung" habe ich schon in meinen „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" 1908, S. 409 ff., klargelegt.

Digitized by Google

innerhalb ihrer Funktion als Vorstellungsausdruck) in mannigfacher Weise ihrem natürlichsten Sinn entfremdet.

Eine solche Entfremdung liegt schon vor, wo der Casus obliquus nicht bloß Ausdruck der Korrelation oder relativen Bestimmung, sondern nebenbei zugleich einer damit verknüpften Attribution oder Determination ist. Und sie schreitet weiter fort, wo ganz dieselbe grammatische Konstruktion u. U. auch dazu dient, um direkt eine Attribution oder Determination auszudrücken, wobei die Verwandtschaft mit der früher erwähnten Funktion nur darin besteht, daß das determinierende Element eben eine Korrelation oder relative Bestimmung ist.

Aber nicht genug! Während bei diesen Verwendungen der obliquen Kasus doch überall irgendwie eine derartige, von der attributiven fundamental verschiedene Begriffsverknüpfung zur Bedeutung gehört, ist bei einer weiteren sehr ausgedehnten Gruppe von Fällen auch dies nicht mehr der Fall; vielmehr ist die Vorstellung einer Korrelation oder relativen Bestimmung, die dabei im Spiele ist, bloß ein Bild der inneren Sprachform. Der Bedeutung nach aber haben wir es weder mit einer Korrelation mit oder ohne Determination, noch mit einer Determination durch Korrelation (oder durch eine relative Bestimmung) zu tun, sondern entweder liegt eine Determination durch eine absolute Bestimmung vor,[1]) oder nicht einmal dies, sondern eine Modifikation im eminenten Sinne dieses Wortes.[2])

Die ausführliche und genauere Beschreibung und Analyse dieser mannigfachen Übertragungen, die das Bezeichnungsmittel der Casus obliqui (auch sofern sie bloß als Begriffsausdruck dienen) erfahren hat,[3]) macht die Lehre von der Kasusfunktion zu einem sprechenden Beitrag für die Beantwortung der allgemeinen methodischen Frage, ob und wiefern die Psychologie, speziell die Psychologie des Denkens, von der Sprache, und wie

---

[1]) Oder falls eine solche Korrelation oder relative Bestimmung der Bedeutung angehört, ist es doch nicht die, welche durch den Kasus ausgedrückt erscheint und deren Vorstellung zunächst durch ihn erweckt wird.

[2]) Die Attribution ist hier (z. B. bei ein Pferd in Marmor, lupus in fabula) nur eine scheinbare, wenigstens in dem Sinn, daß auch, falls eine solche wirklich vorliegt, es doch nicht die ist, welche durch die sprachliche Fügung angedeutet erscheint.

[3]) Sie wird in einer eben (1911) erschienenen Schrift, „Die ‚logische', ‚lokalistische' und andere Kasustheorien" (Halle, bei Max Niemeyer), geboten.

Digitized by Google

umgekehrt die Sprachwissenschaft von der Psychologie lernen könne und müsse. Sie illustriert aufs deutlichste, wie die Sprache und ihre Struktur durchaus nicht als zuverlässige Vorlage für die Beschreibung der Struktur der Gedanken dienen kann, daß wir diese vielmehr erst in sich selbst, auf dem Wege der inneren Wahrnehmung und Beobachtung, erkannt haben müssen, um beurteilen zu können, was an der sprachlichen Syntaxe „logisch", d. h. in Hinsicht auf die Bedeutung begründet, und was Ausfluß ganz anderer Faktoren ist. Es erweist sich also, wie der Psychologe von der Sprache – wenn auch nicht ausschließlich, so doch in hervorragendem Maße — d a d u r c h lernt, daß sie ihm sehr interessante Aufgaben und Probleme stellt, aber nicht ohne weiteres die Lösung gibt, und daß der Sprachforscher aus der Psychologie Belehrung schöpft, indem sie ihm für sein Objekt von der wichtigsten, nämlich der semantischen Seite das deskriptive und genetische Verständnis erschließen hilft.

Digitized by Google

XXIII.

Antwort auf eine Umfrage der akademischen Antiduell-Liga.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie haben bei Ihren Bestrebungen für eine Verbesserung des „Ehrenschutzes“ natürlich nicht die Ehre im Sinne des inneren sittlichen Wertes der Persönlichkeit im Auge, welche vor fremden Eingriffen sicher und unabhängig ist, sondern die Ehre im Sinne der berechtigten „Reputation“, die man bei anderen genießt und die ohne unsere eigene Schuld gemindert, ja geraubt werden kann. *Sie* ist zweifellos etwas, das durch äußere Institutionen geschützt werden *kann*, und da sie, insbesondere als Bedingung nützlicher Wirksamkeit unter den Mitmenschen ein wichtiges Gut ist, auch geschützt werden *soll*.

Es liegt aber meines Erachtens durchaus in der Richtung des allgemeinen Fortschritts auf sittlich rechtlichem Gebiete, daß hierin, wie in bezug auf andere äußere und gesellschaftliche Güter, nicht der einzelne sich selbst zu schützen und auf eigene Faust sich sein Recht zu verschaffen suche in einer Weise, welche der privaten Rache und gewalttätigen Wiedervergeltung ähnlich sieht, sondern, daß auch dieser Rechtsschutz jedem in einer durch die Gesellschaft nach ethisch-vernünftigen Grundsätzen geregelten Weise zuteil werde. Ein Schutz, der dann zugleich erfolgreicher sein und mehr eine Wiederherstellung der verletzten Ehre und Reputation (wenigstens in den Augen des von diesen Grundsätzen Beseelten) bewirken wird, als die auf (mit Recht) veralteten Anschauungen beruhende Austragung der Sache durch die Waffen.

Digitized by Google

Digitized by Google

XXIV.

Die Gesetze der Zivilisation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gesetze der Zivilisation.*)

Wohl kein Gebiet philosophischer Forschung hat in Deutschland bisher weniger Bearbeitung gefunden als die Philosophie der Geschichte; weiß man doch, außer Hegels Vorlesungen, kaum ein bezügliches neueres Werk zu nennen, das nachhaltenden Einfluß geübt hätte. Es ist dies auffallend, da kein Volk sich so viel mit Geschichte beschäftigt hat wie das deutsche. Keines ist so emsig gewesen in der Sichtung von Materialien und Sammlung von Tatsachen. Soll vielleicht diese Tätigkeit die philosophische Geschichtsbetrachtung ersetzen? Sie kann es gewiß nicht; vielmehr bleibt die Ermittelung historischer Gesetze das Ziel, das, wenn nicht allein, doch vorzüglich die auf die Feststellung des Einzelnen verwandte Mühe lohnt. So hoch die Kenntnis der Gesetze der kosmischen Bewegungen über diejenigen des jetzigen oder irgendeines früheren Standes der Gestirne und die Einsicht in die Gesetze des Lebens über der Erudition des beschreibenden Botanikers oder Zoologen steht; so hoch steht die Einsicht in die allgemeinen Gründe, welche den Fortschritt und Verfall der Kultur bedingen, über der Kenntnis der individuellen geschichtlichen Tatsachen. Und nicht bloß in sich ist jene Erkenntnis wertvoller, weil sie umfassender und allgemeiner ist, sondern indem sie ein Vorausberechnen der Zukunft möglich macht, gewinnt sie auch eine unvergleichlich größere praktische Tragweite.

England und Frankreich haben die philosophische Geschichtsbetrachtung eifriger als wir gepflegt. Unter den bezüglichen Arbeiten des Auslandes sind in Deutschland bisher fast ausschließlich die englischen berücksichtigt worden, während man

---

*) Diese Besprechung des Werkes La civilisation et ses lois. Morale sociale par Th. Funck-Brentano, professeur de droit des gens à l'école des sciences politiques. (Paris 1876), erschien in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 264. 20. September 1876. (Seite 4029—4030) Augsburg.

Digitized by Google

in England nicht unterließ auf Frankreich zu achten. Comte z. B. hat dort bedeutenden Anhang gewonnen.

„Die Gesetze der Zivilisation" von Funck-Brentano bieten einen neuen Beitrag zu diesen Forschungen, und sowohl andere Vorzüge des Buches als insbesondere seine ernste Tendenz veranlassen uns, den deutschen Leser darauf aufmerksam zu machen. Der Verfasser geht im Grund auf nichts Geringeres als auf die Regeneration Frankreichs aus. Mehrfach macht sich jetzt ein solches Streben in der französischen Literatur geltend. Hier sehen wir einen Albert Sorel, der sich bisher nur durch einige Romane bekannt gemacht hatte, ein historisches Werk veröffentlichen, das als diplomatische Geschichte des deutsch-französischen Krieges zu dem Berichte des preußischen Generalstabes über die militärische Seite der großen Fehde ein würdiges Gegenstück bildet; dort einen Taine, der, mit Kunst und Literatur, philosophischer Kritik und empirischer Psychologie, mit Diplomatie, nach eigenem Geständnis, nicht viel mehr als die Vorstellung goldgestickter Kragen zu verbinden wußte, in ernste politische Studien sich vertiefen. Bei Funck-Brentano tritt die Philosophie in den Dienst der Reform. Er nennt sein Werk: „Soziale Moral"; er nennt es zugleich „Die Zivilisation und ihre Gesetze", und jeder der beiden Namen ist in seiner Weise bezeichnend. Die soziale Moral hat nämlich nach dem Verfasser der gesamten Gesellschaft den Weg zu glücklichen Zuständen, also zum Besitze der Güter wahrer Kultur, zu zeigen. Und dies kann sie nur tun, indem sie die Gesetze der sozialen Entwicklung darlegt.

Das erste Buch, „Die Sitten und Gesetze" betitelt, betrachtet die Entstehung des Pflicht- und Rechtsbewußtseins im allgemeinen, dann die Entwicklung der Familiensitten und des Eigentumsrechts, die Ausbildung der verschiedenen bürgerlichen Verfassungen, die Bedingungen ihres Bestandes und die Gründe ihrer Entartung. Das zweite Buch handelt von der Entwicklung und dem Verfall der religiösen Anschauungen und der Wissenschaft. Die Darstellung der ersten Keime des religiösen Bewußtseins und die Ausbildung der großen Religionssysteme des Altertums erschien uns hier von vorzüglicher Bedeutung. Das dritte Buch beschäftigt sich mit Kunst und Literatur. Es enthält einen reichen Schatz geistvoller ästhetischer Betrachtungen, insbesondere neue und interessante Vergleiche zwischen den Erzeugnissen derselben Kunst bei verschiedenen Völkern und

Digitized by Google

zwischen den Geboten verschiedener Künste in demselben Stadium ihrer Ausbildung. Das vierte Buch, mit der Überschrift „Arbeit und Reichtum", bietet neue Gesichtspunkte zur Betrachtung der wichtigsten nationalökonomischen Fragen und enthält eine Fülle selbständiger Untersuchungen. Der Verfasser bespricht die hervorragende Stellung der Arbeit unter den Elementen der Kultur, die Streitigkeiten der Ökonomisten und Sozialisten, die den Preis, das Kapital, die Interessen und die Arbeitslöhnung betreffenden Fragen, Freihandel und Schutzzoll, das Malthussche Gesetz und die Zukunft der Arbeiterbewegung. Das fünfte Buch handelt von Frieden und Krieg, insbesondere von den Ursachen und verschiedenen Arten der Kriege, dem Fortschritt und Verfall des Kriegswesens und dem kriegerischen Geiste.

Überall zeigt der Verfasser reiche Kenntnisse, die ebensosehr aus deutschen als französischen Quellen geschöpft sind, und ein seltenes kombinatorisches Talent. Die Darstellung empfiehlt sich durch eine gewählte, oft klassisch zu nennende Diktion bei unverweiltem Fortschritt der Gedanken.

Unter den Gesetzen der Zivilisation betont Funck-Brentano vornehmlich eines, das sich auf allen Gebieten menschlicher Entwicklung bewähre; überall sei die Einhelligkeit der Gesinnungen und Bestrebungen Quelle des Fortschritts, das Gegenteil Ursache des Verfalls. Die gegenwärtige Zerfahrenheit der Überzeugungen und Bestrebungen beweist, daß unsere Kultur dem Verfall entgegengeht. Man erkennt ihn bereits auf dem Gebiete der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Politik und des materiellen Wohlstands. Die Regeneration fordert vor allem Einigung. Der Verfasser mahnt die Industrie, die Arbeitsteilung nicht so weit zu treiben, daß die Koordination der Arbeit, der sie dienen sollte, dadurch beeinträchtigt werde; er mahnt die politischen Parteien, und am meisten die seines Vaterlandes, zu gegenseitiger Verständigung, und will, daß, wer gleich ihm selbst den christlichen Glauben nicht teilt, ihn wenigstens als eine historische und soziale Notwendigkeit ehre, als einen Rest intellektueller Einheit, ohne den unsere Kulturvölker nicht im Stande seien, den Bau der Wissenschaft fortzuführen.

Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er glaubt, die intellektuelle und moralische Einheit der Gesellschaft sei für die Kunst von hohem Werte. Nur wenn es dem Künstler gegeben ist, aus den großen und einheitlichen Überzeugungen

Digitized by Google

seines Volkes heraus seine Gebilde zu schaffen, gewinnen sie jene natürliche Macht und Größe der Empfindung, die wir in der Blütezeit griechischer Kunst bewundern. Man hat zwischen objektiven und subjektiven Zeiten in der Kunstentwickelung unterschieden, je nachdem die Lebensanschauung, in der die Ideen und Gefühle des Künstlers wurzeln, sein Eigentum und Werk oder vielmehr Gemeingut des ganzen Volkes und von diesem geschaffen sind. Die künstlerisch größeren Zeiten sind ohne Zweifel die letzteren.

Viel weniger können wir Funck-Brentano recht geben, wenn er auch vom wissenschaftlichen Fortschritt sagt, er stehe in direktem Verhältnis zu den Elementen geistiger Einigung, die sich in der Gesellschaft finden. Wohl ist hier Einheit nötig im Sinn eines Zusammenarbeitens. Es tut not, daß viele über dasselbe denken; aber daß sie dasselbe denken, ist nur zu wünschen, wenn die Einheit eine Frucht der Wahrheit ist. Und was auf dem Gebiete der Überzeugungen und des Wissens, das gilt auch auf dem des Wollens und der Sitten. Wohl gibt die Vereinigung mehr Kraft, aber besser eine geringere Kraft, die auf Höheres hinwirkt, als eine größere, die auf Geringeres oder gar auf geradezu Schlechtes abzielt. Jedem Fortschritt der Gesamtheit müssen Fortschritte der einzelnen den Weg bahnen.

Der Ruf nach intellektueller und moralischen Einigung ist von Funck-Brentano nicht zum erstenmal in der französischen Philosophie erhoben worden. Auch A. Comte erschien diese Einheit für den Fortschritt unerläßlich. Das Christentum schien ihm sich überlebt zu haben, aber an der Stelle desselben, beziehungsweise der katholischen Kirche, wollte er eine neue religiöse Gemeinschaft gründen, deren Oberhaupt die gesamte Menschheit gehorchen sollte.

Was uns betrifft, so leugnen wir nicht, daß die Einheit religiöser Überzeugungen den mittelalterlichen Völkern förderlich war; allein daß wirklich eine Fülle des Guten und nicht vielmehr das größte Übel aus ihr hervorging, verdanken wir sicherlich großenteils einer Kraft, welche ihrem Einfluß entgegenwirkte. Comte legt das größte Gewicht auf die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt. Funck-Brentano hat dieses Moment nicht hervorgehoben zum großen Nachteil der Erklärung. Warum hat gerade im christlichen Abendland und nicht auch bei den Arabern, die doch auch religiös geeinigt waren, die Zivilisation so glück-

Digitized by Google

liche Fortschritte gemacht? Warum ist bei ihnen die Kultur so rasch dem Verfall zugeeilt? Nicht die im Verhältnis zu seiner Ausbreitung zu geringe Zahl des Volkes, auf die Funck-Brentano hinweist, sondern die wehrlose Stellung der Wissenschaft gegenüber dem orthodoxen Glaubensfanatismus trug vornehmlich die Schuld. Auch im Abendland hatte die Freiheit der Forschung harte und langdauernde Kämpfe zu bestehen; aber während gegen die Kalifen, welche die geistliche und weltliche Gewalt in sich vereinigten, kein Widerstand denkbar war, stand im Abendland dem Papst ein Kaiser gegenüber, zu welchem Occam sagen konnte: „Tu me defendas gladio, ego te calamo defendam"; wie denn auch umgekehrt wiederholt der Papst den Kaiser hinderte, byzantinische Zustände herbeizuführen. Dem Umstande, daß die katholische Kirche keine Nationalkirche war, sondern geistliche und weltliche Gewalt sich gegenseitig in Schranken hielten, verdanken wir es, daß die Idee der Gewissensfreiheit aufkeimte und mehr und mehr zur vollen Verwirklichung gelangte.

Da uns das Werk von Funck-Brentano unwillkürlich an Comtes geschichtsphilosophische Ansichten erinnerte, so sei hier noch eine weitere vergleichende Bemerkung beigefügt. Funck-Brentano hat sich weniger als Comte von den nationalen Vorurteilen der Franzosen frei gemacht. Sie treten besonders im dritten Buch auffallend hervor. Sowohl die französische Malerei als auch die französische Dichtkunst und Musik werden in überschwänglicher Weise gepriesen, so daß neben ihnen die überlegenen Leistungen anderer Völker ganz in den Schatten gestellt erscheinen. Von dem Verfalle jedoch, den Funck-Brentano, wie früher bemerkt, in der Gegenwart auf allen Gebieten beklagt, nimmt er Frankreich nicht aus; vielmehr sagt er seinen Landsleuten in dieser Hinsicht wiederholt bittere Wahrheiten und gibt zu, daß die wissenschaftliche Forschung in der jüngsten Vergangenheit bei den Deutschen noch kompakt auf dem Wege des Fortschritts verharrte, während sie in Frankreich bereits in Lethargie versunken war.

Allein selbst da, wo er in starken Worten es ausspricht, daß Frankreich zurückgeblieben ist, tritt deutlich die Überzeugung zu Tage, daß die Art, wie das Werk der Kultur in Europa fortgeführt werden wird, nur von dem Eintritt oder Nichteintritt der Regeneration Frankreichs abhänge. Deutsch-

Digitized by Google

land, England, Italien werden nahezu übersehen. Von dem gealterten Frankreich wird das Zepter, wie beim Niedergang der griechisch-römischen Kultur, auf „junge und jungfräuliche Rassen“ übergehen, die Funck-Brentano wohl mitbeeinflußt von dem alten Glauben, daß von Osten her die Träger der Zivilisation kommen — in den Slaven erblickt.

Allein diese vermögen nicht aus sich und mit ihren gegenwärtigen Mitteln die europäische Kultur weiter zu bilden. Sie bedürfen dazu einer neuen dem Christentum überlegenen Religion und einer Sprache, die durch Einfachheit und Abstraktion die französische und englische in ähnlicher Weise übertrifft, wie diese sich vor den slavischen auszeichnen. Dazu können sie nur durch Hilfe der bestehenden Zivilisation gelangen, und Frankreich ist sie ihnen zu gewähren berufen. Entweder auf dem Wege friedlichen Überganges oder nach blutigen Invasionen werden die Elemente der modernen Kultur aus Frankreichs Hand an die östlichen Stämme gelangen. Jedenfalls gehört, so schließt der Verfasser sein Buch, die Zukunft einer franko-slavischen Zivilisation. So offenbart es auch am Schluß einen ungeschwächten Glauben an den alleinseligmachenden europäischen Beruf Frankreichs.

Bei den deutschen Lesern werden derartige Äußerungen weniger Verstimmung als Lächeln erregen. Das hohe Selbstbewußtsein unserer westlichen Nachbarn ist uns längst bekannt. Wir kennen aber auch, ohne in ähnlicher Weise uns überschätzen zu wollen, unseren eigenen Wert.

Zur Ehre des Verfassers sei es gesagt, daß durch solche nationale Vorurteile der Wert seines Buches nur stellenweise beeinträchtigt wird. Treu der alten deutschen Art, gerecht zu sein, auch wenn man selbst in seinem Recht verletzt worden ist, erkennen wir diesen willig an, und es sei darum das Werk, welchem Gegenstand und Weise der Behandlung ohne Zweifel das größte Interesse verleihen, unseren Lesern aufs wärmste empfohlen.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle (Saale).

Digitized by Google